

Edition Moderne Postmoderne

ECKARD ROLF

Der andere Austin

Zur Rekonstruktion/Dekonstruktion
performativer Äußerungen –
von Searle über Derrida zu Cavell
und darüber hinaus

[transcript]

Eckard Rolf
Der andere Austin

Eckard Rolf (Prof. Dr.) lehrt Sprachwissenschaft am Germanistischen Institut der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster. Seine Forschungsschwerpunkte sind Syntax, Pragmatik und Textlinguistik.

ECKARD ROLF

Der andere Austin

Zur Rekonstruktion/Dekonstruktion performativer Äußerungen –
von Searle über Derrida zu Cavell und darüber hinaus

[transcript]

Die freie Verfügbarkeit der E-Book-Ausgabe dieser Publikation wurde ermöglicht durch den Fachinformationsdienst Philosophie.



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Attribution-NonCommercial-NoDerivs 4.0 Lizenz (BY-NC-ND). Diese Lizenz erlaubt die private Nutzung, gestattet aber keine Bearbeitung und keine kommerzielle Nutzung. Weitere Informationen finden Sie unter

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Um Genehmigungen für Adaptionen, Übersetzungen, Derivate oder Wiederverwendung zu kommerziellen Zwecken einzuholen, wenden Sie sich bitte an rights@transcript-publishing.com

Die Bedingungen der Creative-Commons-Lizenz gelten nur für Originalmaterial. Die Wiederverwendung von Material aus anderen Quellen (gekennzeichnet mit Quellenangabe) wie z.B. Schaubilder, Abbildungen, Fotos und Textauszüge erfordert ggf. weitere Nutzungsgenehmigungen durch den jeweiligen Rechteinhaber.

Erschienen 2009 im transcript Verlag, Bielefeld

© Eckard Rolf

Umschlaggestaltung: Kordula Röckenhaus, Bielefeld

Lektorat & Satz: Eckard Rolf

Druck: Majuskel Medienproduktion GmbH, Wetzlar

Print-ISBN 978-3-8376-1163-2

PDF-ISBN 978-3-8394-1163-6

<https://doi.org/10.14361/9783839411636>

Buchreihen-ISSN: 2702-900X

Buchreihen-eISSN: 2702-9018

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier mit chlorfrei gebleichtem Zellstoff.

Inhalt

Einleitung	9
Die <i>Rekonstruktion</i> der performativen Äußerungen	15
1 Austins Austin	17
2 Sesonskes Austin	49
3 Benvenistes Austin	55
4 Warnocks Austin	63
5 Katz' Austin	73
6 Recanatis Austin	81
7 Searles Austin	87
8 Cavells Austin	95
<i>Intermezzo: Wie Performative funktionieren – die Linguistik des Explizitgemachten</i>	103
Die <i>Dekonstruktion</i> der performativen Äußerungen	121
9 Derridas Saussure	125
10 Derridas Austin	137
11 Searles Derrida	151
12 Derridas Searle	161
13 Cavells Derrida	187
14 Felmans Austin	201
15 Butlers Austin	213
16 Krämers Austin	223
Epilog	241
Literatur	247

„Deklarationen führen allein kraft des Umstands, daß sie erfolgreich vollzogen werden, eine Änderung im Status oder der Lage desjenigen Gegenstands (bzw. derjenigen Gegenstände) herbei, über den (bzw. die) gesprochen wird. Dieses Merkmal von Deklarationen unterscheidet sie von den andern Kategorien. In der gesamten Diskussion dieser Themen, die sich an Austins ursprüngliche Einführung seiner Unterscheidung zwischen Performativen und Konstativen angeschlossen, ist dieses Merkmal von Deklarationen nicht richtig verstanden worden. Die ursprüngliche Unterscheidung zwischen Konstativen und Performativen sollte eine zwischen solchen Äußerungen sein, mit denen etwas gesagt wird (Konstative, Feststellungen, Behauptungen usw.) und solchen Äußerungen, mit denen etwas getan wird (Versprechen, Wetten, Warnungen usw.). Die von mir nun als Deklarationen bezeichneten Äußerungen wurden zu den Performativen gerechnet. Das Hauptthema von Austins ausgereifter Arbeit zu diesem Thema, *How to Do Things with Words* (dt.: *Zur Theorie der Sprechakte*), ist, daß diese Unterscheidung zusammenbricht. Geradeso, wie eine Heirat und ein Versprechen (zwei ‚Performative‘) dadurch zustandekommen, daß gewisse Sachen gesagt werden, kommt auch eine Feststellung (vermeintlich ein ‚Konstativ‘) dadurch zustande, daß gewisse Dinge gesagt werden. Die Parallele ist exakt – Austin hat das zwar gesehen, aber viele Philosophen sehen es immer noch nicht.“

(John R. Searle, „Eine Taxonomie illokutionärer Akte“. In: *Ders., Ausdruck und Bedeutung. Untersuchungen zur Sprechakttheorie*. Frankfurt a. M. 1982, 17-50, hier: 36f.)

„Diese neuen Humanities müßten sich schließlich, im selben Stil, aber im Zuge einer furchteinflößenden, zugleich kritischen und dekonstruktiven reflexiven Wendung der Geschichte des ‚als ob‘ widmen, und vor allem der Geschichte jener fruchtbaren Unterscheidung von performativen und konstativen Akten, die bislang unverzichtbar für uns zu sein schien. Es wird zweifellos nötig sein (und auch das hat schon begonnen), die Geschichte dieser so wichtigen Unterscheidung zu studieren und ihre Grenzen aufzuzeigen, während ich bislang, heute, so getan habe, als ob ich vorbehaltlos an sie glaubte, als ob ich sie für absolut verläßlich hielt. Diese dekonstruktiven Arbeiten betreffen nicht allein das originelle und geniale Werk Austins, sondern auch seine nun schon fast ein halbes Jahrhundert anhaltende Wirkungsgeschichte, zumal in den Humanities.“

(Jacques Derrida, *Die unbedingte Universität*. Frankfurt a. M. 2001, 70f.)

Einleitung

John L. Austin ist der eigentliche Kopf einer Bewegung, die unter dem Namen „Ordinary Language Philosophy“ bekannt geworden ist. Austin gilt zudem als Begründer der Sprechaktheorie. *Der andere Austin* – das ist der Austin, der er selbst erklärtermaßen nicht hat sein wollen, von dem andere aber behaupten, daß er es hätte sein *sollen* oder sogar gewesen ist. Der andere Austin, das ist der Austin der anderen, es ist der Austin seiner – teils ultraorthodoxen, teils heterodoxen – Interpreten, es ist der Austin all derer, die das, was er mit seiner Performativ/konstativ-Unterscheidung zum Thema gemacht hat, besser zu wissen meinen, ob zu Recht oder zu Unrecht. Der andere Austin, das ist aber auch der Austin seiner eigenen Paratheorien und Fußnoten.

Das Programm der „Ordinary Language Philosophy“ beinhaltet: bei der Behandlung philosophischer Probleme, beispielsweise solcher der Handlungs- oder Wahrnehmungstheorie, zunächst einmal die Umgangssprache zu befragen, vornehmlich deren Lexikon. Aufgrund der darin enthaltenen Unterscheidungen und Angleichungen kann die Anwendung dieser Methode, nach Ansicht ihrer Befürworter, erstaunliche Aufschlüsse geben. Über Paul Grice, einen der frühen Mitstreiter Austins (der später jedoch das Ende der „Ordinary Language Philosophy“ eingeläutet hat¹), wird berichtet: “H. P. Grice once said, when he and I had been looking in this manner at some parts of the vocabulary of perception, ‘How *clever* language is!’ We found that it made *for* us some

1 Vgl. Paul Grice, *Studies in the Way of Words*. Cambridge, Mass. 1989, 3-21.

remarkably ingenious distinctions and assimilations."² Die Reichweite der Methode der Lexikonbefragung ist aber niemals überschätzt worden. Die Umgangssprache hat, wie Austin bemerkt, „gewiß *nicht* das letzte Wort. Im Prinzip kann sie an jeder Stelle ergänzt, verbessert und ersetzt werden. Nur, vergessen wir nicht, sie *hat* das erste Wort.“³

Austins Konsultationen des Lexikons ist es zu verdanken, daß wir heutzutage einen ungefähren Eindruck davon haben, in welcher vielfältiger Weise wir, wenn wir etwas sagen, *handeln*. Daß wir handeln, wenn wir die eine oder andere Äußerung machen, ist das Hauptergebnis Austins, das er in Richtung auf die Theorie der illokutionären Kräfte bzw. Akte verallgemeinert hat, die dann unter dem Namen ‚Sprechakttheorie‘ ihren Siegeszug hat antreten können.

Seine wichtigste Entdeckung, die der *performativen Äußerungen*, charakterisiert Austin zunächst dadurch, daß er sie von den *konstativen* unterscheidet; er hat diese Unterscheidung dann aber wieder aufgegeben. Interessanterweise gibt es in Austins Nachfolge Stimmen, die behaupten, Austin hätte seine anfängliche Unterscheidung beibehalten sollen, sie sei von ihm zu Unrecht wieder aufgegeben worden. Autoren wie Émile Benveniste, Jerrold J. Katz, François Recanati oder Shoshana Felman, ja selbst Jacques Derrida, sie alle erblicken in Austins Entdeckung eine Einsicht, die nicht verloren gehen sollte. Auch wenn der mit Austins Verwerfung seiner anfänglichen Unterscheidung einhergehende Verallgemeinerungsgewinn in Richtung auf die Theorie der illokutionären Akte wieder eingebüßt würde, halten Autoren wie die genannten die performativen Äußerungen gewissermaßen für ein *Ideal*, das gerettet, das gegen den Zugriff Austins verteidigt werden müsse. ‚How to Save Austin from Austin‘, dies ist das Problem, das es zu lösen gelte.

Die hinter Austin zurückgehenden Autoren sind *analytisch* eingestellt, ihnen geht es um die *Rekonstruktion* dessen, was performative Äußerungen eigentlich sind. Teil I der vorliegenden Un-

-
- 2 Geoffrey Warnock, „Saturday Mornings“. In: Isaiah Berlin et al., Essays on J. L. Austin. Oxford 1973, 31-45, hier: 39.
 - 3 John L. Austin, „Ein Plädoyer für Entschuldigungen“. In: Georg Meggle (ed.), Analytische Handlungstheorie. Band 1: Handlungsbeschreibungen. Frankfurt a. M. 1977, 8-42, hier: 20.

tersuchung ist diesen rekonstruktiv-analytischen Bemühungen gewidmet.

Schon bei der Einführung, schon bei der ursprünglichen Vorstellung der performativen Äußerungen ist es in erster Linie um die sogenannten *explizit performativen Äußerungen* gegangen. ‚Ich verspreche, daß ich komme‘ oder ‚Ich bitte dich, das Fenster zu schließen‘ sind Beispiele. Im Hinblick auf Beispiele wie diese macht Austin jedoch von Anfang an geltend, man würde sie verkennen, wenn man nicht sähe, daß sie ‚verkleidet‘, ‚maskiert‘, ‚kostümiert‘ sind. Wer auf ihre Verkleidung hereinfalle, wer nicht bemerke, daß sie nur zum Schein oder nur der Form nach das Aussehen konstativer Äußerungen haben, begehe einen Fehlschluß: den *deskriptiven Fehlschluß*. Explizit performative Äußerungen seien weder Beschreibungen noch Feststellungen; sie könnten nicht falsch und deswegen auch nicht wahr sein; vor allem aber laufe ihre Realisierung auf den Vollzug einer Handlung hinaus: das Äußern von ‚Ich verspreche, daß ...‘ laufe darauf hinaus, daß damit ein Versprechen gegeben werde, so wie das Aussprechen von ‚Ich bitte dich, daß...‘ diese Äußerung zu einer Bitte mache.

Daß sämtliche unserer Äußerungen wahr oder falsch seien, diese Einschätzung ist Austin ein Dorn im Auge. Für sämtliche Äußerungen zu reklamieren, was in Wirklichkeit nur auf eine Teilmenge der Äußerungen zutrifft, dieses Pauschalurteil bekämpft er unter der Bezeichnung ‚Wahr/falsch-Fetisch‘; diesem den Garaus zu machen, dazu ist Austin ausgezogen.

Austin hat recht: Nicht alle Äußerungen sind in der Dimension Wahrheit/Falschheit zu beurteilen. Doch dummerweise haben sich mit den explizit performativen Äußerungen ausgerechnet diejenigen Arten von Äußerungen, an denen Austin die ersten Schritte zur Verwirklichung seines Kampfes gegen den Wahr/falsch-Fetisch demonstrieren wollte, als ungeeignet erwiesen. Warum das so ist, dies ist der Inhalt eines *Intermezzos*, einer Art Übergang vom *rekonstruktiven* zum *dekonstruktiven* Teil der vorliegenden Abhandlung, welches darzulegen versucht, wie Performativa wirklich funktionieren. Wichtig dabei ist eine Einsicht, die Austin allerdings ebensowenig gehabt hat wie der frühe Searle: daß explizit performative Äußerungen einen *doppelten* propositionalen Gehalt aufweisen. ‚Ich verspreche dir, daß ich komme‘ hat als propositionalen Gehalt: (daß ich dir verspreche (daß ich

komme)). *Daß ich komme*, ist der Inhalt meines Versprechens; *daß ich dir verspreche (daß ich komme)*, ist der Gehalt einer – assertiven – Deklaration.

In Teil II geht es um die *Dekonstruktion*, die Austin widerfahren ist. Dieser Teil ist, wenn man so will, *dialektischer* Art: In ihm dreht sich alles um die vermeintlichen *Illusionen*, die mit der Thematisierung und Analyse der performativen Äußerungen einhergehen. Teil II widmet sich dem mutmaßlich Uneigentlichen der performativen Äußerungen, so wie Derrida es herausgearbeitet hat. An Saussure erprobt, wendet Derrida das von ihm entwickelte Verfahren auch auf Austins Ausführungen zur Theorie der Performativa an. Dies ist natürlich nicht unbemerkt geblieben. Verteidiger Austins sind in Erscheinung getreten, die sich mit dem Problem konfrontiert gesehen haben: ‚How to Save Austin from Derrida?‘ Searle hat auf diese Frage eine Antwort gegeben. Ihm aber sind Fehleinschätzungen unterlaufen; Jonathan Culler diagnostiziert sogar ein „ungeheuerliches Mißverständnis“⁴. Gegen die gegen ihn erhobenen Vorwürfe hat sich Derrida zu Recht zur Wehr gesetzt. Was die Kontroverse zwischen diesen beiden Kontrahenten, von der man sagen muß, daß sie nur bis zu einem bestimmten Stand der Dinge, an dem die Fronten sich dann verhärtet hatten, geführt worden ist, letztlich erbracht hat, ist umstritten. Stanley Cavell ist der Ansicht, sie wäre besser unterblieben. Cavell verteidigt Austin, nicht Searle.

Einem Leser von Austins *How to Do Things with Words* (oder einer Übersetzung dieses Textes) kann, wenn er das Buch nicht vor dem Ende der Siebenten Vorlesung wieder aus der Hand legt, nicht entgehen, daß Austin an der von ihm eingeführten Unterscheidung zwischen performativen und konstativen Äußerungen nicht festhält. Über Austins Gründe hinaus hat Sybille Krämer nach *tieferen* Gründen dafür gesucht, warum er seine Unterscheidung wieder aufgegeben hat bzw. warum er sie, wie es bei Krämer heißt, hat ‚zusammenbrechen lassen‘. Sybille Krämer behauptet, Austin habe das Zusammenbrechen seiner Unterscheidung ‚inszeniert‘. Es sei nämlich zu unterscheiden: ein ‚kanonischer‘ von einem ‚diabolischen‘ Austin. Warum Krämers Thesen nicht überzeugen und was an ihnen schief ist, dies wird im letzten Ab-

4 Jonathan Culler, *Dekonstruktion. Derrida und die poststrukturalistische Literaturtheorie*. Reinbek bei Hamburg 1988, 125.

schnitt des als dekonstruktiv-dialektisch anzusehenden Teils II der vorliegenden Untersuchung darzulegen versucht.

Hans Blumenberg hat (in einem Oberseminar) einmal darauf hingewiesen, daß man sich die Einführung einer Unterscheidung als ein schwieriges Unterfangen vorstellen müsse. Austin ist dieses Kunststück geglückt. Wie sich in seiner Nachfolge dann aber herausgestellt hat, ist nicht nur die Etablierung einer Unterscheidung alles andere als einfach, schwierig ist es offenbar auch, sie wieder loszuwerden. Austin ist mit diesem Problem zwar nicht konfrontiert gewesen. Ihm ist es nicht schwergefallen, sich von sich selbst zu distanzieren: Austin-I durch Austin-II zu überwinden. Die Verwerfung der von ihm eingeführten Dichotomie performativ/konstativ hat ihm nichts ausgemacht, schließlich konnte er sie durch die Trichotomie lokutionär/ illokutionär/ perlokutionär ersetzen.

Die ersetzte Unterscheidung jedoch hat sich als überlebensfähig erwiesen. Selbst Luhmann verkörpert ein Beispiel für die Rückwendung zu Austin-I. Auf eine unter dem Stichwort ‚Deonstruktion‘ stehende Diskussion Bezug nehmend, sagt er:

„Diese Diskussion bezieht sich auf Texte und zeigt, daß die *performative* Funktion der Texte ihrer *konstativen* Funktion oft (oder immer?) widerspricht. Die performative Aktivität muß einen Unterschied machen, der quer steht zu dem, was konstatiert werden soll. Die Terminologie entstammt der Theorie der Sprechakte, aber sie läßt sich [...] leicht als Parallelkonstruktion zur Unterscheidung Mitteilung (performativ) und Information (konstativ) erweisen.“⁵

Die folgende Untersuchung, die sich als Beitrag zur Geschichte der Performativ/konstativ-Unterscheidung versteht, versucht aufzuzeigen, daß performative Äußerungen (als Manifestationen der einen Seite dieser Unterscheidung) Eigenschaften haben, die aller Wahrscheinlichkeit nach unentdeckt geblieben wären, wenn es niemanden gegeben hätte, der sie gegen die Verwerfung durch ihrer Urheber verteidigt und sich für die Beibehaltung der verworfenen Distinktion eingesetzt hätte.

5 Niklas Luhmann, „Metamorphosen des Staates“. In: Ders., Gesellschaftstheorie und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft. Band 4. Frankfurt a. M. 1995, 101-137, hier: 105.

Die *Rekonstruktion* der performativen Äußerungen

How to Save Austin from Austin – dies ist ein Problem, das Jerrold J. Katz identifiziert und für das er eine Lösung vorgeschlagen hat. Die Formulierung dieses Problems drückt ein gewisses Unbehagen aus. Entzündet hat es sich daran, daß Austin die von ihm selbst ins Spiel gebrachte Unterscheidung zwischen performativen und konstativen Äußerungen wieder aufgegeben hat. Normalerweise folgt man Austin darin, so wie es beispielsweise Zeno Vendler tut, der gleich zu Beginn einer von ihm angestellten Untersuchung klarstellt: „My framework is Austin’s ‘general theory,’ in which the performative-constative distinction of the first half of his book has no special place.“¹ Doch bleibt, wer sich auf den Boden der ‚allgemeinen Theorie‘ Austins begibt, zumindest auf die eine Seite der von ihm wieder verworfenen Unterscheidung angewiesen. Auch dies hebt Vendler hervor: “[T]he intuitive notion of an illocutionary act remains dependent upon the previously described characteristics of performative utterances.“² Es gehört offenbar zu der Geschichte der nach ihrer Einführung schon bald wieder aus dem Verkehr gezogenen Performativ/konstativ-Unterscheidung, daß sie eine gewisse Resistenz aufweist. Dies ist schon vergleichsweise früh beobachtet worden: „Die Diskussion der performativ/konstativ-Distinktion ist trotz Austins destruktiver Bemühungen nicht ad acta gelegt. Es gibt zahlreiche Versuche,

1 Zeno Vendler, *Res Cogitans. An Essay in Rational Psychology*. Ithaca 1972, 7, Anm. 2.

2 Ebd., 8.

die Konzeption der performativen und konstativen Äußerungen zu rehabilitieren“³.

Zu den Autoren, die in den performativen Äußerungen ein Phänomen *sui generis* erblicken und die an Austins ursprünglicher Unterscheidung festhalten, gehören Alexander Sesonske, Émile Benveniste, Geoffrey Warnock, Jerrold Katz, François Recanati und Stanley Cavell. Sie sind allesamt rekonstruktiv-analytisch eingestellt. Dies gilt auch für John R. Searle, der in Austin nicht nur den Sprechakttheoretiker sieht, sondern zudem jemanden, der im Hinblick auf performative Äußerungen, sofern sie auf der Bühne, in Gedichten oder in Selbstgesprächen vorkämen, vielleicht gar nicht hätte erklären müssen, daß er sie für parasitär halte und nicht untersuchen wolle, der den fiktionalen Diskurs, anders gesagt, vielleicht gar nicht hätte abtun müssen, da er de facto Vorarbeiten zu seiner theoretischen Erfassung geleistet hat.

Wenn Austin nach Meinung bestimmter seiner Interpreten vor sich selbst gerettet werden muß, dann heißt das nicht, daß sie davon ausgehen, er sei *rein* destruktiv vorgegangen. Es wird lediglich angenommen, daß er bei der Entfaltung seiner Ideen etwas skrupulös oder zumindest nicht immer konsequent genug gewesen ist. Letzteres aber scheint der Fall gewesen zu sein. Dies jedenfalls berichtet Searle, der ihn persönlich gekannt und z. B. auch zu dem Kolloquium in Royaumont begleitet hat. In einem Gespräch mit Bryan Magee sagt Searle: „Austin was enormously careful and precise in his efforts to make distinctions, proceeding always one step at a time“⁴ Diese Haltung nahm Austin nicht nur in philosophischer Hinsicht ein, er war offenbar jeglichem vagen Sprechen abhold. „Not only when doing philosophy, but even in the most casual conversation, Austin spoke and thought with great precision, and he did not tolerate looseness in his students or colleagues.“⁵

-
- 3 Günther Grewendorf, „Fortschritte der Sprechakttheorie“. In: Eike von Savigny, Probleme der sprachlichen Bedeutung. Kronberg/Ts. 1976, 101-123, hier: 103.
 - 4 Bryan Magee, „The Philosophy of Language. Dialogue with John Searle“. In: Ders., Men of Ideas. Some Creators of Contemporary Philosophy. Oxford 1982, 153-172, hier: 167.
 - 5 John R. Searle, „J. L. Austin (1911-1960)“. In: A.P. Martinich/David Sosa (eds.), A Companion to Analytic Philosophy. Oxford 2001, 218-230, hier: 225ff.

1 Austins Austin

Austin hat nicht viel veröffentlicht. Es sind nur sieben Aufsätze; zusammen mit drei anderen sind sie in die 1961 posthum erschienenen *Philosophical Papers* eingegangen, deren zweite Auflage noch zwei weitere Arbeiten enthält. Der Aufsatz "Performative Utterances" weist große Ähnlichkeiten mit dem Artikel „Performatif–Constatif“ auf. Von letzterem sagen die Herausgeber der *Gesammelte[n] philosophische[n] Aufsätze*, „daß dieser Vortrag inhaltlich so eng mit ‚Performative Utterances‘ übereinstimmt, daß es unvernünftig wäre, sie beide in ein und demselben Band abzu drucken“¹. „Performatif–Constatif“ geht auf einen Tagungsvortrag aus dem Jahre 1958 zurück und ist 1962 erschienen. Ebenfalls 1962 erschienen sind zwei *Vorlesungen*. Die eine, *Sense and Sensibilia*, setzt sich kritisch mit der Sinnesdaten-Theorie der Wahrnehmung auseinander; Austin hat sie in unterschiedlichem Umfang zwischen 1947 und 1959 in Oxford gehalten. Die andere, *How to Do Things with Words*, befaßt sich mit dem Problem des sprachlichen Handelns; auf sie geht Austins Ruhm zurück. Hervorgegangen ist sie aus Vorlesungsreihen, die Austin unter dem Titel "Words and Deeds" 1952-54 und auch wieder nach 1955 in Oxford gehalten hat, sowie aus den William James Lectures, die von Austin 1955 in Harvard gehalten worden sind.

Was Austin berühmt gemacht hat, das sind die sogenannten performativen Äußerungen. Von deren Existenz hat vor Austin

1 J. O. Urmson/G. J. Warnock, „Vorwort der Herausgeber zur zweiten Auflage der englischen Ausgabe“. In: John L. Austin, *Gesammelte philosophische Aufsätze*. Stuttgart 1986, 5-7, hier: 5.

niemand etwas gewußt. Nicht, daß noch niemandem vor Austin aufgefallen wäre, daß Sprechen etwas mit Handeln zu tun hat; auch die von Austin identifizierte Äußerungsart hat nicht erst er wahrgenommen. Der französische Linguist Émile Benveniste beispielsweise ist stolz darauf, auf diese Äußerungsart vor oder zugleich mit Austin aufmerksam geworden zu sein. Doch sowohl die Benennung als auch die Art der Beschreibung der als ‚performativ‘ bezeichneten Äußerungen, beides geht allein auf Austin zurück.

Austin macht geltend, daß der von ihm zum Thema erhobenen Äußerungsart die Eigenschaft, wahr oder falsch zu sein, abzusprechen sei. Das ist eine Herausforderung an den *Logischen Positivismus*, der in Oxford vor allem in der Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg großen Einfluß und in Alfred J. Ayer seinen Hauptvertreter gehabt hat. Was Ayer betrifft, so ist es einem Zeitzeugen zufolge folgendermaßen gewesen: “In the later 1930s Oxford was rudely aroused from its semi-peaceful semi-slumbers by the barrage of Viennese bomshells hurled at it by A. J. Ayer, at that time the *enfant terrible* of Oxford philosophy.”² Vergleichsweise aufschlußreich für das Verhältnis von Ayer und Austin ist, was Stuart Hampshire berichtet, wenn er sagt: “From 1936 to 1939, Austin attended informal weekly discussions in Berlin’s rooms, with Ayer, Woozley, MacNabb, and myself. On these occasions he challenged every technical term in the discussion [...]. As the philosophical atmosphere was at that time full of technical terms of the Vienna Circle, the effect was powerfully negative.”³ Ayer hat auch die von Austin vor allem in den Jahren 1946-49 attackierte Sinnesdaten-Theorie der Wahrnehmung vertreten. Offenbar ist Ayer Austins Hauptgegner gewesen. Isaiah Berlin erinnert sich, daß in einer Zeit, in der nichts stabil erschienen sei, in der sich die Ansichten von Woche zu Woche geändert hätten, ein Phänomen dennoch konstant geblieben sei, nämlich “that Ayer and Austin were sel-

-
- 2 Paul Grice, “Reply to Richards”. In: Richard E. Grandy/Richard Warner (eds.), *Philosophical Grounds of Rationality. Intentions, Categories, Ends*. Oxford 1986, 45-106, hier: 48.
 - 3 Stuart Hampshire, “J. L. Austin”. In: *Proceedings of the Aristotelian Society LX (1959-60)*, 2-14. – Wieder in: Richard Rorty (ed.), *The Linguistic turn: essays in philosophical method*. Chicago 1967/²1992, 239-247, hier: 246.

dom, if ever, in agreement about anything.”⁴ Doch auch wenn Austin die von Ayer aus dem Wiener Kreis importierten technischen Terme bekämpft oder zumindest in Frage gestellt hat, heißt dies nicht, daß er selbst dem Treffen von Unterscheidungen und jeglicher Verwendung technischer Terme abhold gewesen sei. Dies jedenfalls betonen Urmson und Warnock hinsichtlich der in Oxford 1952-54 unter dem Titel ‚Words and Deeds‘ gehaltenen Vorlesung, aus der dann die 1955 in Harvard gehaltene hervorgegangen ist. Urmson/Warnock sagen mit Blick auf Austin: “[I]n his own philosophical practice, particularly in his lectures on ‚Words and Deeds‘, he had no hesitation in marking new distinctions with his own new technical terms, of which ‚performative‘ and ‚constative‘ are only the best known examples.”⁵

Wenn Austin gleich zu Anfang von *How to Do Things with Words* versichert, die von ihm untersuchten Äußerungen stellten „im allgemeinen keine spezielle Art von Unsinn dar“⁶, dann tut er dies, weil von seiten der Logischen Positivisten die Auffassung vertreten wurde, „Aussagen (über Tatsachen) müßten ‚verifizierbar‘ sein“⁷, andernfalls seien sie „bloß Pseudoaussagen“⁸, die „trotz ihrer tadellosen syntaktischen Form als schlichter Unsinn erwiesen“⁹ würden. Zudem nehme man, so Austin weiter, von bestimmten scheinbaren Pseudoaussagen an, daß sie „eigentlich gar nicht oder nur zum Teil Informationen über Tatsachen vermitteln sollen. Vielleicht sollen zum Beispiel ‚ethische Aussagen‘ ganz oder wenigstens teilweise statt dessen Gefühle hervorrufen“¹⁰. Wie Stanley Cavell gezeigt hat, läßt sich auch diese Auffassung

4 Isaiah Berlin, „Austin and the Early Beginnings of Oxford Philosophy“. In: Ders. (ed.), *Essays on J. L. Austin*. Oxford 1973, 1-16, hier: 12.

5 J. O. Urmson/G.J. Warnock, „J. L. Austin“. In: *Mind* LXX (1961), 256-257. – Wieder in: Richard Rorty (ed.), *The Linguistic turn: essays in philosophical method*. Chicago 1967/²1992, 248-249, hier: 248.

6 John Langshaw Austin, *Zur Theorie der Sprechakte (How to do things with Words)*. Stuttgart 1972/²1979, 25.

7 Ebd., 24.

8 Ebd.

9 Ebd.

10 Ebd.

auf Ayer zurückführen.¹¹ Austin allerdings erwähnt im vorliegenden Kontext nicht Ayer, sondern Kant, diesen sogar gleich zwei Mal. Er sagt z. B. hinsichtlich der ethischen Aussagen, Kant habe hier „Pionierarbeit geleistet.“¹² Das mag zwar sein; doch ist es Ayer, der statt seiner hätte erwähnt werden müssen. Für Cavell jedenfalls ist die Rolle, die Ayer für Austin gespielt hat, ziemlich klar. Cavell erblickt in Austins Darstellung nicht umsonst einen “somewhat manic tone in reporting his discovery of a type of utterance that neither is nonsense nor is true or false.”¹³ Es verhält sich in der Tat so, wie Kevin Halion sagt, der bemerkt: “Austin’s theory of speech acts emerges from his consideration, and rejection, of a distinction which he sees central to philosophy of language up to his work. This is the distinction between utterances which are meaningful [...] und utterances which are meaningless.”¹⁴ Performative Äußerungen, das stellt Austin mit Blick auf eine für die Logischen Positivisten charakteristische Betrachtungsweise von Anfang an klar, sind keineswegs ‚bedeutungslos‘ (,meaningless‘). Folglich versucht er sie zu retten “from the Positivist dustbin that they reserved for meaningless claims”¹⁵.

Was aber ist unter einer performativen Äußerung zu verstehen? In der deutschen Übersetzung von „Performatif–Constatif“ heißt es:

„Man kann leicht eine Vorstellung von der ‚performativen Äußerung‘ gewinnen, obgleich dieser Ausdruck, wie mir wohl bewußt ist, weder in der deutschen noch in irgendeiner anderen Sprache existiert. Der Begriff ist eingeführt worden, um einen Gegensatz zur behauptenden oder, besser gesagt, konstatierenden Äußerung zu bezeichnen. Und das ist

11 Vgl. Stanley Cavell, “Performative and Passionate Utterance”. In: Ders., *Philosophy the day after tomorrow*. Cambridge, Mass. 2005, 155-191, hier: 160f.

12 John Langshaw Austin, *Zur Theorie der Sprechakte (How to do things with Words)*. Stuttgart 1972/²1979, 24.

13 Stanley Cavell, “Performative and Passionate Utterance”. In: Ders., *Philosophy the day after tomorrow*. Cambridge, Mass. 2005, 155-191, hier: 160.

14 Kevin Halion, *Deconstruction and Speech Act Theory: A Defence of the Distinction between Normal and Parasitic Speech Acts*. <http://www.e-anglais.com/thesis.htm>. 1989, 9f.

15 Nick Fotion, John Searle. Teddington 2000, 16.

auch schon der Punkt, wo meine Frage ansetzt. Müssen wir diese Antithese Performativ-Konstativ hinnehmen?“¹⁶

1958, als Austin diese Frage auf der französisch-englischen Tagung in Royaumont aufwirft, liegen die William James Lectures schon drei Jahre zurück. Daß wir die Antithese ‚Performativ-Konstativ‘ *nicht* hinnehmen müssen, hatte Austin offenbar schon längst gezeigt. Die Veröffentlichung *How to Do Things with Words* jedenfalls deutet darauf unmißverständlich hin. So bemerkt bereits Max Black: “THE LATE John Austin’s William James Lectures might well have born the subtitle ‘In Pursuit of a Vanishing Distinction’.”¹⁷ Aus dem Umstand, daß Austin auf diese Unterscheidung 1958 erneut zu sprechen kommt, könnte geschlossen werden, daß er ihre Thematisierung weiterhin für aufschlußreich hält – und daß er sie auch schon in Harvard zumindest für illustrativ gehalten hat.

Austin ist das Phänomen des Aufbegehrens gegen Unterscheidungen, denen man einst verhaftet gewesen ist, alles andere als unbekannt. Darauf jedenfalls deutet hin, wenn es in seiner Besprechung von Ryles Buch *The Concept of Mind* an einer Stelle heißt: “Those who, like Professor Ryle, revolt against a dichotomy to which they have been once addicted, commonly go over to maintain that only one of the alleged pair of opposites really exists at all.”¹⁸ Dieser Ansicht ist Austin im Hinblick auf die eine oder die andere Seite seiner eigenen Unterscheidung zwar nicht; doch daß er dem Umgang mit verworfenen Unterscheidungen etwas abzugewinnen weiß, zeigt auch ein Blick in *Sinn und Sinneserfahrung*, die andere Vorlesungsreihe Austins. Darin bekämpft er zwar bestimmte Dichotomien, allen voran die zwischen materiellen Din-

16 J. L. Austin, „Performative und konstatierende Äußerung“. In: Rüdiger Bubner (ed.), *Sprache und Analysis. Texte zur englischen Philosophie der Gegenwart*. Göttingen 1968, 140-153, hier: 140.

17 Max Black, “Austin on Performatives”. In: *Philosophy* 38 (1963), 217-226. Wieder in: Ders., *Margins of Precision. Essays in Logic and Language*. Ithaca 1970, 209-221, hier: 209.

18 J. L. Austin, “Intelligent Behaviour. A Critical Review of *The Concepts of Mind*”. In: *Times Literary Supplement*, April 7, 1950. – Wieder in: Oscar P. Wood/George Pitcher (eds.), *Ryle*. London 1971, 45-51, hier: 47.

gen und Sinnesdaten, und sagt, „unecht ist nicht etwa nur einer von diesen beiden Begriffen, sondern die Dichotomie selbst.“¹⁹ Zudem gibt es noch andere Unterscheidungen wie beispielsweise die zwischen „Begriffen wie ‚Universalie‘ und ‚Individuum‘“²⁰, mit denen Austin nicht einverstanden ist. Interessiert aber ist er lediglich an der Entwicklung einer Technik, „um philosophische Probleme aufzulösen (*einige* philosophische Probleme, nicht die gesamte Philosophie)“²¹.

Das Aufstellen und das sich daran anschließende Zurücknehmen einer These hält Austin also nicht für ungewöhnlich, jedenfalls dann nicht, wenn es sich um eine irgendwie bemerkenswerte These handelt. Mit Blick auf eine solche sagt er: „(Man stellt sie sozusagen erst auf und nimmt sie dann wieder zurück.) Jedenfalls ist es klar, daß man diese These für *wert* erachtet, überhaupt *aufgestellt zu werden*“²². Gerade dies scheint Austin hinsichtlich seiner zu Beginn von *How to Do Things with Words* aufgestellten, dann aber wieder zurückgenommenen These von der Unterscheidbarkeit performativer von konstativen Äußerungen gerade angenommen zu haben. Daß Austin diese Strategie des Einführens und späteren Wiederzurücknehmens einer Unterscheidung beispielsweise auch in seinem Aufsatz „Performative Äußerungen“ befolgt, kann als Zeichen dafür gewertet werden, daß er sie durch und durch für *wert* erachtet hat, überhaupt *aufgestellt zu werden*.

Worin aber unterscheiden sich die beiden ursprünglich unterschiedenen Äußerungsarten? „Die konstatierende Äußerung, unter dem bei Philosophen so beliebten Namen der *Aussage*, hat die Eigenschaft, wahr oder falsch zu sein. Demgegenüber kann die performative Äußerung niemals eins von beiden sein, sie hat vielmehr eine eigene Funktion: sie wird zum Vollzug einer Handlung gebraucht. Eine solche Äußerung tun, *ist* die Handlung vollziehen“²³.

19 John L. Austin, *Sinn und Sinneserfahrung (Sense and Sensibilia)*. Stuttgart 1975, 14.

20 Ebd., Anm. 4.

21 Ebd., 15.

22 Ebd., 13.

23 J. L. Austin, „Performative und konstatierende Äußerung“. In: Rüdiger Bubner (ed.), *Sprache und Analysis. Texte zur englischen Philosophie der Gegenwart*. Göttingen 1968, 140-153, hier: 140.

Mit Austins Unterscheidung verhält es sich also folgendermaßen: Zum einen charakterisiert er die konstatierenden Äußerungen über eine Eigenschaft, die er den performativen abspricht: wahr oder falsch zu sein; zum anderen schreibt Austin den performativen Äußerungen eine Eigenschaft zu, die sie offenbar *anstelle* (‚vielmehr‘) der ihnen vorenthaltenen Eigenschaft, wahr oder falsch zu sein, haben: die Eigenschaft, zum Vollzug einer Handlung gebraucht zu werden bzw. eine Handlung *zu sein*. Die Frage ist, ob diese beiden Eigenschaften überhaupt miteinander verglichen werden können oder ob sie vielleicht gar nicht füreinander eintreten können. Das letztere nämlich scheint der Fall zu sein.

Die performativen Äußerungen werden bei Austin mit Hilfe seiner Lehre von den *Verunglückungsarten*, der ‚doctrine of the infelicities‘, beschrieben. Diese Lehre gibt an, was bei solchen Äußerungen alles schiefgehen kann. Austin ist nicht der Ansicht, daß seine Lehre sämtliche Arten von Verunglückungsfällen erfaßt. Daß es noch andere Arten des Mißglückens von Aktivitäten gibt – und daß es noch andere Fälle gibt, in denen Äußerungen nichtig sind, ist ihm bekannt. Wenn er in *How to Do Things with Words* auf andere Arten mißglückter Aktivitäten und nichtiger Äußerungen nur andeutungsweise zu sprechen kommt, dann deshalb, weil er sie andernorts behandelt hat, und zwar in Gestalt dreier weiterer Theorien, die als Paratheorien zur Theorie der Performativa angesehen werden können. Im Hintergrund der Theorie der Performativa angesiedelt sind (i) eine Theorie der *Handlung*, (ii) eine Theorie der *Äußerung* und (iii) eine Theorie der *Bedeutung*.

Die Eigenschaft konstatierender Äußerungen, wahr oder falsch zu sein, bezieht sich auf deren *Erfüllungsbedingungen*. Erfüllungsbedingungen haben z. B. in Gestalt von *Wahrheits-*, *Befolgings-* und *Einhaltungsbedingungen* unterschiedliche Konkretisierungen. Assertive Sprechakte (Behauptungen, Feststellungen, Prognosen) sind erfüllt, wenn sich, was sie beinhalten, als *wahr* herausstellt; direktive Sprechakte (Aufforderungen, Bitten, Befehle) sind erfüllt, wenn sie von ihrem Adressaten *befolgt* werden; kommissive Sprechakte (Versprechen, Gelöbnisse, Zusagen) sind erfüllt, wenn sie vom Sprecher *eingehalten* werden. Erfüllungsbedingungen sind Eigenschaften von Sprechakten und intentionalen Zuständen (wie Überzeugungen und Absichten). Sie geben an, wie die Welt beschaffen sein muß, damit von den Sprechakten

bzw. den intentionalen Zuständen gesagt werden kann, daß sie der Welt entsprechen bzw. daß die Welt ihnen entspricht.²⁴

Die den performativen Äußerungen zugeschriebene Eigenschaft, zum Vollzug einer Handlung gebraucht zu werden bzw. eine Handlung *zu sein*, bezieht sich auf den Aspekt des *Geltungscharakters* – oder anderes gesagt auf die der Äußerung auferlegte *Statusfunktion*. Statusfunktionen ergeben sich aus Regeln der Form ‚X gilt als Y‘, die performativen Äußerungen zugrunde liegen, für diese konstitutiv sind: „Im allgemeinen wird dort, wo der X-Terminus ein Sprechakt ist, die konstitutive Regel erlauben, daß der Sprechakt als eine performative Deklaration verrichtet wird, die den vom Y-Terminus beschriebenen Sachverhalt schafft.“²⁵

Erfüllungsbedingungen und Statusfunktionen sind Eigenschaften unterschiedlicher Art, sie können miteinander eigentlich nicht verglichen werden. Sie beziehen sich auf unterschiedliche Arten von Welten, mithin auf unterschiedliche Arten von Tatsachen.

Mit Erfüllungsbedingungen ist ein Verhältnis benannt, das Äußerungen zur *objektiven* Welt und den *natürlichen* Tatsachen aufweisen, aus denen diese besteht. Ein solches Verhältnis zu haben, das wird von einer konstatierenden Äußerung gerade beansprucht. Konstatierende Äußerungen können verifiziert oder falsifiziert werden. Wenn sich die Dinge so verhalten, wie von der konstatierenden Äußerung ‚ausgesagt‘, dann ist die Äußerung wahr; andernfalls ist sie falsch.

Mit der Statusfunktion ist ein Verhältnis benannt, das Äußerungen zur *intersubjektiven* Welt und den *institutionellen* Tatsachen aufweisen, aus denen diese besteht. Ein solches Verhältnis zu haben wird von einer performativen Äußerung beansprucht. Performative Äußerungen können, das ist Austins Überlegung, weder verifiziert noch falsifiziert werden. Die ihnen auferlegte oder zugewiesene Statusfunktion ist eine Angelegenheit dessen, was die Mitglieder einer Sprachgemeinschaft institutionell für gegeben halten bzw. unterstellen.

24 Vgl. John R. Searle, Intentionalität. Eine Abhandlung zur Philosophie des Geistes. Frankfurt a. M. 1987, 26ff.

25 John R. Searle, Die Konstruktion der gesellschaftlichen Wirklichkeit. Zur Ontologie sozialer Tatsachen. Reinbek bei Hamburg 1997, 64 (im Original hervorgehoben).

Da Erfüllungsbedingungen und Statusfunktionen keine Dichotomie bilden, können unter Bezugnahme auf sie konstatierende und performative Äußerungen nicht voneinander unterschieden werden. Daß es sich in der Tat so verhält, läßt der weitere Fortgang der Ausführungen Austins offenbar werden. Gegen deren Ende stellt er fest: „Was wir brauchen, ist wohl eine allgemeine Theorie dieser *Sprachhandlungen*; und in einer solchen Theorie wird unser Gegensatz zwischen performativen und konstatierenden Äußerungen allerdings kaum erhalten bleiben.“²⁶ Dies ist auch eines der Hauptergebnisse der später unter dem Titel *How to Do Things with Words* veröffentlichten Vorlesungsreihe. In der Elften Vorlesung resümiert Austin: „Daß wir [...] (a) mit unserer Äußerung etwas tun und [...] (b) unsere Äußerung wahr oder falsch ist, [...] muß also nicht im Widerspruch zueinander stehen.“²⁷

Obwohl Austin die Wahrheit/Falschheit als *eine von mehreren* Beurteilungsdimensionen jeder oder quasi jeder Äußerung ansieht, verspürt er, wie er in der Zwölften Vorlesung bekanntgibt, nichtsdestoweniger die Neigung, dem „wahr/falsch-Fetisch“²⁸ den Garaus zu machen. Ein Fetisch nimmt den Teil für das Ganze. Austin spricht vom Wahr/falsch-Fetisch im Hinblick auf die vor ihm verbreitete Annahme, die Wahrheit/Falschheit sei die alleinige Beurteilungsdimension aller Äußerungen. Austin will demgegenüber zeigen, daß sie die Hauptbeurteilungsdimension nur für einen bestimmten Teil der Äußerungen darstellt.

Performative Äußerungen können, wie wir gehört haben, glücken oder mißglücken. Was bei solchen Äußerungen alles schiefgehen kann, das versucht Austin in seiner Lehre von den Verunglückungsarten zu erfassen. Worum es dabei geht, dies kann an der Institution des Duells, des sogenannten Ehrenzweikampfes, veranschaulicht werden. Austin selbst kommt darauf zu sprechen.²⁹

26 J. L. Austin, „Performative und konstatierende Äußerung“. In: Rüdiger Bubner (ed.), *Sprache und Analysis. Texte zur englischen Philosophie der Gegenwart*. Göttingen 1968, 140-153, hier: 150.

27 John Langshaw Austin, *Zur Theorie der Sprechakte (How to do things with Words)*. Stuttgart 1972/²1979, 155.

28 Ebd., 168.

29 Vgl. ebd., 48.

Die Institution des Duells hat in Europa vom Mittelalter über die Frühe Neuzeit bis in die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts eine mehr oder weniger große Rolle gespielt. Wer sich beleidigt, d. h. in seiner Mannesehre gekränkt sah, ließ an den Beleidiger eine Forderung ergehen, sich einem Kampf mit der Waffe (dem Schwert, dem Säbel, dem Degen, der Pistole) zu stellen. In der Regel ging es dabei um Leben und Tod. Wie Arthur Schopenhauer in seinen *Aphorismen zur Lebensweisheit* in einer Fußnote hervorhebt, „waren das Ehrenprinzip und die Duelle ursprünglich nur Sache des Adels und infolge davon in späteren Zeiten der Offiziere, denen sich nachher hin und wieder, wiewohl nie durchgängig die andern höhern Stände anschlossen, um nicht weniger zu gelten. Wenn auch die Duelle aus den Ordalien [den Gottesurteilen] hervorgegangen sind, so sind sie doch nicht der Grund, sondern die Folge und Anwendung des Ehrenprinzips: wer keinen menschlichen Richter erkennt, appelliert an den göttlichen.“³⁰ Das Duell hat, wie man sich denken kann, viele Opfer gefordert. Eines der bekanntesten Opfer ist der russische Dichter Alexander Puschkin.

Mit Austins Lehre von den Verunglückungsarten kann man nun beschreiben, was bei der *Forderung* zum Duell alles schiefgehen konnte. Austins Doktrin beansprucht, eine Klassifikation *sprachlich* bedingter Verunglückungsarten zu sein, mithin auch für das sprachliche Vorspiel des Duells zu gelten. Sie beansprucht *nicht*, einen Überblick darüber zu geben, was beim Duell selbst alles schiefgehen kann. Dieser Umstand sollte beachtet werden.

Mit Austin lassen sich sechs Arten von Verunglückungsfällen unterscheiden. Die ersten vier (AB) bezeichnet er als *Versager* (,Misfires'), die letzten beiden (Γ) als *Mißbräuche* (,Abuses'). Für die Γ-Fälle zieht Austin auch den Begriff ,Disrespects', der Nichtachtung(en), in Erwägung.³¹

Man sollte hier wirklich von *Verunglückungsarten* sprechen, nicht, wie in der deutschen Übersetzung von *How to Do Things*

30 Arthur Schopenhauer, „Aphorismen zur Lebensweisheit“. In: Ders., *Parerga und Paralipomena*. Kleine philosophische Schriften. I. Stuttgart/Frankfurt a. M. 1962/³1987, 373- 592, hier: 454.

31 Vgl. die vom Herausgeber J. O. Urmson eingefügte Fußnote in J. L. Austin, *How to Do Things with Words*. The William James Lectures delivered at Harvard University in 1955. Oxford 1962/²1975, 18. – Dt.: John Langshaw Austin, *Zur Theorie der Sprechakte* (*How to do things with Words*). Stuttgart 1972/²1979, 40, Anm. 11.

with Words, von „Unglücksfällen“³², doch erst recht nicht von einer „Theorie der Fehlschläge“³³, denn Mißbräuche sind keine Fehlschläge: Die Handlungen gelingen, wenn Mißbräuche vorliegen! Unberechtigt ist deshalb auch die folgende Bemerkung Daniel Vandervekens, der sagt: „J. L. Austin, with his notion of felicity conditions, failed to distinguish between the attempts at performance of illocutionary acts which are successful but defective, and those which are not even successful“³⁴. Ganz im Gegenteil: Gerade diese Differenz ist es, die mit der Unterscheidung zwischen Versagern und Mißbräuchen erfaßt wird. Die ersteren mißlingen, die letzteren gelingen, sind aber defektiv.

Zuweilen wird behauptet, in den AB-Fällen, also bei den Versagern, komme die Handlung „gar nicht erst zustande.“³⁵ Dies aber ist unzutreffend. Die Handlung kommt in allen der von Austin anvisierten Fällen zustande; doch in den A-Fällen ist sie *ungültig* („disallowed“), in den B-Fällen ist sie *verdorben* („vitiated“), in den Γ-Fällen ist sie *hohl* bzw. *leer* („hollow“).

Die erste Verunglückungsart, A.1, die hier im Sinne Austins zu unterscheiden ist, bringt eine Konvention bzw. Institution ins Spiel, auf die sich der Sprecher beruft, und hebt darauf ab, ob es diese Konvention/Institution überhaupt gibt. Solange der Ehrenkodex in Kraft war, solange man an ihn glaubte, gab es die Institution. Nach dem Ersten, spätestens aber nach dem Zweiten Weltkrieg ist der kollektive Glaube an die Existenz der Institution Duell in sich zusammengebrochen, die Gesellschaft, zumindest der von dieser Institution betroffene Teil, ist aus einem bösen Traum erwacht. Die von kollektivem Glauben getragene Instituti-

32 John Langshaw Austin, *Zur Theorie der Sprechakte* (How to do things with Words). Stuttgart 1972/²1979, 40.

33 Eike von Savigny, *Die Philosophie der normalen Sprache. Eine kritische Einführung in die ‚ordinary language philosophy‘*. Frankfurt a. M. 1974, 136.

34 Daniel Vanderveken, *Meaning and Speech Acts. Volume I: Principles of Language Use*. Cambridge 1990, 130, Anm. 25.

35 Nikola Kompa, „John L. Austin – Sprechakttheorie“. In: Ansgar Beckermann / Dominik Perler (eds.), *Klassiker der Philosophie heute*. Stuttgart 2004, 623-644, hier: 627.

on ist nicht länger „Staat im Staate“³⁶, sie ist vollständig durch das staatliche Gewaltmonopol abgelöst worden. Wer danach jemanden zum Duell gefordert haben sollte, hat sich auf eine nicht mehr existente Institution berufen: ein klarer Fall von *Fehlberufung* („Misinvocation“). Wenn sich jemand in einer geschichtlichen Situation, wie sie im 20. Jahrhundert eingetreten ist, immer noch auf das Verfahren des Ehrenzweikampfs beruft, „dann werden es vermutlich andere Personen und nicht der Sprecher sein, die das Verfahren nicht [mehr] akzeptieren“³⁷. „Das kann so weit gehen, daß wir gewissermaßen den *ganzen Kodex* des Verfahrens verwerfen, etwa den Ehrenkodex, zu dem das Duell gehört. Zum Beispiel fordert uns jemand, indem er sagt: ‚Ich erwarte Ihre Sekundanten‘, was mit ‚Ich fordere Sie‘ gleichwertig ist – und wir zucken bloß die Achseln. Die unglückselige Geschichte von Don Quichote nützt das weidlich aus.“³⁸ In ähnlicher Weise unglücklich würde ein christlich verheirateter Ehemann agieren, der, durch langjährige Aufenthalte in islamischen Ländern dazu verführt, gegenüber seiner Frau, in der Meinung, dadurch eine Scheidung herbeizuführen, dreimal sagte: ‚Ich verstoße dich‘ oder „Ich scheidet mich von dir‘ und dabei drei Kieselsteine“³⁹ würfe. Er würde sich auf ein Verfahren berufen, daß es in der muslimischen Ehe gibt, nicht jedoch in der christlichen.⁴⁰

Die zweite Verunglückungsart, A.2, hebt darauf ab, daß der zum Duell Fordernde dazu auch berechtigt sein mußte: Er mußte zum satisfaktionsfähigen Teil der Gesellschaft (zum Adel z. B.) gehören. Wer diese Bedingung nicht erfüllte, aber ungeachtet dessen eine Forderung an seinen Beleidiger ergehen ließ, machte sich der *Fehlantwortung* („Misapplication“) des von ihm in Anspruch genommenen Verfahrens schuldig. (Thomas Mann schildert im vorletzten Kapitel seines Romans *Der Zauberberg* eine Reihe von

36 Arthur Schopenhauer, „Aphorismen zur Lebensweisheit“. In: Ders., *Parerga und Paralipomena*. Kleine philosophische Schriften. I. Stuttgart/Frankfurt a. M. 1962/³1987, 373- 592, hier: 461.

37 John Langshaw Austin, *Zur Theorie der Sprechakte* (How to do things with Words). Stuttgart 1972/²1979, 47.

38 Ebd., 48.

39 John R. Searle, *Die Konstruktion der gesellschaftlichen Wirklichkeit*. Zur Ontologie sozialer Tatsachen. Reinbek bei Hamburg 1997, 64.

40 John Langshaw Austin, *Zur Theorie der Sprechakte* (How to do things with Words). Stuttgart 1972/²1979, 47f.

Schwierigkeiten beim Nachweis der Satisfaktionsfähigkeit in ihren Verwicklungen und ‚juristischen‘ Besonderheiten.) Einen weiteren Fall von Fehlanwendung eines Verfahrens stellt das Verhalten eines Bigamisten dar: „Der Bigamist ist so nicht schon neu verheiratet, sondern hat sich nur der Form einer zweiten Eheschließung unterzogen.“⁴¹

Anmerkung 1: Austin hat die Bezeichnung ‚Fehlberufung‘ auf die ersten beiden der von ihm unterschiedenen Verunglückungsarten, also die beiden A-Fälle zusammengenommen, angewandt, die Bezeichnung für A.1 aber offengelassen bzw. mit einem bloßen Fragezeichen versehen – so wie er auch Γ.2 (s. u.) unbezeichnet gelassen, mit einem Fragezeichen versehen hat. Da A.1 aber ein klarer Fall von Fehlberufung ist, wie aus Austins Erläuterung zu A.1 selbst hervorgeht,⁴² müßte diese Bezeichnung für A.1 reserviert und eine neue Bezeichnung für die Gesamtheit der A-Fälle gefunden werden. Hier bietet sich die Bezeichnung ‚Fehlschlag‘ an. Die vorgegebene Handlung ist, wie erwähnt, *ungültig*. Wir bezeichnen die A-Fälle als *Fehlschläge* und unterscheiden zwei Arten: *Fehlberufungen* (A.1) und *Fehlanwendungen* (A.2).

Spätestens an dieser Stelle dürfte klar sein, daß schon der hier unter der Überschrift „Austins Austin“ behandelte Austin ein Beispiel ist für den *anderen* Austin. Der hier behandelte Austin ist der Austin der von ihm in Erwägung gezogenen *Bezeichnungsalternativen*, derjenige, der sich hinsichtlich seiner eigenen Ideen konsequenter, weniger skrupulös verhält, als es der wirkliche Austin offenbar getan hat.

Anmerkung 2: Auch für die B-Fälle soll hier geltend gemacht werden, was Austin an alternativen Bezeichnungen in einer Fußnote in Erwägung zieht. Die B-Fälle werden von ihm offiziell als *Fehlausführungen* (Misexecutions) bezeichnet. Die Handlung ist *verdorben*. Mit Blick auf die B-Fälle hat Austin aber auch die Bezeichnung ‚Miscarriages‘ in Erwägung gezogen, was soviel heißt

41 J. L. Austin, „Performative und konstatierende Äußerung“. In: Rüdiger Bubner (ed.), *Sprache und Analysis. Texte zur englischen Philosophie der Gegenwart*. Göttingen 1968, 141.

42 Vgl. J. L. Austin, *How to Do Things with Words. The William James Lectures delivered at Harvard University in 1955*. Oxford 1962/²1975, 27. – Dt.: John Langshaw Austin, *Zur Theorie der Sprechakte (How to do things with Words)*. Stuttgart 1972/²1979, 48.

wie *Fehlgeburten* (oder ‚Rohrkrepierer‘). Diese Bezeichnung soll hier übernommen werden. Sie taucht auch im Text, zumindest hinsichtlich B.2, erneut auf.⁴³

Die dritte Verunglückungsart, B.1, hebt, was das Duell betrifft, darauf ab, daß die die Forderung überbringenden ‚Kartellträger‘ den dafür vorgeschriebenen Zeitraum von 24 Stunden nicht einhalten. Dadurch wird die Forderung verdorben. Dies wäre in Austins offizieller Terminologie ein Fall von *Trübung* („Flaw“), inoffiziell ein Fall von *Fehlausführung*.

Die vierte Verunglückungsart, B.2, hebt beispielsweise darauf ab, daß die Sekundanten die Auswahl der Waffen vergessen oder daß ich „meine Sekundanten nicht schicke“⁴⁴. Auch dadurch würde die Handlung verdorben. Dies ist offiziell eine *Lücke* („Hitch“), inoffiziell ein Fall von *Nichtausführung*.

Die fünfte Verunglückungsart, Γ.1, hebt mit Blick auf das Duell darauf ab, daß der Fordernde in Wirklichkeit gar nicht beabsichtigt, zu dem Duell zu erscheinen. Dies wäre ein Fall von *Unaufrichtigkeit* („Insincerity“) oder *Unernst*. Austin zieht hier auch den Begriff der *Dissimulation* in Erwägung, was die Situation, die ihm vorschwebt, auf allgemeinere Weise benennt: Es wird kaschiert, daß etwas Erwartbares, der Norm Entsprechendes in Wirklichkeit nicht gegeben ist.

Die sechste Verunglückungsart, Γ.2, hebt darauf ab, daß der Fordernde sich als unzuverlässig erweist, was hinsichtlich eines Duells heißen würde, daß er zu dem vereinbarten Duelltermin de facto nicht erscheint. Dies ist ein Fall, den man unter Berücksichtigung der inoffiziellen Überlegungen Austins als *Nichterfüllung* („Non-fulfilment“) bezeichnen kann.

In anderen Fällen sprachlichen Handelns kann es zu Verunglückungsfällen der folgenden Art kommen:

Mit *Fehlberufungen* ist man konfrontiert, wenn jemand z. B. sagt: ‚Hiermit beleidige ich Sie‘, ‚Hiermit überzeuge ich Sie‘ oder ‚Ich überrede dich‘.

Fehlanwendungen sind z. B. dann gegeben, wenn jemand sagt: ‚Ich taufe dich auf den Namen Karin‘, ohne autorisiert, also z. B. Pfarrer, Priester oder zumindest selbst getauft zu sein; oder wenn

43 Vgl. John Langshaw Austin, *Zur Theorie der Sprechakte* (How to do things with Words). Stuttgart 1972/²1979, 56.

44 Ebd.

jemand sagt: ‚Hiermit eröffne ich die Sitzung‘, ohne den Vorsitz innezuhaben.

Ein Fall von *Fehlausführung* liegt vor, wenn ich jemandem etwas verspreche, was gar nicht in seinem Interesse liegt; oder wenn ich eine Prognose im Hinblick auf ein vergangenes Ereignis zu geben versuche.

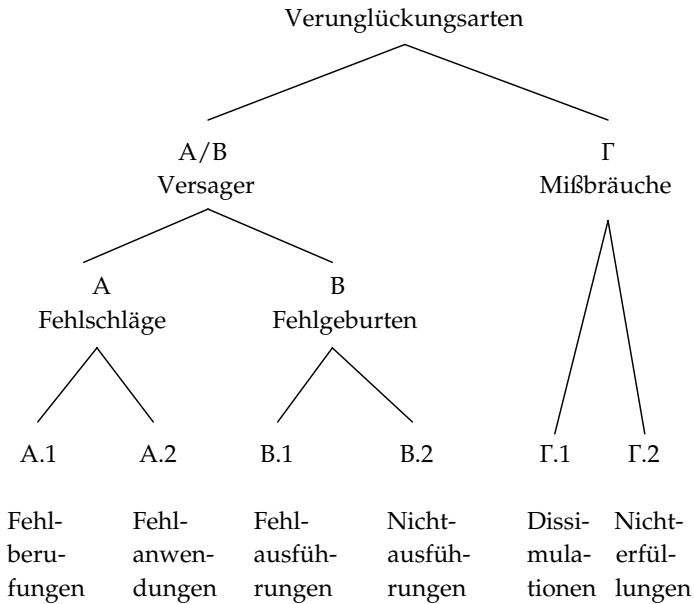
Ein Fall von *Nichtausführung* liegt beispielsweise dann vor, wenn ein Verkehrsminister eine Straße für den Verkehr freigibt, es aber nicht fertigbringt, das vor ihm gespannte und zu durchschneidende Band durchzuschneiden.

Dissimulationen liegen vor, wenn ich etwas verspreche, ohne die Absicht zu haben, es zu tun; wenn ich jemanden zu etwas auffordere, ohne zu wollen, daß er die Aufforderung befolgt; oder wenn ich eine Behauptung aufstelle, ohne zu glauben, was ich sage.

Nichterfüllungen schließlich liegen vor, wenn ich mein Versprechen nicht einhalte; wenn ich nicht in Rechnung stelle, daß mein Adressat tut, wozu ich ihn aufgefordert habe; oder wenn ich eine Behauptung aufstelle, ihre Wahrheit aber ignoriere.

Mit dem hier erhobenen Anspruch auf Verbesserung, läßt sich Austins Taxonomie der Verunglückungsarten folgendermaßen darstellen:⁴⁵

45 Vgl. aber: J. L. Austin, *How to Do Things with Words*. The William James Lectures delivered at Harvard University in 1955. Oxford 1962/²1975, 18. – Dt.: John Langshaw Austin, *Zur Theorie der Sprechakte (How to do things with Words)*. Stuttgart 1972/²1979, 40. Siehe aber auch Sven Staffeldt, *Einführung in die Sprechakttheorie. Ein Leitfaden für den akademischen Unterricht*. Tübingen 2008, 30.



Nun stellt sich die Frage: Erfasst Austins Einteilung *sämtliche* Verunglückungsarten, die sich unterscheiden lassen? Austin hat diese Frage in *How to Do Things with Words* selbst aufgeworfen – und verneint. Bei einem *durchgeführten* Duell, bei einem Duell, das ausgetragen wird, kann vieles schiefgehen – viel mehr als das, was bei der *Forderung zum Duell* alles schiefgehen kann. Wir haben uns bisher nur für die letzteren Arten des Schiefgehens interessiert. Denn Austins ‚Doktrin der Verunglückungsarten‘ bezieht sich nur darauf.

Austin hat aber noch drei weitere, von den bereits unterschiedenen Verunglückungsarten verschiedene Möglichkeiten im Visier, die Handlungen nichtig sein lassen. Der *dritten* Art zufolge kann es zweifelhaft erscheinen, ob man von der Handlung überhaupt annehmen soll, daß sie zustande gekommen ist: Wenn der Hörer eine an ihn adressierte Äußerung nicht gehört oder nicht verstanden hat, kann es beim bloßen *Versuch* geblieben sein, die mit ihr angestrebte Handlung (ein Versprechen z. B.) zu vollziehen.

Die anderen Arten der Nichtigkeit ergeben sich aus dem Doppelcharakter, den Austin den performativen Äußerungen (noch

oder schon) in dem Vortrag von 1958 in Royaumont zuschreibt. Austin bemerkt, „daß, was wir performativ nannten, *Handlung* und *Äußerung* zugleich ist, und also bedauerlicherweise den Maßstäben, die man an alle Arten von Handlungen bzw. Äußerungen im allgemeinen legt, nicht stets genügen wird.“⁴⁶ Die erste der beiden anderen Arten von Nichtigkeit bezieht sich auf das Moment der Handlung im allgemeinen (I), die zweite auf das der Äußerung (II).

Handlungen im allgemeinen können laut Austin in Hinsichten nicht in Ordnung sein, die sich von dem, was von seiner Doktrin der Verunglückungsarten erfaßt wird, deutlich unterscheiden. Bei Austin heißt es: „Ich denke daran, daß Handlungen im allgemeinen (nicht immer) zum Beispiel unter Zwang oder versehentlich oder auf Grund eines Fehlers oder in anderer Weise ohne Absicht getan werden können. In vielen derartigen Fällen werden wir auf keinen Fall einfach sagen, daß der Mensch das und das ‚getan‘ habe.“⁴⁷ Unter solchen Umständen zustande gekommene Handlungen sind nichtig oder zumindest anfechtbar. Für eine Handlung, die unter Zwang, versehentlich, auf Grund eines Fehlers oder ohne Absicht zustande gekommen ist, kann der Handelnde nicht verantwortlich gemacht werden – bzw. könnte er *entschuldigt* sein. Austin schließt solche Fälle aus seiner Betrachtung aus. Er sagt: „Ich glaube, daß eine sehr allgemeine Theorie beides zusammenfassen könnte: sowohl unsere Verunglückungsarten als auch diese besonderen Arten, auf die Handlungen schiefegehen können (insbesondere auch Handlungen, zu denen die performative Äußerung gehört). Wir lassen diese anderen Arten aber beiseite.“⁴⁸

„Zweitens sind unsere performativen Äußerungen als *Äußerungen* gewissen anderen Übeln ausgesetzt, die *alle* Äußerungen befallen können. Und auch sie schließen wir für unsere Untersuchung in voller Absicht aus, obwohl eine umfassendere Theorie sie einschließen könnte. Ich meine zum Beispiel folgendes: In einer *ganz besonderen Weise* sind performative Äußerungen unernst und nichtig, wenn ein Schauspieler sie

46 J. L. Austin, „Performative und konstatierende Äußerung“. In: Rüdiger Bubner (ed.), *Sprache und Analysis. Texte zur englischen Philosophie der Gegenwart*. Göttingen 1968, 142.

47 John Langshaw Austin, *Zur Theorie der Sprechakte (How to do things with Words)*. Stuttgart 1972/²1979, 43.

48 Ebd. (Übersetzung modifiziert.)

auf der Bühne tut oder wenn sie in einem Gedicht vorkommen oder wenn jemand sie zu sich selbst sagt. Jede Äußerung kann diesen Szenenwechsel in gleicher Weise erleben. Unter solchen Umständen wird die Sprache auf ganz bestimmte, dabei verständliche und durchschaubare Weise unernst gebraucht, und zwar wird der gewöhnliche Gebrauch parasitär ausgenutzt. Das gehört zur Lehre von der *Auszehrung* [etiolation] der Sprache. All das schließen wir aus unserer Betrachtung aus.“⁴⁹

Man sieht: Sowohl im Hinblick auf *Handlungen* im allgemeinen als auch im Hinblick auf *Äußerungen* kann Austin sich durchaus vorstellen, daß es umfassendere Theorien geben könnte. In dem einen Fall würde eine umfassendere Theorie außer den Verunglückungsarten auch diejenigen Handlungen miterfassen, für die der Handelnde *nicht verantwortlich* zu machen ist, die entschuldigt werden können; in dem anderen Fall würde eine umfassendere Theorie außer den performativen Äußerungen (die verunglücken können) auch *parasitäre Arten des Sprachgebrauchs* erfassen (die in Austins Augen aus anderen als vom Sprecher zu verantwortenden Gründen unernst und nichtig sind). Austin kann sich also durchaus andere potentiell nichtige *Handlungen* als die performativen Äußerungen vorstellen, wie er sich auch andere potentiell nichtige *Äußerungen* als die performativen vorstellen kann. Im Kontext von *How to Do Things with Words* jedoch präsentiert er weder eine allgemeine Theorie der Handlung noch eine umfassende Theorie der Äußerung. Handlungen, die schiefgehen, ohne daß der Handelnde dafür verantwortlich ist, werden aus dem Bereich der sich auf die performativen Äußerungen konzentrierenden Untersuchung ebenso ausgeschlossen wie Äußerungen, die, weil parasitär, unernst und nichtig sind.

Austins Vorgehen ist alles andere als unplausibel. Die Verunglückungsarten, denen die performativen Äußerungen (die in *How to Do Things with Words* untersucht werden sollen) ausgesetzt sind, liegen im Bereich dessen, wofür der Sprecher verantwortlich ist. Handlungen, für deren Vollzug der Handelnde *nicht* verantwortlich ist, sind anderer Art, brauchen im vorgegebenen Kontext nicht mitberücksichtigt zu werden. In gleicher Weise unberücksichtigt bleiben können Äußerungen, die (in Austins Sicht) konstitutiv unernst und nichtig sind. Daß gerade letzteres der Fall sein

49 Ebd., 43f.

kann, diese Gefahr scheint Austin für omnipräsent zu halten, wenn jemand ‚eine Äußerung tut‘. Denn: „Ohne dauernd daran zu erinnern, müssen wir doch immer im Auge behalten, daß eine ‚Auszehrungs‘erscheinung auftreten kann, so wie beim Gebrauch der Rede zum Schauspielen, in Poesie und (dichterischer) Prosa, beim Zitieren und Rezitieren.“⁵⁰

Doch wie dem auch sei – unberücksichtigt bleiben können die aus dem vorgegebenen Kontext ausgeschlossenen Untersuchungsgegenstände schon deshalb, weil Austin sie andernorts untersucht hat. Was vom Handelnden nicht zu verantwortende Handlungen betrifft, so kann darauf hingewiesen werden, daß sie in Austins „Plädoyer für Entschuldigungen“ zum Thema gemacht werden; und was die unernsten und nichtigen und deshalb von Austin für parasitär gehaltenen Äußerungen betrifft, so kann die Aufmerksamkeit gelenkt werden auf Austins Aufsatz „Pretending“ („So tun als ob“). In diesen Aufsätzen werden zwei weitere Theorien entwickelt. Wie Stanley Cavell hervorgehoben hat, befaßt sich die erste Theorie, die Theorie der Entschuldigungen, „mit den Mißerfolgen, die performative Äußerungen mit allen Handlungen teilen; die zweite ist die Theorie, die sich mit dem Mißlingen befaßt, das performative Äußerungen mit allen Äußerungen teilen.“⁵¹

Austin hat nicht nur aufgezeigt, daß performative Äußerungen den Status von Handlungen haben, er hat auch an der Entwicklung einer allgemeinen Handlungstheorie gearbeitet (I). Zudem hat er sich nicht nur mit auf Verunglückungsfälle zurückzuführende Arten der Nichtigkeit von Äußerungen befaßt, sondern auch mit *inszenierten* Nichtigkeiten, wie sie in Fällen von So-tun-als-ob vorliegen (II). Außerdem hat Austin (in „How to Talk – some simple ways“) eine Theorie der Bedeutung entwickelt (III). Diese drei Theorien können als Paratheorien zu seiner Theorie der performativen Äußerungen aufgefaßt werden.

Ad (I): Austins Weg zu einer allgemeinen Handlungstheorie führt über eine Untersuchung von Entschuldigungen („excuses“), die vorgebracht werden können, wenn jemand etwas getan hat,

50 Ebd., 110, Anm. 26.

51 Stanley Cavell, „Gegen-Philosophie und die verpfändete Stimme“. In: Ders., Die andere Stimme. Philosophie und Autobiographie. Berlin 2002, 91-189, hier: 137.

was er eigentlich nicht gewollt, wenn was der Handelnde getan hat zu einem ungewollten Resultat geführt hat.

„Entschuldigungen zu untersuchen, heißt solche Fälle zu untersuchen, in denen irgendeine Anomalität oder irgendein Versagen vorgekommen ist; und wie so oft wirft das Anomale hier Licht auf das Normale; es hilft uns, den täuschenden Schleier des Leichten und Offenkundigen zu lüften, der den Mechanismus der natürlichen und erfolgreichen Handlung verbirgt. Es wird plötzlich klar, daß die durch die verschiedenen Entschuldigungen signalisierten Fehlschläge [‚breakdowns‘] von radikal verschiedener Art sind, daß sie unterschiedliche Teile oder Stufen der Maschinerie [des Handelns] betreffen, die die Entschuldigungen folglich für uns herausgreifen und aussortieren. Zudem wird deutlich, daß nicht *jeder* Lapsus in Verbindung mit *allem*, was eine Handlung genannt werden könnte, vorkommt, daß nicht jede Entschuldigung zu jedem Verb paßt – weit entfernt davon. Das versieht uns mit der Möglichkeit, das ganze Durcheinander von ‚Handlungen‘ irgendwie zu klassifizieren. Wenn wir sie nach der besonderen Auswahl von Fehlschlägen klassifizieren, denen die einzelnen Handlungen ausgesetzt sind, dann dürfte das ihnen ihren Platz in irgendeiner Familien-Gruppe bzw. -Gruppen von Handlungen, oder in einem Modell von der Maschinerie des Handelns zuweisen.“⁵²

Eine vergleichbare Klärung der Verhältnisse verspricht sich Austin übrigens auch von seiner Beschäftigung mit Fällen von So-tun-als-ob. Nachdem er den Vorwurf erhoben hat, die Reichweite dieses Begriffs sei übertrieben und seine Bedeutung entstellt worden, sagt er:

„Zweitens müssen im Rahmen des langfristigen Projekts der Klassifizierung und Klärung der möglichen Formen und Spielarten des *etwas nicht ganz regelgerecht Tuns* – eines Projekts, das ausgeführt werden muß, wenn wir verstehen wollen, was es eigentlich heißt, etwas zu tun – auch die Klärung des Begriffs ‚so tun als ob‘ und seine richtige Einordnung innerhalb der Familie verwandter Begriffe einen Platz finden, sei er auch noch so bescheiden.“⁵³

52 John L. Austin, „Ein Plädoyer für Entschuldigungen“. In: Georg Meggle (ed.), *Analytische Handlungstheorie*. Band I: Handlungsbeschreibungen. Frankfurt a. M. 1977, 8-42, hier:13f.

53 John L. Austin, „So tun als ob“. In: Ders., *Gesammelte philosophische Aufsätze*, Stuttgart 1986, 328-350, hier: 350.

Die Hauptquelle der in Austins Handlungstheorie fruchtbar gemachten Informationen ist die Umgangssprache. „Jede Untersuchung des Verhaltens muß die Sprache miteinbeziehen, weil sich in der Sprache, so Austin, die akkumulierten Gedanken und Erfahrungen ihrer Benutzer widerspiegeln.“⁵⁴ Handlungsverben modifizierende Ausdrücke, Adverbien wie ‚absichtlich‘ und ‚unabsichtlich‘ z. B., spielen in Austins Überlegungen eine große Rolle.

„Wenn wir modifizierende Ausdrücke und ihre Rolle in bezug auf Handlungsverben untersuchen, zeigt sich bald, daß sie sich in ‚Familien‘ einteilen lassen. Besonders an zwei dieser Gruppen, die komplementär und für unser Verständnis des menschlichen Verhaltens wichtig sind, hatte Austin Interesse. Das sind einmal Ausdrücke wie ‚zufällig‘, ‚versehentlich‘, ‚unabsichtlich‘ usw., die als Verb-Modifikationen dazu verwendet werden, ein Verhalten zu entschuldigen, und zum anderen Ausdrücke wie ‚absichtlich‘, ‚überlegt‘, die dazu verwendet werden, Entschuldigungen zurückzuweisen oder, allgemein, Verantwortung zuzuschreiben.“⁵⁵

Zudem vermitteln adverbiale Ausdrücke Informationen über das, was Austin die ‚Maschinerie des Handelns‘ nennt. „Adverbiale Ausdrücke kristallisieren nicht nur Klassen von Handlungen heraus, sondern auch die inneren Details der Maschinerie des Handelns bzw. die Abschnitte, in die sich das Handeln aufteilen läßt.“⁵⁶ Austin denkt hier an „Stadien wie Informationsgewinnung und Planung, Entscheidung und Entschluß“⁵⁷, vor allem aber auch an die „*exekutive* Stufe, [...], die Stufe, wo wir etwas *verpfuschen*.“⁵⁸

„Die meisten Verben, die Handlungen ‚bezeichnen‘, beziehen sich auf diese Stufe[,] und natürlich treten auch hier viele der möglichen ‚Fehl-

54 L. W. Ferguson, „Austins Handlungstheorie“. In: Georg Meggle (ed.), *Analytische Handlungstheorie*. Band I: Handlungsbeschreibungen. Frankfurt a. M. 1977, 43-68, hier: 49.

55 Ebd., 51f.

56 John L. Austin, „Ein Plädoyer für Entschuldigungen“. In: Georg Meggle (ed.), *Analytische Handlungstheorie*. Band I: Handlungsbeschreibungen. Frankfurt a. M. 1977, 8-42, hier: 29.

57 Ebd.

58 Ebd.

schläge' auf. Auf der exekutiven Stufe müssen wir die notwendigen Körperbewegungen hinreichend kontrollieren, wir müssen dafür sorgen, daß mögliche Einwirkungen und Gefahren vermieden werden und beachten, daß verschiedene Umstände, zu denen auch die Handlungen anderer Personen gehören, mithereinspielen – erst dann können wir eine Handlung vollständig und erfolgreich ausführen.“⁵⁹

Was die Handlungsverben modifizierenden Adverbien betrifft, so unterliegen diese bestimmten *Anwendungsbeschränkungen*. „D. h. es wird keinen Sinn ergeben, ein Entschuldigungsadverb wie z. B. ‚unwissentlich‘, ‚spontan‘ oder ‚impulsiv‘ zu jedwedem ‚Handlungs‘-Verb in jedwedem Kontext einzufügen.“⁶⁰ Wir sollten auch nicht annehmen, „wir seien bei bestimmten, ja vielleicht sogar bei *allen* Ausdrücken, die das Verb modifizieren, berechtigt, entweder den betreffenden Ausdruck selbst oder dessen Gegenteil bzw. Negation in unsere Behauptung einzufügen; d. h. wir seien zu der typischen Frage ‚Hat X die Handlung A ... oder nicht – ... getan?‘ (z. B. ‚Hat X den Y freiwillig oder unfreiwillig ermordet?‘) und zu der einen oder anderen Antwort berechtigt.“⁶¹ Über die Verwendung von ‚freiwillig‘ oder ‚unfreiwillig‘ können wir nicht einfach nach eigenem Gutdünken entscheiden. „Nur wenn wir die bezeichnete Handlung auf eine besondere Art und Weise bzw. in Umständen tun, die sich von denen unterscheiden, in denen eine solche Handlung normalerweise getan wird [...], nur dann ist ein modifizierender Ausdruck erforderlich oder auch nur in Ordnung.“⁶² Der Gebrauch eines modifizierenden Ausdrucks signalisiert immer eine Abweichung. Austin schlägt zur Bezeichnung dieses Umstands einen Slogan vor, der lautet: „*Keine Modifikation ohne Abweichung*.“⁶³

Was die Ausdrücke ‚freiwillig‘ und ‚unfreiwillig‘ anbelangt, so muß beachtet werden, daß sie offensichtlich nicht in einem einfa-

59 L. W. Ferguson, „Austins Handlungstheorie“. In: Georg Meggle (ed.), *Analytische Handlungstheorie*. Band I: *Handlungsbeschreibungen*. Frankfurt a. M. 1977, 43-68, hier: 62.

60 John L. Austin, „Ein Plädoyer für Entschuldigungen“. In: Georg Meggle (ed.), *Analytische Handlungstheorie*. Band I: *Handlungsbeschreibungen*. Frankfurt a. M. 1977, 8-42, hier: 26.

61 Ebd., 25.

62 Ebd.

63 Ebd.

chen Gegensatzverhältnis zueinander stehen. „Das Gegenteil oder besser das jeweilige Gegenteil von ‚freiwillig‘ könnte sein: ‚unter irgendeinem Zwang‘, etwa Nötigung, Verpflichtung oder Beeinflussung. Das Gegenteil von ‚unfreiwillig‘ könnte sein: ‚überlegt‘, ‚vorsätzlich‘ oder dergleichen. Solche Unterschiede in den Gegenteilen zeigen an, daß ‚freiwillig‘ und ‚unfreiwillig‘ trotz ihres scheinbaren Zusammenhangs zwei Paar Stiefel sind.“⁶⁴ Der Begriff der Freiheit spielt in handlungstheoretischer Hinsicht sicherlich irgendeine Rolle. Freiheit ist für Austin aber „kein Name für ein Charakteristikum von Handlungen, sondern der Name einer Dimension, in der Handlungen beurteilt werden.“⁶⁵ Auch ist der Begriff der Verantwortung vorzuziehen. „Es spricht vieles dafür, daß, ungeachtet der philosophischen Tradition, *Verantwortung* ein besserer Kandidat für die hier der Freiheit zugeschriebene Rolle wäre.“⁶⁶ „In schlichterer Form“, sagt Austin an anderer Stelle,

„steht diese Idee schon bei Aristoteles [...], nämlich die Idee, daß Fragen der Verantwortlichkeit Vorrang haben vor dem Problem der Freiheit. Was immer der Grundgedanke des Aristoteles gewesen sein mag, er *funktionierte* folgendermaßen: Um herauszubekommen, ob jemand frei gehandelt hat oder nicht, müssen wir feststellen, ob diese oder jene Entschuldigung dafür angenommen werden kann – z. B. die Berufung auf äußeren Druck, Versehen, oder Zufall usw.“⁶⁷

Die bei Austin zu beobachtende Orientierung der Handlungstheorie an der Art, wie über bestimmte Handlungen *geredet* wird, kommt auch und gerade dann zum Ausdruck, wenn es beispielsweise heißt: „[W]ir wollen, soweit uns die Sprache darüber Auskunft geben kann, zwischen *absichtlichem* [intentional] und *überlegtem* [deliberate (mit Bedacht)] oder *bezwecktem* [on purpose] Handeln unterscheiden.“⁶⁸ Ein Lehrer kann ein Kind, das Tinte ver-

64 Ebd., 27.

65 Ebd. 14.

66 Ebd., 15.

67 John L. Austin, „Drei Möglichkeiten, Tinte zu verschütten“. In: Ders., *Gesammelte philosophische Aufsätze*, Stuttgart 1986, 351-369, hier: 352.

68 Ebd., 353.

schüttet hat, fragen ‚Hast du das absichtlich getan?, ‚Was hast du dir dabei gedacht? oder ‚Was hast du damit bezweckt?‘⁶⁹

Ein weiterer interessanter Aspekt von Austins Handlungstheorie besteht in dem ‚Einklammerungseffekt‘, den das Wort ‚Absicht‘ hat. Ein Beispiel: „Wenn der Ladenkassendieb behauptet, daß er *während der ganzen Zeit beabsichtigt hat*, das Geld wieder zurückzugeben, behauptet er, seine Handlung – die Handlung, auf die er sich eingelassen hat – müsse *als ein Ganzes* beurteilt werden und nicht nur als ein aus diesem Ganzen herausgeschnittener Teil.“⁷⁰ Absichten sind für die Zuschreibung von Handlungen konstitutiv. „Wir rekurrieren teilweise auf Intentionen, wenn wir irgendeinen Abschnitt aus dem Verhalten einer Person als einzelne Handlung ansehen. Das heißt, mit welchen Worten wir ‚was er tat‘ beschreiben, hängt davon ab, welche Intentionen unserer Ansicht nach involviert sind.“⁷¹ Aktivitäten können analytisch oder synthetisch beschrieben werden. Verschiedene aufeinanderfolgende Aktivitäten können wir „als eine einzige Handlung ansehen, die durch einen einzigen Namen bezeichnet wird, wenn wir glauben, daß eine einzige umfassende Intention vorliegt und keine besondere Veranlassung besteht, genauere Unterscheidungen zu treffen. Wir können sagen ‚Er nahm seine Pfeife, suchte einen Pfeifenreiniger aus, blies durch das Rohr usw.‘ oder einfach ‚Er reinigte seine Pfeife‘.“⁷²

So weit die Handlungstheorie Austins, das heißt die erste der drei Paratheorien, die es ihm in *How to Do Things with Words* erlaubt haben, auf die Vorstellung oder Entwicklung einer über die Doktrin der Verunglückungsarten hinausgehende, allgemeinere Theorie zu verzichten. Nun zu der zweiten Paratheorie!

Ad (II): Austin, haben wir vernommen, hat sich nicht nur eine umfassendere *Handlungstheorie* als die mit seiner Doktrin der Verunglückungsarten erfaßte vorstellen können, er hat auch eine allgemeinere *Theorie der Äußerungen* im Sinn, als er die von ihm entdeckten performativen Äußerungen zu seinem Thema macht.

69 Vgl. ebd.

70 Ebd., 367.

71 L. W. Fergusson, „Austins Handlungstheorie“. In: Georg Meggle (ed.), *Analytische Handlungstheorie*. Band I: Handlungsbeschreibungen. Frankfurt a. M. 1977, 43-68, hier: 58.

72 Ebd., 58f.

Austins Weg zu einer allgemeineren Theorie unernteter und nichtiger Äußerungen liegt vor in Gestalt von Überlegungen, die er in seinem Aufsatz "Pretending" (ins Deutsche übersetzt unter dem Titel „So tun als ob“) anstellt. Die Fälle, die Austin vorschweben, betreffen Situationen, in denen jemand etwas *vortäuscht*, einem anderen etwas *vorheuchelt*, in denen er *so tut als ob* bzw. *vorgibt*, etwas Bestimmtes zu tun.

Eines der überzeugendsten Beispiele ist das eines Fensterputzers, der vorgibt, Fenster zu putzen. Im Hinblick auf jemandem, dessen Verhalten so beschrieben werden kann, muß zugegeben werden, daß er die Fenster wirklich putzt; dennoch ist sein Verhalten ein Fall von Vorgeben, die Fenster zu putzen, „weil er *eigentlich* die ganze Zeit etwas anderes tut: er achtet nämlich auf die Wertgegenstände. Er putzt die Fenster nur zur Verhüllung und Förderung dieser anderen Tätigkeit“⁷³. Ein schwierigeres oder hintergründigeres Beispiel ist das sogleich zu erwähnende, das sich noch spezieller aus Austins Methode ergibt.

Was diese Methode betrifft, so ist darauf aufmerksam zu machen, daß sie mit Searle als *Sprach-Philosophie* (,linguistic philosophy‘) bezeichnet werden kann. „Linguistic philosophy is the attempt to solve particular philosophical problems by attending to the ordinary use of particular words or other elements in a particular language. [...] ‘Linguistic philosophy’ is primarily the name of a method; ‘The philosophy of language’ is the name of a subject.“⁷⁴ Dies gilt auch und gerade für Austins Sprach-Philosophie: Sie ist eine Methode (kein Gegenstandsbereich). Für diese Methode ist es kennzeichnend, daß sie auf sprachlich gegebene Unterschiede seismographisch reagiert. Dort, wo sprachliche Unterscheidungen gemacht werden, wird das Vorhandensein von Unterschieden in der Sache vermutet. Austin reagiert beispielsweise auf den Unterschied zwischen ‚pretending that‘ und ‚pretending to‘. Was ist der Unterschied? „Die naheliegende Antwort“, sagt Austin, „ist, bei ‚pretending that‘ liege die Betonung auf der Unterdrückung oder dem Verbergen von Wissen, Erinnerungen, Überzeugungen oder Erkenntnissen – kurz, ‚kognitiven Zustän-

73 John L. Austin, „So tun als ob“. In: Ders., *Gesammelte philosophische Aufsätze*, Stuttgart 1986, 328-350, hier: 339.

74 John R. Searle, *Speech Acts. An Essay in the Philosophy of Language*. Cambridge 1969, 4.

den' –, und das, was simuliert wird, sei ebenfalls ein kognitiver Zustand.“⁷⁵ In Fällen, die durch ‚pretending to‘ beschrieben werden, scheinen es demgegenüber eher emotionale Zustände (wie Gleichgültigkeit oder Abneigung) zu sein, die kaschiert werden sollen. Und hier nun das oben angekündigte Beispiel: „Wenn man so tut, als wäre man in sie verliebt [,pretending that‘], verhehlt man sein Wissen, daß man nicht in sie verliebt ist, während man seine Gleichgültigkeit oder Abneigung gegen sie kaschiert, wenn man in sie verliebt zu sein heuchelt [,pretending to‘].“⁷⁶ Im ersten Fall ist es ein zu dem gezeigten Verhalten nicht passender kognitiver Zustand, der kaschiert wird, im anderen Fall ist es ein dem gezeigten Verhalten entgegenstehender emotionaler Zustand, der kaschiert wird.

Doch wie dem auch sei: So-tun-als-ob kann auf jeden Fall nur innerhalb bestimmter Grenzen stattfinden. Ein Verhalten, das in dieser Weise beschrieben werden kann, hat ein spielerisches Moment und muß es auch behalten. Es darf ernsthafte Auswirkungen einer bestimmten Art nicht haben. Hier ein für Austin nicht untypisches, humorvolles Beispiel: „Bei einer Feier soll jemand für ein Pfand so tun, als sei er eine Hyäne. Er geht hinunter auf alle Viere, versucht ein paarmal, ein gräßliches Lachen auszustoßen, und beißt mir schließlich in die Wade, wobei er mit einem Anflug von Realismus, der seine Hoffnungen womöglich übersteigt, ein wohlbemessenes Stück aus meiner Wade herausreißt. Kein Zweifel, er ist zu weit gegangen.“⁷⁷ Das heißt: „Zum Heucheln oder Sichverstellen gehört notwendig der Begriff einer Grenze, die nicht überschritten werden darf; das Heucheln ist sozusagen stets vom Wirklichen isoliert. Zugegeben, die Grenze kann unscharf sein, aber sie muß existieren. Es ist gar nicht so unwichtig, daß es normalerweise *offensichtlich* ist, wenn jemand heuchelt.“⁷⁸ Doch kehren wir noch einmal zum Hyänen-Beispiel zurück!

„Nehmen wir den Fall, in dem jemand ‚so tut, als würde er einen Bissen aus deiner Wade herausreißen‘. Hier bestünde Einigkeit darüber, daß er es *nicht* tun darf, wie lebensecht die Täuschung auch sein mag: er darf

75 John L. Austin, „So tun als ob“. In: Ders., *Gesammelte philosophische Aufsätze*, Stuttgart 1986, 328-350, hier: 348.

76 Ebd.

77 Ebd., 331f.

78 Ebd., 329.

nichts tun, was man zu Recht als ‚(tatsächlich) einen Bissen aus deiner Wade herausreißen‘ beschreiben könnte. Die Handlung, die er beim Vortäuschen vollziehen muß, gleicht offenbar bis zu einem gewissen Punkt genau der Handlung, die er zu vollziehen heuchelt (denn was er *hier* vortäuscht, ist der Vollzug einer öffentlichen körperlichen Handlung), und wenn er nicht auf der Hut ist, könnte es passieren, daß er die Handlung wirklich vollzieht. Wenn er weit genug geht, hat er *wirklich* getan, was er nur vortäuschen wollte; und wenn er nicht so weit geht, *kann* er es nicht wirklich getan haben.“⁷⁹

Ist jemand, der so tut als ob, ein Schauspieler? Austin scheint diese Frage zu verneinen. Er faßt Fälle ins Auge, in denen jemand Theater spielt, ein Stück probt, jemand anderen zu imitieren oder nachzuahmen versucht, und sagt dann:

„Dies sind jedoch nur einige der einleuchtendsten Fälle, die vom Heucheln oder So-tun-als-ob unterschieden werden müssen und von diesem wesentlich weiter entfernt sind als z. B. das Posieren, sich Verstellen, Simulieren oder Hochstapeln. Im grundlegenden Fall muß man, um so zu tun, als ob, durch gleichzeitiges persönliches Auftreten im Beisein anderer versuchen, sie glauben zu machen oder bei ihnen den Eindruck erwecken, daß man (eigentlich, nur usw.) abc ist, um die Tatsache zu verschleiern, daß man in Wirklichkeit xyz ist.“⁸⁰

Eine vollständige Erklärung des Begriffs So-tun-als-ob erblickt Austin in dieser Bestimmung allerdings nicht. Beim ihm heißt es:

„Dieses So-tun-als-ob enthält z. B. tendenziell ein Stegreifmoment, und die auslösende Situation hat etwas von einer Notlage an sich – zumindest gibt es etwas zu verbergen. Freilich gibt es ‚raffinierte‘ Heucheleien, doch wenn das übertrieben wird, und es werden Make-up und Kostüme verwendet wie bei richtigen Schauspielern statt wie bei Pantomimen oder Diseusen, sprechen wir lieber von Charakterdarstellung, Hochstapelei oder Verkleidung. So tun, als wäre man ein Bär, ist *eine* Sache; in einer Bärenhaut durch die Bergtäler streifen ist etwas ganz anderes.“⁸¹

79 Ebd., 334f.

80 Ebd., 345f.

81 Ebd., 346.

Das Benehmen des Heuchlers ist von der Tätigkeit des Schauspielers also zu unterscheiden. Dennoch liegen die Aktivitäten beider nicht weit auseinander. Austin jedenfalls macht ein Zugeständnis, wenn er sagt:

„Kommt es nicht dringend darauf an, das, was wir verbergen wollen, wirklich zu verbergen, sprechen wir vielleicht lieber von Fopperei, Mummenschanz oder Pose. Doch dies sind Nuancen, denn heutzutage ist es wahrscheinlich durchaus legitim, den Gebrauch von ‚heucheln‘ oder ‚so tun als ob‘ so zu erweitern, daß die meisten dieser Fälle erfaßt werden, wenn man es nicht so genau nimmt; wie man ja auch ‚Er tat so, als wäre er im Begriff zu...‘ sagen kann, wenn der Betreffende, genauer gesagt, ‚eine Finte macht‘, d. h. eine knappe Bewegung in der einen Richtung macht, um die Verteidigung seines Gegners abzulenken und seine wahre *Absicht* zu verbergen.“⁸²

Als Austin sich den performativen Äußerungen zuwendet, schließt er, wie wir gehört haben, bewußt solche Fälle aus der Betrachtung aus, wie er sie unter der Überschrift „Pretending“, quasi seiner zweiten Paratheorie, untersucht hat. Sein Vorgehen erläutert er, indem er auf Vorkommen performativer Äußerungen in Aufführungen von Dramen, in Gedichten oder in Selbstgesprächen hinweist. Austin vertritt die Auffassung, performative Äußerungen in derartigen Kontexten seien in einer ganz besonderen Weise unernst oder nichtig. Austin behauptet: „Unter solchen Umständen wird die Sprache auf ganz bestimmte, dabei verständliche und durchschaubare Weise unernst gebraucht, und zwar wird der gewöhnliche Gebrauch parasitär ausgenutzt.“⁸³

Das Vorkommen performativer Äußerungen in literarischen Kontexten hat Austin nicht weiter untersucht. Interessanterweise aber nimmt Searle den Faden wieder auf, als er sich mit dem logischen Status fiktionalen Diskurses beschäftigt. Wie zu sehen ist, führt Searle weiter aus, was bei Austin angelegt ist.⁸⁴

In *How to Do Things with Words* hat Austin eine weitere Unterscheidung ins Spiel gebracht: die zwischen lokutionären und illokutionären Akten, so daß er hinsichtlich seiner Ausgangsunter-

82 Ebd., 346f.

83 John Langshaw Austin, *Zur Theorie der Sprechakte* (How to do things with Words). Stuttgart 1972/²1979, 43f.

84 Siehe dazu den Abschnitt über *Searles Austin*.

scheidung gleich zu Beginn der Zwölften Vorlesung feststellen kann: „Die Lehre von der Unterscheidung zwischen performativen und konstativen Äußerungen verhält sich zur Lehre von den lokutionären und illokutionären Akten wie die *spezielle* zur *generellen* Theorie.“⁸⁵ Der illokutionäre Akt (ein Versprechen z. B.) betrifft die *Handlungsdimension*, die Dimension des Glückens und Mißglückens; in dieser Dimension geht es um die ‚illocutionary force‘. Der lokutionäre Akt (das, was versprochen wird) betrifft die *Bedeutungsdimension*, die Dimension von Wahrheit und Falschheit; in dieser Dimension geht es um die ‚locutionary meaning‘.⁸⁶ ‚Meaning‘ ist für Austin eine Angelegenheit von ‚sense and reference‘, der illokutionäre Akt aber geht darüber hinaus. Austin, „who first introduced the term ‘illocutionary act’, thought of such acts as something over and above the ‘sense and reference’ of an utterance.“⁸⁷ Wie ist dies zu verstehen? Und vor allem: Wie ist die Unterscheidung zwischen *meaning* und *force* zu verstehen?

Daß hier ein nicht unbeträchtlicher Erklärungsbedarf vorliegt, hebt David Holdcroft hervor, der sagt:

“Of course, the nature of the contrast intended between force on the one hand and sense and reference on the other is far from clear, since Austin gives no account of what he means by ‘sense’ and ‘reference’ in *How To Do Things With Words*. However, he had earlier given a fairly careful account of conventions of reference and conventions of sense as they operate in the simplified models of ‘How to Talk’, the former being associated with the nominal expressions of language, the latter with the predicables. Simplified or not, Austin seems to have taken the models of ‘How to Talk’ seriously, for in the earlier paper ‘Truth’ analogues of the two sorts of convention are to be found called, respectively, demonstrative and descriptive conventions. The former correlate ‘the words (= statements) with the *historic* situations, &c., to be found in the world’;

85 John Langshaw Austin, *Zur Theorie der Sprechakte* (How to do things with Words). Stuttgart 1972/²1979, 166.

86 Vgl. J. L. Austin, *How to Do Things with Words*. The William James Lectures delivered at Harvard University in 1955. Oxford 1962/²1975, 148. – Dt.: John Langshaw Austin, *Zur Theorie der Sprechakte* (How to do things with Words). Stuttgart 1972/²1979, 166.

87 William P. Alston, *Illocutionary Acts and Sentence Meaning*. Ithaca 2000, 1.

whilst the latter correlate sentences 'with the *types* of situation, thing, event, &c., to be found in the world'. Given an utterance of such a sentence as 'I tell you that John is tall', and Austin's account of truth, the conditions in which the sentence-part 'John is tall' is uttered to say something true are fully determinate. But Austin's account does not tell us what to say about the explicit performative as a whole."⁸⁸

Dies aber ist ein Problem. Worin könnte es begründet sein? Es könnte mit Austins Vorstellungen von dem zusammenhängen, was er unter *Bedeutung* („meaning“) versteht.

Auch über *sense* und *reference*, mithin über das, was er unter *meaning* versteht, muß Austin in *How to Do Things with Words* keine gesonderten Bemerkungen machen. Denn auch hierzu hat er in Gestalt einer Theorie der *Bedeutung* („meaning“) eine Paratheorie (III).

Ad (III): In „Wie man spricht. Ein paar simple Verfahren“ entwickelt Austin ein vereinfachtes Modell für eine Situation, „in der wir die Sprache gebrauchen, um über die Welt zu sprechen.“⁸⁹ Dabei geht es zunächst um (a) die sogenannte *Namengebung* (die Prädikation) und (b) die sogenannte *Sinngebung* (die Referenz). ‚1227 ist ein Rhombus‘ ist ein Beispiel für Namengebung; ‚1227 ist ein Rhombus‘ ist ein Beispiel für Sinngebung. „Namengebung [...] besteht darin, daß man einem bestimmten Gegenstandstyp eine bestimmte Vokabel als seinen ‚Namen‘ zuordnet. Sinngebung [...] besteht darin, daß man einer bestimmten Vokabel einen bestimmten Gegenstandstyp als ihren ‚Sinn‘ zuordnet.“⁹⁰ Dem, was Austin Namengebung nennt, liegt eine *deskriptive*, dem, was er als Sinngebung bezeichnet, liegt eine *demonstrative* Konvention zugrunde. Austin unterscheidet: „*Deskriptive* Konventionen, die die Wörter (= Sätze) zu den in der Welt vorfindlichen *Typen* von Situationen, Dingen, Ereignissen usw. in wechselseitige Beziehung setzen, [und] *Demonstrative* Konventionen, die die Worte (= Aussagen) zu

88 David Holdcroft, *Words and Deeds. Problems in the Theory of Speech Acts*. Oxford 1978, 24.

89 John L. Austin, „How to Talk – some simple ways“. In: Ders., *Philosophical Papers*. Oxford 21970, 134-153. – Dt.: „Wie man spricht. Ein paar simple Verfahren“. In: Ders., *Gesammelte philosophische Aufsätze*. Stuttgart 1986, 175-200, hier: 175.

90 Ebd., 177f.

den in der Welt vorfindlichen *historischen* Situationen usw. in wechselseitige Beziehung setzen.“⁹¹

Wenn bei der Anwendung dieser Verfahren etwas schiefgeht, liegt entweder ein Fall von *Fehlbenennen* („misnaming“) vor oder ein Fall von *Fehlbezugnahme* („misreferring“).⁹² Austin unterscheidet „four species, if you like, of the generic speech-act of asserting“⁹³: (i) das *Etikettieren* oder *Plazieren* („c-identifying, cap-fitting or placing“, auch ‚was-Identifizieren‘ genannt), (ii) das *Einsetzen* („b-identifying, bill-filling or casting“, auch ‚welches-Identifizieren‘ genannt), (iii) das *Aussagen* („stating“) und (iv) das *Exemplifizieren* („instancing“). Werden diese Tätigkeiten falsch durchgeführt, liegen Fälle vor von (i) *Fehletikettieren*, (ii) *Fehleinsetzen*, (iii) *Fehlaussagen* und (iv) *Fehlexemplifizieren*.

In all diesen Verfahren wird die Sprache verwendet, um über die Welt zu sprechen. In *How to Do Things with Words* braucht Austin auf diese Verfahren nicht gesondert zu sprechen zu kommen, denn auch sie hat er, wie gezeigt, bereits untersucht. Doch was für Austin noch wichtiger ist: Die explizit performativen Äußerungen, um deren Charakterisierung es ihm in seiner Vorlesungsreihe in erster Linie geht, stellen seines Erachtens in ihrer entscheidenden Eigenschaft, dem sogenannten performativen Vorspann, *kein* Verfahren dar, um über die Welt zu sprechen. Es verhält sich in der Tat so, wie Holdcroft sagt: „Austin’s account does not tell us what to say about the explicit performative as a whole. Arguably, conventions other than descriptive and demonstrative ones are needed to do this, and certainly this is what Austin himself seems to have thought, since he held that explicit performatives are not true or false.“⁹⁴

Fazit: Austin hat eine Doktrin der Verunglückungsarten entwickelt, mit deren Hilfe er das von ihm entdeckte Phänomen der performativen Äußerungen beschrieben hat. Daß sie verunglücken können, ist ein inhärentes Merkmal dieser, die eine Seite der

91 John L. Austin, „Wahrheit“. In: Ders., *Gesammelte philosophische Aufsätze*. Stuttgart 1986, 153-174, hier: 159.

92 Vgl. ebd., 180.

93 John L. Austin, „How to Talk – some simple ways“. In: Ders., *Philosophical Papers*. Oxford 1970, 134-153, hier: 140.

94 David Holdcroft, *Words and Deeds. Problems in the Theory of Speech Acts*. Oxford 1978, 24.

von ihm wieder aufgegebenen Unterscheidung bildenden Äußerungen. Austin hat weitere, über den von der Doktrin der Verunglückungsarten erfaßten Phänomenbereich hinausgehende bzw. diesem vorangehende Theorien vorstellig gemacht: eine allgemeinere Theorie der Handlung, eine allgemeine Theorie der Äußerung und eine Theorie der Bedeutung. Aus dem Zusammenhang von *How to Do Things with Words* hat er diese drei Theorien allerdings ausgeschlossen. Er hat dies tun können, weil er sie andernorts, sozusagen als Paratheorien, vorgestellt hat: seine Theorie der Handlung in „Ein Plädoyer für Entschuldigungen“, eine allgemeine Theorie der Äußerung in „So tun als ob“ und eine Theorie der Bedeutung in „Wie man spricht. Ein paar simple Verfahren“.

2 Sesonskes Austin

Der erste, der gegen Austins Verwerfung der Performativ/konstativ-Unterscheidung protestiert hat, ist Alexander Sesonske. Sesonske hält an Austins ursprünglicher Unterscheidung fest: Er ist davon überzeugt, "that there is an important distinction here, which Austin turned up and then buried again without really noticing it"¹.

Sesonske geht davon aus, daß es sich bei dem, was bei Austin thematisiert wird, um die *Funktionen* oder *Gebrauchsweisen* (,uses') von Sprache handelt, und er nimmt an, daß auch die ursprüngliche Unterscheidung zwischen den performativen und den konstativen Äußerungen funktionaler Natur ist.² Austin aber habe einem unerreichbaren ‚Ideal‘ angehangen: Zwar sei seine Unterscheidung der beiden von ihm ins Visier genommenen Äußerungsarten funktionaler Art: "Yet Austin persists in seeking to reduce this functional difference to a formal or grammatical one, preferable a dichotomy of two distinct grammatical forms, with every sentence of one form having a completely different function from every sentence of the other form."³ Dies hält Sesonske für verfehlt. Reine Funktionalisten fühlen sich regelrecht erhaben über "the illusion of one form, one function"⁴. Sesonske ist Funktionalist. Das, was er anstrebt, ist eine rein funktionale Charakterisierung der Per-

1 Alexander Sesonske, "Performatives". In: *Journal of Philosophy* LXII (1965), 459-468, hier: 460.

2 Vgl. ebd.

3 Ebd.

4 Ebd., 461.

formative. Mit Blick auf die von ihm in seinem Essay verfolgte Absicht sagt er dies ausdrücklich: "You might say, I suppose, that the point of this paper is to suggest that the functions of language may usefully distinguished in terms of the effects of speech acts on human relations; and particularly that notion of performative can be made clear in this way."⁵

Während Austin von Äußerungen ausgeht und nach deren Funktion fragt, versucht Searse den umgekehrten Weg einzuschlagen: Er geht von der Sprechsituation aus und fragt, was sich darin alles abspielen kann. In eine gewöhnliche Sprechsituation sind, dies braucht im Grunde genommen kaum erwähnt zu werden, zwei oder mehr Personen involviert. Searse fragt jedoch nach den unterschiedlichen Arten von Beziehungen, die zwischen den in solch eine gewöhnliche Sprechsituation involvierten Personen bestehen können, und sagt: "[O]ut of the many ways in which humans are related to one another, I want to note three general sorts or classes of relationship between persons in which language plays a vital role and in which it is obvious that a utterance can alter the relation."⁶ Die erste Art von Beziehungen bezeichnet er als *psychologisch*, die zweite als *generativ* („generative“), die dritte als *formal*.

Zwei Personen stehen Searse zufolge (i) in *psychologischen* Beziehungen, wenn die eine über die andere etwas weiß oder eine emotionale Einstellung zu ihr unterhält. (ii) Zwei Personen stehen in einer *generativen* Beziehung zueinander, wenn eine Handlung der einen Person auf seiten der anderen eine weitere Handlung oder irgendeinen Zustand hervorbringt. (iii) "Two persons are *formally* related to each other when the range of appropriate or permissible interaction between them is defined or determined by implicit or explicit conventions or rules accepted within a group, community, or culture."⁷ Die dritte der von Searse unterschiedenen Beziehungsarten ist die für die performativen Äußerungen entscheidende. Das heißt, es sind die formalen Beziehungen zwischen Personen, die von performativen Äußerungen betroffen sind.

5 Ebd., 462.

6 Ebd.

7 Ebd., 463 (Hervorhebung hinzugefügt).

Sesonske vertritt die These, daß der Witz (,point') einer performativen Äußerung darin bestehe, die zwischen Sprechern bestehenden formalen Beziehungen abzuändern (,alter'). Und er sagt: "By 'alter' I mean affect directly and immediately."⁸ Die von ihm vorgeschlagene Neudefinition des Performativs lautet: "[A] performative is an utterance whose point is to alter formal relations."⁹ Sesonske führt als Beispiel für die Veränderung der formalen Beziehungen zwischen zwei Personen eine Situation an, in der sie von dritter Seite einander vorgestellt werden. Die einander vorgestellten Personen sind fortan miteinander bekannt, was immer dies für Folgen zeitigen mag oder auch nicht zeitigen mag. In diesem Fall wird eine formale Beziehung durch den Akt der Vorstellung erst hergestellt. Das ist natürlich nicht die Regel, denn in der Regel verhält es sich bei einer Sprechsituation so, "that the persons involved must already stand in certain formal relations before an utterance can function as a performative."¹⁰

Auf der gleichen Linie liegen für Sesonske auch in die vier Beispiele, mit denen Austin seine Ausführungen in *How to Do Things with Words* beginnen läßt. Der Witz der diesen Beispielen zugrunde liegenden Äußerungen bestehe in allen vier Fällen in der Abänderung formaler Beziehungen; bei den später ins Spiel gebrachten Beispielen habe Austin dann allerdings übersehen, daß es bei diesen um die Abänderung andersartiger Beziehungen gehe. Sesonske sagt:

"[A]ll the examples Austin starts with are examples of utterances whose point is to alter formal relations. In *How to Do Things with Words* the four initial examples are of utterances whose function is to marry, name, bequeath, and bet. Then as he continues, examples begin to appear [...] of utterances whose point is to evoke a particular response, i.e., to alter generative relations. But then the initial distinction has been completely lost. If we examine the list of illocutionary forces that Austin gives in the final chapter of *How to Do Things with Words*, we shall find that each of the five lists contains terms of two different types, those usually occurring in utterances which function to alter formal relations, and those

8 Ebd., 462.

9 Ebd., 467.

10 Ebd., 468.

usually occurring in utterances which alter generative or psychological relations."¹¹

Um Performative soll es sich laut Searles nur in den Fällen handeln, in denen die formalen Beziehungen abgeändert werden.

Die Annahme, daß den ersten vier der von Austin genannten Beispielen ein Sonderstatus zuzuschreiben ist, spielt auch in den Ausführungen von Jacques Derrida, Geoffrey Warnock und Sybille Krämer eine nicht unbedeutende Rolle.¹² Gerade in Anbetracht der bei Krämer zu beobachtenden Nichtbeachtung der verschiedenen im Rahmen von Heiratszeremonien getätigten Äußerungen¹³ ist Searles These von Interesse, daß es so etwas wie *unvollständige* Performative (*"incomplete performatives"*¹⁴) gebe. Bei Searles heißt es: "The change of formal relations may not be achieved by a single performative utterance, but may require several utterances, perhaps of different persons – e.g., the performance of a marriage. Such extended performatives are frequently called *ceremonies*; any single utterance within the ceremony is an incomplete or partial performative."¹⁵

Die Idee, daß performative Äußerungen Veränderungen in die formalen Beziehungen zwischen Personen hineinbringen, spielt in der *Kontextveränderungstheorie der Sprechakte* ('context-change theory of speech acts') eine große Rolle. „Ein Kontext ist hier eine Menge von Propositionen, die die Überzeugungen, das Wissen oder die Verpflichtungen der Teilnehmer im Diskurs beschreiben.“¹⁶ Die formalen Beziehungen, die Searles nebst ihren Abänderungen im Auge hat, können die ihnen im Hinblick auf die performativen Äußerungen zugeschriebene Rolle selbstverständlich nur dann entfalten, wenn sie den Diskursteilnehmern bekannt sind.

Daß den ersten vier Beispielen Austins ein Sonderstatus zukommt, daß performative Äußerungen die formalen Beziehungen

11 Ebd., 466.

12 Vgl. dazu die Abschnitte über *Derridas Austin*, *Warnocks Austin* und *Krämers Austin*.

13 Vgl. den Abschnitt über *Krämers Austin*.

14 Alexander Searles, "Performatives". In: *Journal of Philosophy* LXII (1965), 459-468, hier: 467.

15 Ebd., 468.

16 Stephen C. Levinson, *Pragmatik*. Tübingen 2000, 300.

zwischen Sprechern abändern und daß es so etwas wie unvollständige Performative gibt, dies sind Einsichten, die sich dem Widerstand gegen Austin-II verdanken. Statt sich der von diesem favorisierten Doktrin anzuschließen, lenkt Sesonke den Blick zurück auf Austin-I. Dadurch geraten die performativen Äußerungen mitsamt ihren Eigenschaften erneut in den Blickpunkt. Das aber ist gerade dann gerechtfertigt, wenn es an ihnen zuvor noch nicht erkannte Aspekte zu entdecken gibt.

3 Benvenistes Austin

Lange vor Jerrold J. Katz hat Émile Benveniste den Versuch unternommen, Austin vor sich selbst zu schützen. Wie jener später, sah sich schon dieser mit dem Problem konfrontiert: How to Save Austin from Austin. Beiden geht es in erster Linie darum, die Kategorie der performativen Äußerung zu retten; deshalb möchten sie die von Austin eingeführte, dann aber wieder verworfene Unterscheidung zwischen den performativen und den konstativen Äußerungen aufrechterhalten wissen. In den Strategien jedoch, die sie befolgen, unterscheiden sich beide.

Für Benveniste sind performative Äußerungen einzigartige Gebilde. Er ist nicht nur mit Austins Verwerfung der Unterscheidung zwischen konstativen und performativen Äußerungen nicht einverstanden, er lehnt auch die theoretischen Errungenschaften ab, die Austin zur Aufgabe seiner ursprünglichen Unterscheidung veranlaßt haben: Austins Theorie der Verunglückungsarten wird von Benveniste ebenso bewußt ignoriert wie die Theorie der illokutionären Kräfte, mit deren Hilfe Austin die handlungsrelevanten Eigenschaften der performativen Äußerungen auf einer allgemeineren Ebene zu beschreiben versucht. Nachdem Benveniste diese beiden Theorien kurz erwähnt hat, sagt er:

„Wir werden also nicht die Betrachtungen über die logischen ‚Unglücksfälle‘ untersuchen, die beide Typen von Aussage betreffen und unwirksam machen können, ebensowenig wie die Schlußfolgerungen, zu denen sie Austin veranlassen. Ob Austin recht hat oder nicht, nach einer von ihm aufgestellten Unterscheidung sich sogleich daran zu machen, sie aufzulösen und zu schwächen in einem Maße, daß ihre Exi-

stanz problematisch wird, so bleibt doch nichtsdestoweniger bestehen, daß es sich um ein sprachliches Faktum handelt, das im vorliegenden Falle als Grundlage für die Analyse dient, *und wir messen dem um so größeres Interesse bei, als wir selber in unabhängiger Weise auf die besondere linguistische Situation dieses Typs der Aussage hingewiesen hatten.*¹

Die hier beschriebene Situation ist nicht untypisch. Es wäre wirklich überraschend gewesen, wenn das sprachliche Phänomen, das Austin unter der Bezeichnung der ‚performativen Äußerungen‘ zum Thema gemacht hat, der Linguistik vor ihm in Gänze entgangen wäre, wenn den Linguisten Äußerungen vom Typ ‚Ich verspreche dir, daß ich kommen werde‘ niemals zuvor aufgefallen wären. Zumindest für Benveniste gilt dies nicht. Er hat 1958, also in demselben Jahr, in dem Austin auf dem Kolloquium in Royau-mont den Vortrag mit dem Titel ‚Performatif–Constatif‘ gehalten hat, im *Journal de Psychologie* einen Aufsatz „Über die Subjektivität in der Sprache“ veröffentlicht, der später in die *Probleme der allgemeinen Sprachwissenschaft* übernommen worden ist. Dort heißt es mit Blick auf die von Benveniste angesprochene Art der Subjektivität: „Man wird die Natur dieser ‚Subjektivität‘ besser erkennen, wenn man die Bedeutungseffekte betrachtet, die der Wechsel der Personen in bestimmten Verben des Sagens hervorruft. Es handelt sich um Verben, die durch ihre Bedeutung eine individuelle Handlung von sozialer Tragweite bezeichnen: *jurer, promettre, garantir, certifier*“². Benveniste hat also zumindest einen kleineren Teil der Klasse von Verben vor Augen, auf die auch Austin sich bezieht. Benveniste sagt: „Nun ist allerdings *je jure* eine Form von besonderem Wert, insofern sie auf denjenigen, der sich als *ich* aussagt, die Realität des Schwurs überträgt. Diese Aussage ist *Verwirklichung*: ‚schwören‘ gerade in der Aussage *je jure*, durch die Ego gebunden wird. Die Aussage *je jure* ist die Handlung selbst, die mich verpflichtet, nicht die Beschreibung der Handlung, die ich vollbringe.“³ Daß ‚Ich schwöre‘ als Handlung und nicht als Be-

1 Émile Benveniste, „Die analytische Philosophie und die Sprache“. In: Ders., *Probleme der allgemeinen Sprachwissenschaft*. München 1974, 297-308, hier: 301 (Hervorhebung hinzugefügt).

2 Émile Benveniste, „Über die Subjektivität in der Sprache“. In: Ders., *Probleme der allgemeinen Sprachwissenschaft*. München 1974, 287-297, hier: 295.

3 Ebd., 296.

schreibung aufzufassen ist, betont auch Austin: Die gegenteilige Auffassung wäre ein Beispiel für das, was er als ‚deskriptiven Fehlschluß‘ bezeichnet. Bei Benveniste heißt es weiter:

„Wenn ich sage *je promets, je garantis*, so verspreche und garantiere ich effektiv. Die (sozialen, juristischen usw.) Konsequenzen meines Schwurs, meines Versprechens ergeben sich aus der Diskursinstanz, die *je jure, je promets* enthält. Die Aussage fällt mit der Handlung selbst zusammen. Aber diese Bedingung ist in der Bedeutung des Verbs nicht gegeben: die ‚Subjektivität‘ des Diskurses ist es, welche sie möglich macht. Man erkennt den Unterschied, wenn man *je jure* durch *il jure* ersetzt. Während *je jure* ein Engagement darstellt, ist *il jure* nur eine Beschreibung auf derselben Ebene wie *il court, il fume*. Man sieht hier, unter Bedingungen, welche diesen Ausdrücken eigen sind, daß dasselbe Verb, je nachdem, ob es von einem ‚Subjekt‘ übernommen oder außerhalb der ‚Person‘ gesetzt wird, einen unterschiedlichen Wert annimmt. Dies ist eine Folge der Tatsache, daß die Diskursinstanz, die das Verb enthält, die Handlung in demselben Augenblick schafft, in dem sie das Subjekt begründet. So wird die Handlung von der Aussageinstanz seines ‚Namens‘ (der ‚schwören‘ ist) vollbracht, während gleichzeitig das Subjekt durch die Aussageinstanz seines Indikators (nämlich ‚ich‘) aufgestellt wird.“⁴

In Anbetracht dieser Analysevorschlage läßt sich feststellen, daß Benveniste die Eigenart der auch von ihm zum Thema gemachten Verben vor oder zur gleichen Zeit wie Austin zutreffend beschreibt. Völlig zu Recht bemerkt Benveniste später:

„Indem wir vor einigen Jahren die subjektiven Formen der sprachlichen Aussage beschrieben, wiesen wir summarisch auf den Unterschied zwischen *ich schwöre*, was eine Handlung ist, und *er schwört*, was nur einen Information darstellt, hin. Die Begriffe ‚performativ‘ und ‚konstativ‘ erschienen noch nicht, die Substanz der Definition war aber nichtsdestoweniger vorhanden. So bietet sich Gelegenheit, unsere eigenen Einsichten zu erweitern und zu präzisieren, indem wir sie mit denen von Austin vergleichen.“⁵

4 Ebd., 296f.

5 Émile Benveniste, „Die analytische Philosophie und die Sprache“. In: Ders., Probleme der allgemeinen Sprachwissenschaft. München 1974, 297-308, hier: 301.

Der Vergleich der von ihm selbst gewonnenen Einsichten zu den Verben des Sagens und den mit ihrem Gebrauch einhergehenden subjektiven Formen der sprachlichen Aussage mit den Analyseverschlüssen Austins führt bei Benveniste dazu, daß dieser vier Merkmale performativer Aussagen benennt, um dann zu der Schlußfolgerung zu gelangen: „Wir sehen also keinen Grund dafür, die Unterscheidung zwischen performativ und konstativ aufzugeben.“⁶ Die vier von Benveniste hervorgehobenen Merkmale performativer Aussagen sind die folgenden.

Erstens: Eine performative Aussage „existiert nur als Autoritätshandlung.“⁷ Eine performative Aussage besitzt

„nur dann Realität, wenn sie als *Handlung* beglaubigt wird. Außerhalb der Umstände, die sie performativ machen, ist eine solche Aussage nichts mehr. Jeder beliebige kann auf dem öffentlichen Platz ausrufen: ‚Ich verordne die allgemeine Mobilmachung.‘ Da diese Aussage aufgrund der fehlenden Autorität keine *Handlung* sein kann, ist sie bloße Rede [...]. Die Autoritätshandlungen werden zunächst immer Aussagen sein, die von denen gemacht werden, die das Recht haben, sie auszusagen. Diese Bedingung der Gültigkeit, die sich auf die aussagende Person und auf den Umstand der Aussage bezieht, darf man immer als erfüllt ansehen, wenn man sich mit der Performativform befaßt. Darin besteht das Kriterium, nicht in der Wahl der Verben.“⁸

Die Frage, die sich hier stellt, ist, worin genau die Performativform, von der Benveniste spricht, besteht.

Zweitens: „Da die performative Aussage eine Handlung ist, besitzt sie die Eigenschaft, *einzig* zu sein. Sie kann nur unter besonderen Umständen gemacht werden, und zwar nur ein einzigesmal [...], kurz, sie ist ein Ereignis [...]. Da sie eine individuelle und historische Handlung darstellt, kann eine performative Aussage nicht wiederholt werden. Jede Reproduktion ist eine neue Handlung“⁹.

Drittens: Performative Aussagen sind „*auto-referentiell*“¹⁰. Ein Performativ bezieht sich auf eine Realität, „die von ihm selbst

6 Ebd., 307.

7 Ebd., 304.

8 Ebd.

9 Ebd., 304f.

10 Ebd., 305.

konstituiert wird, aufgrund der Tatsache, daß es effektiv unter Bedingungen ausgesagt wird, die es zur Handlung machen.“¹¹

Viertens: „Eine Aussage ist performativ, insofern sie die vollbrachte Handlung *nennt*, aufgrund der Tatsache, daß Ego eine Formel ausspricht, die das Verb in der ersten Person Präsens enthält: ‚*Ich erkläre* die Sitzung für geschlossen.‘ – ‚*Ich schwöre*, die Wahrheit zu sagen.“¹²

Eine performative Aussage hat also vier Eigenschaften: (i) Sie existiert nur als *Autoritätshandlung*, (ii) sie ist als Ereignis *einzig*, (iii) sie ist *auto-* bzw. *selbst-referentiell* und (iv) sie *benennt* die mit ihr vollzogene Handlung. Eine Aussage, die diese vier Eigenschaften nicht aufweist, ist für Benveniste keine performative Aussage.

Das Ereignis, von dem hier die Rede ist, ist eines, das *benannt*, keines, von dem oder über das *berichtet* wird. Oder wie Derrida sagt: „Vom Ereignis zu sprechen, das hieße hier nicht, ein Objekt zu bezeichnen, sondern ein Ereignis auszusprechen, das vom Sprechenden selbst hervorgebracht wird.“¹³

Ein Ereignis ist eine singuläre Tatsache. “[E]vents are facts which *happen*.”¹⁴ Dennoch, und dies sollte beachtet werden, können sie sich, wenn auch in modifizierter Form, wiederholen. Sie können erneut stattfinden.

Die oben aufgeworfene Frage nach dem, was Benveniste unter der Performativform versteht, beantwortet dieser, indem er sagt:

„Man kann dafür eine erste Definition vorschlagen, indem man sagt, daß die performativen Aussagen solche Aussagen sind, in denen ein feststellend-befehlendes Verb in der 1. Person Präsens mit einem Diktum konstruiert wird. So haben wir z. B. *Ich befehle* (oder *Ich verordne*, *Ich dekretiere* usw.) *die Mobilmachung der Bevölkerung*, wobei das Diktum dargestellt wird durch: *die Bevölkerung wird mobilisiert*.“¹⁵

11 Ebd.

12 Ebd.

13 Jacques Derrida, Eine gewisse unmögliche Möglichkeit, vom Ereignis zu sprechen. Berlin 2003, 53.

14 Georg Henrik von Wright, Norm and Action. A Logical Enquiry. London 1963, 26.

15 Émile Benveniste, „Die analytische Philosophie und die Sprache“. In: Ders., Probleme der allgemeinen Sprachwissenschaft. München 1974, 297-308, hier: 302.

Interessant an dieser Bemerkung ist auch die Rede von dem *feststellend-befehlenden* Verb. Schließlich hat selbst Austin zugestanden, man könne von der explizit performativen Formel sagen, „that the formula ‚states that‘“¹⁶.

Benveniste hat von der performativen Aussage einen vergleichsweise anspruchsvollen Begriff: Eine Äußerung wie ‚Kommen Sie!‘ z. B., die auf die Imperativform zurückgreift, ist für ihn *nicht* performativ. Anders als Alexander Sesonske, der einer performativen Äußerung die Eigenschaft, die formalen Beziehungen zwischen den Sprechern abzuändern, gerade zuschreibt¹⁷, sagt Benveniste (der etwas anderes unter solchen Äußerungen versteht):

„Eine performative Aussage ist eine solche nicht aufgrund der Tatsache, daß sie die Lage einer Person ändern kann, sondern insofern, als sie *für sich selbst* eine Handlung ist. Die Aussage *ist* die Handlung; derjenige, der sie macht, vollbringt die Handlung, indem er sie beim Namen nennt. In dieser Aussage wird die sprachliche Form einem präzisen Modell unterworfen, dem des Verbs im Präsens und in der 1. Person. Ganz anders verhält es sich mit dem Imperativ.“¹⁸

Der Imperativ „ist nicht performativ, da er die zu vollbringende Redehandlung nicht beim Namen nennt. [...] Es gibt eine performative Aussage nur, wenn sie die Erwähnung der Handlung, nämlich *ich befehle*, enthält“¹⁹. Performative Äußerungen gibt es für Benveniste nur in expliziter Form. Implizite (performative) Formen, die bei Austin mitberücksichtigt und vor allem von seiner Doktrin der illokutionären Akte miterfaßt werden, sind bei Benveniste aus dem Bereich der performativen Aussagen ausgeschlossen.²⁰ Einen ähnlich engen Begriff des Performativen hat aber z. B. auch Searle, der mit Blick auf die performativen Äußerungen von (*inner-*)*sprachlichen* Deklarationen spricht, die er von

16 J. L. Austin, *How to Do Things with Words*. Oxford 1962/²1975, 70.

17 Vgl. den Abschnitt über *Sesonskes Austin*.

18 Émile Benveniste, „Die analytische Philosophie und die Sprache“. In: Ders., *Probleme der allgemeinen Sprachwissenschaft*. München 1974, 297-308, hier: 306.

19 Ebd.

20 Vgl. Shoshana Felman, *The Scandal of the Speaking Body. Don Juan with Austin, or Seduction in Two Languages*. Stanford 2003, 11.

außersprachlichen Deklarationen unterscheidet.²¹ In diesem engen Begriff des Performativen treffen sich die Auffassungen von Benveniste mit denen Searles.

Benvenistes Favorisierung der in einem engeren Sinn verstandenen performativen Äußerungen drückt sein durch eigene Forschungen motiviertes Interesse an gerade dieser Art von Äußerungen aus. Der Preis: Um es aufrechtzuerhalten, muß er sämtliche Errungenschaften, die Austin zur Aufgabe seiner ursprünglichen Unterscheidung veranlaßt haben, ignorieren.

21 Vgl. John R. Searle, "How Performatives Work". In: *Linguistics and Philosophy* 12 (1989), 535-558, hier: 549.

4 Warnocks Austin

Was ist Austins ursprüngliche Absicht, als er von performativen Äußerungen zu sprechen beginnt? Was genau schwebt ihm vor? Äußerungen welcher speziellen Art sind es, die er im Sinn hat? Geoffrey Warnock, über lange Jahre in Oxford zu den unmittelbaren Diskussionspartnern Austins gehörend und später Mitherausgeber bzw. alleiniger Herausgeber eines Großteils seiner Schriften, hat darüber aufzuklären versucht. Noch zehn Jahre nach der posthumen Veröffentlichung von *How to Do Things with Words* scheint er das Bedürfnis verspürt zu haben darzulegen, was Austin eigentlich oder ursprünglich im Sinn gehabt haben könnte. Bereits der Titel von Warnocks Aufsatz, "Some Types of Performative Utterance", läßt erkennen, daß es dabei um Unterschiede geht, die bis dahin nicht beachtet, die vielleicht noch nicht einmal von Insidern bemerkt worden sind.

Warnock geht auf die vermeintlichen Ursprünge zurück. Und er möchte sich darauf beschränken. Spätere Entwicklungen der Theorie der performativen Äußerungen, Phasen, in denen sich die Rede von *Sprechakten* eingebürgert hat, will er gar nicht erst berühren. Dieses Thema, sagt er, "this topic of speech acts [...] is not one that I mean to embark upon on this occasion."¹

In seinem Rekonstruktionsversuch dessen, was Austin ursprünglich vorgeschwebt hat, identifiziert Warnock eine bestimmte Subklasse von Äußerungen, die er "Mark I performative utte-

1 Geoffrey Warnock, "Some Types of Performative Utterance". In: Isaiah Berlin et al., *Essays on J. L. Austin*. Oxford 1973, 69-89, hier: 75.

rances"² nennt. Was ist kennzeichnend für diese Subklasse von Äußerungen? Kennzeichnend ist zweierlei: Wer eine solche Äußerung macht, *sagt* nicht nur etwas, er *tut* auch etwas, und zwar tut er etwas, dies ist entscheidend, indem er eine bestimmte *Konvention* ausbeutet bzw. sich auf sie beruft. Eine solche Konvention aber steht, dies ist Warnocks These, nur bei den ‚Mark I performative utterances‘ im Hintergrund. Konventionen der fraglichen Art sind *außersprachlich*, sie sind beispielsweise für Gesetze und Spiele konstitutiv, von *sprachlichen* Konventionen aber, worin immer diese bestehen mögen, unterscheiden sie sich. Warnock sagt:

“We observe, that there are, in law and in games but in many other cases too, things that people do that essentially consist in, or are constituted by, the exploitation or invocation of certain conventions (other than those, if there are such, involved in merely speaking the language); and we observe further that, in some of these cases, exploiting or invoking the relevant conventions crucially consists in, or includes, the uttering of certain words.”³

Es verhält sich mit den von Warnock fokussierten Fällen also nicht nur so, daß, was getan wird, in der Ausbeutung bzw. Anrufung einer Konvention besteht; für diese Ausbeutung oder Anrufung der Konvention ist es zudem wesentlich, daß sie die Äußerung bestimmter Wörter involviert.

Austins Grundgedanke, das, worauf er laut Warnock ursprünglich hat aufmerksam machen wollen, ist, daß etwas sagen *gelegentlich* darauf hinausläuft, etwas zu tun: “[T]his basic thought is – and, historically, was – that *sometimes* saying is doing.”⁴ Das heißt: “that some utterances, but not all, are ‘performative’; namely, some utterance sometimes plays a crucial, indeed ‘operative’ role in the execution of convention-constituted doings or procedures.”⁵ Das Prädikat ‚performativ‘ bleibt bei Warnock für Äußerungen reserviert, denen eine operative Rolle bei der Ausübung einer gesetzlich geregelten Aktivität oder in irgendeinem Spiel zukommt. Dieses Verständnis stimmt mit dem Sinn überein, an den Austin bei der Einführung des Wortes ‚performativ‘ ur-

2 Ebd.

3 Ebd., 74.

4 Ebd., 69.

5 Ebd., 74.

sprünglich gedacht hat. Mit Blick auf dieses Wort und das, was es bezeichnen soll, sagt Austin:

„Das ist zwar ein recht häßliches Wort, zudem ein neues Wort, aber sonst scheint es noch kein Wort für diese Funktion zu geben. Am nächsten kommt vermutlich das Wort ‚operativ‘, wie es im [englischen] Zivilrecht gebraucht wird. Wenn Juristen über rechtliche Bestimmungen reden, unterscheiden sie zwischen der ‚Präambel‘, in der Umstände aufgezeigt werden, unter denen eine bestimmte Transaktion vollzogen werden soll, und dem ‚operativen‘ Teil, durch den der bezweckte Rechtsakt tatsächlich vollzogen wird. Das Wort ‚operativ‘ kommt dem Gewünschten also sehr nahe. ‚Hiermit vermache ich meinem Bruder meine Uhr‘ wäre eine operative Bestimmung und ist zugleich eine performative Äußerung. Das Wort ‚operativ‘ hat jedoch noch andere Verwendungsweisen, und es dürfte angebrachter sein, ein speziell auf die von uns gewünschte Verwendung zugeschnittenes Wort zu haben.“⁶

Dies also ist Austins Grundgedanke gewesen. Doch da er später zu der Einsicht gelangt ist, daß *alle* Äußerungen performativ sind, stellt sich die Frage, wie Warnock dazu kommt, das Rad der Geschichte zurückzudrehen, das Prädikat ‚performativ‘ der überwiegenden Mehrzahl der Äußerungen vorzuenthalten, es für eine Subklasse der Äußerungen reserviert zu sehen? Ähnlich wie Alexander Sesonske (acht Jahre vorher) Sybille Krämer (15 Jahre später)⁷, bezieht sich Warnock vornehmlich auf die ersten vier Beispiele Austins, die hier noch einmal genannt seien:

- „a. ‚Ja (sc. ich nehme die hier anwesende XY zur Frau)‘ als Äußerung im Laufe der standesamtlichen Trauung.
- b. ‚Ich taufe dieses Schiff auf den Namen ‚Queen Elizabeth‘‘ als Äußerung beim Wurf der Flasche gegen den Schiffsrumpf.
- c. ‚Ich vermache meine Uhr meinem Bruder‘ als Teil eines Testaments.
- d. ‚Ich wette einen Fünzfziger, daß es morgen regnet.“⁸

Nach Austins eigenen Worten sind dies „lauter ‚explizit‘ performative Äußerungen, und zwar allesamt aus der vorherrschenden

6 John L. Austin, „Performative Äußerungen“. In: Ders., *Gesammelte philosophische Schriften*. Stuttgart 1986, 305-327, hier: 308.

7 Siehe die Abschnitte über *Sesonskes Austin* und *Krämers Austin*.

8 John L. Austin, *Zur Theorie der Sprechakte* (How to do things with words). Stuttgart 1972/²1979, 28f.

Klasse, die ich später ‚exerzitiv‘ nennen werde.“⁹ Daß Austin auch das vor dem Standesbeamten ausgesprochene Wort ‚Ja‘ zu den explizit performativen Äußerungen rechnet, mag ein Versehen sein; daß er alle vier Äußerungen zur Klasse der Exerzitiva rechnet, liegt an der Heterogenität, die diese Klasse aufweist. Angemessener wäre es demgegenüber, die Beispiele unter (a) und (d) zu den Kommissiva zu rechnen und die Beispiele unter (b) und (c) zu dem Teil der Exerzitiva, der mit Searles Kategorie der Deklarativa zusammenfällt.¹⁰

Warnock, der den ersten Beispielen Austins z. B. auch noch bestimmte Spielzüge wie ‚Three no trumps‘ im Bridge hinzugesellt, erblickt in den entsprechenden ‚Zeremonien‘ Aktivitäten, Aktivitäten, „in the doing of which certain utterances figured as [...] the ‚operative‘ element.“¹¹ Im Hinblick auf Fälle wie diese stellt sich die Frage, aufgrund welcher Umstände die jeweiligen Äußerungen dazu kommen, ‚operativ‘ zu sein. Was hier am Werk ist, das sind Warnock zufolge bestimmte Regeln, bestimmte rechtliche Vorschriften bzw. mehr oder weniger offiziell anerkannte Praktiken, kurz: bestimmte *Konventionen*, „which provide that saying something or other is to be, is to constitute or count as, doing whatever it may be.“¹² Warnock zufolge gibt es eine große Klasse von ‚doings‘, die in der Ausbeutung oder Befolgung oder Anrufung von Konventionen bestehen, doch nur in einer bestimmten Subklasse solcher Fälle verhält es sich so, daß „exploiting or following or invoking the relevant conventions involves, sometimes mandatorily, the saying of certain words; and in those cases, saying the words is, counts as, in virtue of the convention, doing the thing.“¹³ Was die Konventionen betrifft, von denen hier die Rede ist, so ist deren unterscheidendes Merkmal, daß sie *außersprachlich* (extra-linguistic‘) sind.¹⁴ Mit Blick auf die von ihm

9 Ebd., 28, Anm. 4.

10 Vgl. John R. Searle, „Ein Taxonomie illokutionärer Akte“. In: Ders., Ausdruck und Bedeutung. Untersuchungen zur Sprechakttheorie. Frankfurt a. M. 1982, 17-50, hier: 36ff.

11 Geoffrey Warnock, „Some Types of Performative Utterance“. In: Isaiah Berlin et al., Essays on J. L. Austin. Oxford 1973, 69-89, hier: 70.

12 Ebd., 70f.

13 Ebd., 71.

14 Vgl. ebd., 73.

fokussierten Fälle hebt Warnock hervor: “[T]here are conventions which, while involving utterance, are clearly not *linguistic* conventions – not, as one might put it, parts of the *language*.”¹⁵

Die auf diese Weise herausgegriffenen Aktivitäten sind durch zwei Merkmale gekennzeichnet: (i) Sie bestehen in der Ausbeutung bestimmter außersprachlicher Konventionen, (ii) in ihnen ist ein bestimmtes sprachliches Element operativ. Doch ausgerechnet in sprachlicher Hinsicht ist diese Gruppe von Aktivitäten ziemlich heterogen, so heterogen, daß Warnock sogar für erklärungsbedürftig hält, warum Austin überhaupt mit der Idee gespielt hat, dafür nach einem sprachlichen Kriterium Ausschau zu halten.¹⁶ Warnock jedenfalls stellt hinsichtlich der von ihm fokussierten Phänomenklasse fest:

“What we have thus got is not, we observe, a special sort of utterances, or anything in anyway distinguishable on purely linguistic grounds; what we have is a class of utterances, linguistically quite heterogeneous, which have in common that, in virtue of non-linguistic conventions, to issue them (happily) *counts* as *doing* this or that. As such, they are, of course, a sub-class not only of utterances, but also of what might be called conventionally-significant doings, many of which will differ in not involving utterance at all.”¹⁷

Wie ist es vor diesem Hintergrund um die *explizit* performativen Äußerungen bestellt? Warnock kommt hier zu dem sicherlich überraschenden Ergebnis, daß sie *nicht* zur Gruppe der ‚Mark I performative utterances‘ gehören. Warnock behauptet, “that Austin, from the beginning, introduced *simultaneously* [...] two subclasses – conventionally ‘operative’ utterances, and explicit performative utterances – without explicitly saying, and without perhaps always or wholly clearly seeing, that he had got in the hand two birds of very different feather, not one bird”¹⁸. Aus den von Warnock angestellten Betrachtungen ergibt sich, “that explicit performative utterances are [...] not performative utterances at all, in the original, Mark I sense of that appellation.”¹⁹ Diese Einsicht, zu

15 Ebd., 72.

16 Vgl. ebd., 74.

17 Ebd.

18 Ebd., 89.

19 Ebd., 86.

der Warnock nach eigenen Worten erst mit einer gewissen Verzögerung gelangt ist, besagt: "The idea of saying something which, by convention, counts as doing such-and-such, and the idea of saying something in which the *words* make explicit in a particular way *what* one is doing, are really completely different ideas"²⁰.

Für wie wichtig Warnock diese Einsicht hält, dies zeigt sich an dem Umstand, daß sie für ihn mit der Notwendigkeit einer Selbstkorrektur einhergeht. Noch wenige Jahre zuvor hat sich ihm die ganze Angelegenheit anders dargestellt. An anderer Stelle ist bei ihm mit Blick auf den von Austin identifizierten Typ von Äußerungen zu lesen:

„Austin hatte zuerst angenommen, daß es sich bei diesem Typ von Äußerungen um einen Spezialfall handle – daß die Fälle, in denen man durch eine Äußerung ‚einen Akt ausführt‘, etwas tut, indem man etwas sagt, mit dem Normalfall zu vergleichen und zu kontrastieren seien, indem man einfach etwas sagt. Aber bei seinen späteren Versuchen, diesen Kontrast schärfer und deutlicher herauszuarbeiten, kam er zu der Einsicht, daß seine ‚Performative‘ zwar wirklich ein Spezialfall waren, aber nicht in dem Sinne, wie er es ursprünglich angenommen hatte. Was sie auszeichnete, war *nicht*, daß man etwas tat, indem man etwas sagte; denn wenn man etwas sagt, tut man *immer* und nicht nur manchmal etwas. [...] Die von ihm zuerst betrachteten ‚Performative‘ zeichnen sich vielmehr dadurch aus, daß in ihnen *explizit* gesagt wird, welchen Sprechakt der Sprecher im Moment vollzieht. Das ist eine Eigenschaft, die tatsächlich nur gewissen Äußerungen zukommt“²¹.

Die Sache so dargestellt zu haben, als ob die explizit performativen Äußerungen einen Spezialfall der ursprünglich betrachteten Performative darstellten, dies bedauert Warnock nun ausdrücklich. Er sagt jetzt: "I was, of course, completely wrong in representing the notion of the explicit performative formula as some kind of re-instatement, or more sophisticated version, of the

20 Ebd., 79.

21 Geoffrey Warnock, Englische Philosophie im 20. Jahrhundert. Stuttgart 1971, 156f. (Übersetzung leicht abgeändert).

original notion.“²² Die explizit performativen Äußerungen stellen dieser Selbstkorrektur zufolge *keinen* Spezialfall der ‚Mark I performative utterances‘ dar, sondern es verhält sich vielmehr so: “[W]e have here two quite different special cases, in no sense one and the same one.“²³

Welches sind die Gründe für diese Auffassung und den darin enthaltenen Sinneswandel? Nun, Warnock macht geltend, daß ein Adressat explizit performativer Äußerungen über das Verstehen der jeweiligen Sprache hinaus keine Hilfsmittel benötigt. Als Adressat einer auf Englisch formulierten explizit performativen Äußerung “you need no equipment beyond the understanding of English“²⁴. Daß auch im Falle explizit performativer Äußerungen außersprachliche Konventionen im Spiel seien, gerade diese Annahme stellt Warnock in Abrede. Nach seinem Dafürhalten sind explizit performative Äußerungen “not by *convention* operative utterances [...]; there are no special conventions“²⁵. Ähnlich heißt es bei Nikola Kompa hinsichtlich der explizit performativen Äußerungen: „[E]s sieht so aus, als sei die Kraft hier Teil des Gesagten – und als seien folglich keinerlei illokutionsstiftende Konventionen nötig.“²⁶ Explizit performative Äußerungen funktionieren diesen Auffassungen zufolge aufgrund ihrer *Bedeutung*. Die von Warnock vertretene Auffassung ist, “that what makes it the case that, in saying (happily) ‘I promise’ or ‘I advise you to ...’, I promise or advise is, not a convention in virtue of which to speak so counts as or constitutes promising or advising, but simply the standard, normal *meaning* of the words that I utter.“²⁷ Die Bedeutung, von der hier die Rede ist, dies gilt es zu beachten, ist die Bedeutung des sogenannten performativen Vorspanns, der expliziten Formel,

22 Geoffrey Warnock, “Some Types of Performative Utterance“. In: Isaiah Berlin et al., *Essays on J. L. Austin*. Oxford 1973, 69-89, hier: 79.

23 Ebd.

24 Ebd., 86.

25 Ebd.

26 Nikola Kompa, „John L. Austin – Sprechakttheorie“. In: Ansgar Beckermann / Dominik Perler (eds.), *Klassiker der Philosophie heute*. Stuttgart 2004, 623-644, hier: 640.

27 Geoffrey Warnock, “Some Types of Performative Utterance“. In: Isaiah Berlin et al., *Essays on J. L. Austin*. Oxford 1973, 69-89, hier: 86.

im Falle des Musterbeispiels der Sprechakttheorie, des Ausdrucks ‚I promise‘. Dieser Formel aber haben Austin wie auch der frühe Searle die Eigenschaft der *Bedeutung* vorenthalten. Austin kann durchaus so verstanden werden und ist in der Regel auch so verstanden worden, daß er hinsichtlich einer explizit performativen Äußerung wie ‚Ich verspreche dir, daß ich kommen werde‘ die Bezeichnung ‚meaning‘ für den Ausdruck ‚daß ich kommen werde‘, also für den Teil, der den Inhalt des Versprechens benennt, reserviert; daß er im Hinblick auf den performativen Vorspann ‚Ich verspreche dir‘ aber von ‚illocutionary force‘ spricht.²⁸ Doch hinsichtlich des performativen Vorspanns ist bei Austin von ‚meaning‘ ebensowenig die Rede, wie es dem frühen Searle in den Sinn gekommen wäre, dem von ihm als ‚Illokutionsindikator‘ bezeichneten Ausdruck ‚Ich verspreche dir‘ einen propositionalen Gehalt zuzuschreiben.²⁹

Austin spielt die Unterscheidungen ‚wahr/falsch‘ und ‚Glücken / Verunglücken‘ gegeneinander aus. Nach den Überlegungen Warnocks aber schließen sich diese beiden Unterscheidungen gar nicht aus; seines Erachtens sind sie kompatibel. Er sagt: „A saying which [...] counts as doing something could perfectly well be the saying of something true or false (though indeed, in such a case, truth and falsehood might not be the point mainly at issue) – so that the happy-unhappy does not in any way *exclude* the true-false distinction (though of course it differs from it)”³⁰. Warnock will durchaus darauf hinaus, „that performative utterance does not stand in contrast with or exclude – for of course it will often simply *be* – the saying of something true or false”³¹. Warnock allerdings geht vielleicht etwas zu weit, wenn er mit Blick auf explizit performative Äußerungen von wahr *und* falsch spricht. Denn falsch, darin ist Austin zuzustimmen, können solche Äußerungen nicht

28 Zu der Unterscheidung zwischen ‚meaning‘ und ‚force‘ vgl. J. L. Austin, *How to do Things with Words* 1962/1975, 148.

29 Vgl. John R. Searle, *Speech Acts. An essay in the philosophy of language*. Cambridge 1969, 30. Vgl. dazu aber den Abschnitt *Wie Performative funktionieren – die Linguistik des Explizitgemachten*.

30 Geoffrey Warnock, „Some Types of Performative Utterance“. In: Isaiah Berlin et al., *Essays on J. L. Austin*. Oxford 1973, 69-89, hier: 73.

31 Ebd., 77.

sein. Austin sagt mit Blick auf 'I promise that': "It is not a description, because [...] it could not be false"³².

Ein wichtiges Ergebnis der Überlegungen Warnocks besteht darin, daß die von ihm identifizierten ursprünglichen Performativa ihre jeweilige Funktion vor dem Hintergrund außersprachlicher Konventionen: gesetzlicher Regelungen oder Spielregeln z. B., erfüllen, während die explizit performativen Äußerungen irgendwelche außersprachlichen Konventionen nicht voraussetzen: Sie funktionieren allein aufgrund ihrer Bedeutung, das heißt aufgrund dessen, was sie in ihrer expliziten Form benennen. Dies aber schließt nicht aus, daß sich das performativ verwendete Verb und mit ihm der Sprecher auf eine Konvention beziehen, und zwar auf eine *inersprachliche*. Sollte es sich anders verhalten, dürfte es die von Austin identifizierte Verunglückungsart A.1 nicht geben.³³ Die Rolle der Konvention aber ist nicht unumstritten.

Die von Warnock identifizierten 'Mark I performative utterances' haben sich aus der Rückbesinnung auf Austins Ausgangsbeispiele ergeben. Einige Jahre vor Warnock hat P. F. Strawson eine vergleichbare Auffassung vertreten, die Auffassung, es gebe zwei Klassen von illokutionären Akten. Strawson sagt: „Es scheint vollkommen klar, daß – wenn wir die Ausdrücke ‚Konvention‘ und ‚konventionell‘ in ihrem natürlichsten Sinn verstehen – Austins Lehrauffassung von der konventionellen Natur des illokutionären Aktes nicht allgemein gilt. Einige illokutionäre Akte sind konventionell; andere sind es nicht“³⁴. Bei denjenigen illokutionären Akten, die nicht konventionell sein sollen, spielt, so Strawson, die Intention des Sprechers eine entscheidende Rolle. Strawson denkt dabei z. B. an Fälle, in denen einer den anderen *warn*t, der/die eine andere *anfleht*, jemand *einen Einwand erhebt* oder *etwas einwendet*. Die Ausgangsbeispiele Austins geraten dabei im wahrsten Sinne des Wortes an das – gerade *nicht* im Brennpunkt der Klassifikation Strawsons stehende – andere Ende der Skala. „Am ande-

32 J. L. Austin, *How to Do Things with Words*. Oxford 1962/²1975, 70.

33 Vgl. ebd., 14.

34 P. F. Strawson, "Intention and Convention in Speech Acts". In: *The Philosophical Review* LXXIII (1964), 439-460. – Dt.: „Intention und Konvention bei Sprechakten“. In: Matthias Schirn (ed.), *Sprechhandlung – Existenz – Wahrheit. Hauptthemen der sprachanalytischen Philosophie*. Stuttgart-Bad Cannstatt 1974, 74-96, hier: 80.

ren Ende der Skala“, sagt Strawson, „– dem Ende, von dem, wie wir sagen können, Austin ausging – gibt es illokutionäre Akte, die in ihrem Wesen konventionell *sind*. Die von mir zuvor erwähnten Beispiele werden ausreichen – Heirat, Re-kontra, Platzverweis, Urteilsverkündung, Schuldspruch. Solche Akte könnte es nicht außerhalb der Regel- bzw. Konvention-geleiteten Praktiken und Prozeduren geben, zu denen sie wesentlich gehören.“³⁵

Ruth Garrett Millikan schließt sich dem Klassifikationsvorschlag Strawsons an. Auch sie unterscheidet zwei Arten illokutionärer Akte: “‘K-I (kind I) speech acts’ and ‘K-II (kind II) speech acts’”³⁶, und auch bei ihr führen die letzteren eher eine Randexistenz. Millikan jedoch macht geltend, daß es bei den K-I-Sprechakten nicht die Intention sei, die entscheidend sei, sondern “the purpose (function) of the public-language expression used”³⁷. Millikan faßt ihre Ausführungen zusammen, wenn sie sagt:

“I have argued that K-I illocutionary verbs classify by purposes and that these purposes accord with the conventional outcomes of the moves made by these expressions when used performatively. K-II verbs often classify acts by conventional outcome alone. These are moves whose outcomes, for any of a number of reasons, could not reasonably intended by speakers in the absence of extralinguistic social conventions concerning them”³⁸.

Die Außersprachlichkeit bestimmter Konventionen spielt, wie wir gesehen haben, auch in Warnocks Argumentation eine große Rolle. Bei ihm stehen die ‘Mark I performative utterances’ genannten Äußerungen allerdings im Mittelpunkt, sie führen keine Randexistenz.

35 Ebd., 92.

36 Ruth Garrett Millikan, “Proper Function and Convention in Speech Acts”. In: Dies., *Language. A Biological Model*. Oxford 2005, 139-165, hier: 139.

37 Ebd., 140.

38 Ebd., 162.

5 Katz' Austin

Ähnlich wie Émile Benveniste (doch unabhängig von ihm) ist auch Jerrold J. Katz der Auffassung, daß Austin seine Unterscheidung zwischen konstativen und performativen Äußerungen hätte beibehalten, daß er sie *nicht* hätte aufgeben sollen. Beide, Katz und Benveniste, sind an der Aufrechterhaltung der Unterscheidung vornehmlich deshalb interessiert, weil sie sich für die Performativa interessieren. Die performativen Äußerungen halten sie für ein interessantes Phänomen, dessen angemessene Beachtung sie durch Austins Verwerfung seiner Unterscheidung gefährdet sehen. Bei Benveniste ist das Interesse an den Performativa dadurch motiviert, daß er auf sie noch vor oder zugleich mit Austin aufmerksam geworden ist; bei Katz ist das Interesse an den Performativa durch seine Orientierung an den methodologischen Vorgaben der generativen Grammatik motiviert: Katz möchte aufzeigen, "what the ideal speaker-hearer knows about the illocutionary information embodied in the grammatical structure of sentences"¹. Katz' Buch ist der Versuch, die Sprechaktheorie mit der generativen Grammatik zusammenzubringen. "It proposes a theory in generative grammar showing how to formally represent the illocutionary force of sentences."²

Was Katz zu zeigen versucht, beruht, um mit Jonathan Culler zu sprechen, auf der Annahme, „daß eine gründliche Idealisie-

1 Jerrold J. Katz, *Propositional Structure and Illocutionary Force. A Study of the Contribution of Sentence Meaning to Speech Acts*. Harsocks, Sussex 1977, XII.

2 Ebd.

rung der Unterscheidung von performativ und konstativ der einschichtigen Selbstdekonstruktion durch Austin entgehen kann“³. Bei letzterem wird die Aufgabe der Unterscheidung vornehmlich dadurch begründet, daß er mit seiner Suche nach einem grammatischen (oder lexikalischen) Kriterium für die performativen Äußerungen schließlich „in einer Sackgasse gelandet“⁴ zu sein meint. Bei dem von ihm ins Spiel gebrachten Kriterium, der *1. Person Singular Präsens Indikativ Aktiv*, ist Austin an der expliziten Version dieser Äußerungen orientiert, denn gerade die explizit performativen Äußerungen haben diese Merkmale, erfüllen dieses Kriterium. Es handelt sich dabei um ein komplexes Merkmal mit Spezifikationen in fünf Dimensionen: den Dimensionen (i) der Person (1. Person), (ii) des Numerus (Singular), (iii) des Tempus (Präsens), (iv) des Modus (Indikativ), (v) des Genus verbi (Aktiv). Austin hat bei der Überprüfung dieses Kriteriums herausgefunden, daß es zu jeder der ihm vorschwebenden Dimensionsausprägungen Ausnahmen bzw. Gegenbeispiele gibt: Performativ sind auch solche Äußerungen wie ‚Sie werden hiermit angewiesen, den Platz zu räumen‘ (andere Ausprägung in Dimension (i): 2. statt 1. Person); ‚Wir versprechen, Dir zu helfen‘ (andere Ausprägung in der Dimension (ii): Plural anstelle von Singular); ‚Die Fluggäste werden gebeten, sich in den Abflugraum zu begeben‘ (andere Ausprägungen in den Dimensionen (i): 3. statt 1. Person, und (v): Passiv anstelle von Aktiv). Doch auch die Dimensionen des Tempus (iii) und des Modus (iv) greifen laut Austin nicht. „Der Modus erweist sich als unbrauchbar; um jemandem zu befehlen, Rechtsum zu machen, brauche ich nicht den Indikativ zu benutzen und zu sagen ‚Ich befehle Rechtsum!‘, sondern ich sage einfach: ‚Machen Sie Rechtsum!‘“⁵ Der Imperativ kann also an die Stelle des Indikativs treten. „Auch mit dem Tempus [‚tense‘] klappt es nicht. Wenn ich auf Abseits entscheide, brauche ich nicht zu sagen: ‚Ich entscheide auf Abseits‘, sondern ich sage einfach: ‚Sie waren abseits.‘“⁶ Hier steht das Präteritum anstelle des Präsens.

3 Jonathan Culler, *Dekonstruktion. Derrida und die poststrukturalistische Literaturtheorie*. Reinbek bei Hamburg 1988, 252, Anm. 3.

4 John L. Austin, *Zur Theorie der Sprechakte (How to do things with words)*. Stuttgart 1972/²1979, 80.

5 Ebd., 78.

6 Ebd. (Übersetzung modifiziert.)

Aus diesem Befund hätte entnommen werden können (was Austin ihm nicht entnommen hat), daß das ursprünglich in Anschlag gebrachte Kriterium zu konkret ist, daß man statt dessen seine abstrakten Merkmale in Erwägung zu ziehen hat: Statt mit der *1. Person Singular Präsens Indikativ Aktiv* eine spezielle Ausprägung der erwähnten Dimensionen als Kriterium ins Auge zu fassen, wäre es ratsamer gewesen, die fünf Dimensionen selbst ins Spiel zu bringen, also: *Person, Numerus, Tempus, Modus, Genus verbi*. Anders als Katz, dessen Analysevorschlag, wie wir sehen werden, gewissermaßen in solch eine Richtung geht, hat Austin jedes einzelne der von ihm einer Überprüfung unterzogenen Merkmale für unwesentlich erklärt. Er sagt z. B.: „Person und Genus verbi sind also auf jeden Fall nicht wesentlich.“⁷ Er hätte aber lediglich sagen dürfen, daß die *1. Person* und das *Aktiv* (als Ausprägungen der beiden Versionen) nicht wesentlich sind. Austin jedoch verwirft die Annahme eines rein grammatikalischen Kriteriums für Performativa und konzentriert sich dann auf deren Handlungsaspekt.

Nun ist Katz der Ansicht, daß sich das Scheitern der Suche nach einem grammatikalischen Kriterium zwei Umständen verdankt: zum einen dem Umstand, daß dabei ein ungeeignetes Grammatikmodell zugrunde gelegt worden ist; zum anderen, daß das Kriterium auf der falschen Ebene gesucht worden ist. Während das von Austin ins Spiel gebrachte, dann aber für unwesentlich erachtete Kriterium *syntaktischer* Art ist, siedelt Katz das von ihm selbst ins Auge gefaßte Kriterium auf der *semantischen* Ebene des von ihm zugrunde gelegten Grammatikmodells an. Katz sagt:

“We agree with Austin that there is no purely grammatical criterion of the kind he sought, but deny that this implies that there is no grammatical criterion for (explicit) performative sentences. We shall therefore show that the shift from actions to sentences, from performatives to explicit performatives, from syntax to semantics, and from traditional taxonomic grammar to contemporary transformational grammar, permits us to construct a version of the ‘first-person singular, present-tense in-

7 Ebd., 77.

dicative, active sentence' criterion that is not subject to Austin's exceptions or others like them."⁸

Das von Katz ins Spiel gebrachte semantische Kriterium setzt sich aus drei Bestimmungen zusammen: (a) einer Akteurs-Lesart (,agent reading'), (b) einer Sprechzeitpunkts-Lesart (,speech point reading') und (c) einer Handlungspropositions-Lesart (,action proposition reading'). Bei Katz heißt es:

"Accordingly, instead of using the syntactic notion 'first-person singular', we use the semantic notion 'agent reading'; instead of using the syntactic notion of 'present tense', we use the semantic notion 'speech point reading'; and instead of using the syntactic notion 'indicative active sentence', we use the semantic notion 'action proposition reading'. Thus, our definition will have three clauses. The first specifies that the doing required for performance of the act involves nothing more than the proper kind of saying. [= (c)] The second clause specifies that the agent of the illocutionary act described in the performative proposition is the speaker of the sentence that performs the act. [= (a)] The third specifies that the time of the agent's performance of the illocutionary act is the speech point of the utterance of the sentence used to perform it. [= (b)]"⁹

Im Falle explizit performativer Sätze identifiziert die Akteurs-Lesart den Sprecher als den Träger der thematisierten Aktivität. Die Sprechzeitpunkts-Lesart gibt an, daß der Realisierungszeitpunkt dieser Aktivität mit dem Sprechzeitpunkt zusammenfällt. Die Handlungspropositions-Lesart erfordert, daß es eine bestimmte verbale Aktivität ist, die gezeigt wird: daß etwas Bestimmtes gesagt wird.

Unter Zugrundelegung des semantischen (anstelle des syntaktischen) Kriteriums verlieren solche Sätze wie ,Wir versprechen hiermit, ...', ,Sie werden hiermit ermächtigt, ...' oder ,Die Fluggäste werden hiermit gebeten, ...' den Status von Gegenbeispielen: Das semantische Merkmal ,agent reading' muß nicht von Ausdrücken im ,Singular', es kann auch von Ausdrücken im ,Plural'

8 Jerrold J. Katz, *Propositional Structure and Illocutionary Force. A Study of the Contribution of Sentence Meaning to Speech Acts*. Harsocks, Sussex 1977, 158.

9 Ebd.

realisiert werden; das semantische Merkmal ‚speech point reading‘ muß nicht durch das ‚Präsens‘, es kann auch mit Hilfe des ‚Präteritums‘ realisiert werden; und das semantische Merkmal ‚action proposition reading‘ muß nicht von Ausdrücken im ‚Aktiv‘, es kann auch mit Hilfe von ‚Passiv‘-Konstruktionen verwirklicht werden. Wie hat doch Austin die Sache dargestellt? Er hat gesagt: „Wenn ich auf Abseits entscheide, brauche ich nicht zu sagen: ‚Ich entscheide auf Abseits‘, sondern sage einfach: ‚Sie waren abseits.‘ Oder, ganz ähnlich: Statt ‚Meine Entscheidung ist Schuldig‘ sage ich einfach: ‚Sie haben es getan.‘“¹⁰

Das von Katz ins Spiel gebrachte semantische Kriterium “is designed only to pick out explicit performative sentences, sentences that function performatively by virtue of their meaning.”¹¹ Katz bezieht sich also auf explizit performative Sätze, nicht auf Äußerungen; zudem nimmt er hinsichtlich dieser Sätze an, daß die von ihnen benannten Sprechakte im *Null-Kontext* vollzogen werden.¹² Diese Betrachtungsweise erlaubt es, den Sprechakt so zu erfassen, wie er von der *Bedeutung* des jeweiligen Satzes her bestimmt wird, oder, um mit Shoshana Felman zu sprechen, “the force of the act to be reduced [...] to the meaning of the act”¹³.

Der imaginierte Null-Kontext kommt beispielsweise im Hinblick auf den Satz ‚Ich kann dir versprechen, ...‘ zum Tragen. Wird auch mit ihm ein Versprechen gegeben? Katz zufolge ist dies unter der Bedingung der Fall, daß bestimmte, von einer pragmatischen Zusatz-Theorie zu beschreibende, kontextuelle Aspekte mitberücksichtigt werden. Katz sagt:

“We are not at all denying that a sentence of the form ‘I can promise you...’ is a natural or common way of promising under a wide range of circumstances. The claim that they are not performatives says only that the circumstances under which they can be used to promise do not include the null context, although it is clear that non-null contexts exist in

10 John L. Austin, *Zur Theorie der Sprechakte* (How to do things with words). Stuttgart 1972/²1979, 78f.

11 Jerrold J. Katz, *Propositional Structure and Illocutionary Force. A Study of the Contribution of Sentence Meaning to Speech Acts*. Haskocks, Sussex 1977, 162.

12 Vgl. ebd., 161.

13 Shoshana Felman, *The Scandal of the Speaking Body. Don Juan with J. L. Austin, or Seduction in Two Languages*. Stanford 2002, 98.

which such sentences simply inform the addressee of the speaker's ability to fulfill the promise. Possibly a pragmatic account of these conditions will say that they are ones in which the only question is whether the speaker is in the proper position to make the promise to the addressee."¹⁴

Dies ist eines von mehreren Beispielen, die Katz unter der Überschrift "How to Save Austin from Austin" diskutiert. Katz' Strategie besteht darin, darzulegen, warum Sätze der Art, wie sie von Austin als Gegenbeispiele gegen seine Beschreibung der Performativa und, damit einhergehend, gegen deren Unterscheidung von den konstativen Äußerungen vorgebracht worden sind, in Wirklichkeit keine Gegenbeispiele sind. Die Zugrundelegung des Null-Kontextes spielt dabei eine entscheidende Rolle. "Thus one saves Austin from Austin by eliminating from the theory his *very consideration of acts* (as opposed to meanings) and his *reference to the reality* of the context; in this way one is *idealizing* precisely the incongruous, trivial materiality of the real, in order to eliminate the 'heterogeneous'"¹⁵.

Daß bestimmte der von Austin ins Feld geführten Sätze in Wirklichkeit gar keine Gegenbeispiele gegen seine Ausgangsunterscheidung sind, dies gilt insbesondere für solche Sätze wie ‚Ich behaupte, daß du es getan hast‘, ‚Ich stelle fest, daß Du abgenommen hast‘ und ‚Ich gebe zu, daß ich verantwortlich bin‘. Katz bemerkt zu den englischen Entsprechungen von Sätzen wie diesen:

"Austin was wrong to take such sentences to be counter-examples to a sharp distinction between performatives and constatives. He was right in thinking that, commonly, their use is 'the making of statements'. Such uses assert the truth of the proposition expressed by the complement sentence. He was right in thinking that their use performs the illocutionary act of claiming (stating, acknowledging, and so on). But he was in

14 Jerrold J. Katz, *Propositional Structure and Illocutionary Force. A Study of the Contribution of Sentence Meaning to Speech Acts*. Harsocks, Sussex 1977, 178f.

15 Shoshana Felman, *The Scandal of the Speaking Body. Don Juan with J. L. Austin, or Seduction in Two Languages*. Stanford 2002, 98f.

error when he concluded that he had found cases that are both performative and constative."¹⁶

Katz bringt dann die für das von ihm zugrundegelegte (generative) Grammatikmodell charakteristische Kompetenz/Performanz-Distinktion ins Spiel (die mit Austins ursprünglicher Unterscheidung natürlich nicht zusammenfällt). Der an Austin gerichtete Vorwurf lautet:

"His failure to employ a competence/performance distinction confined his theorizing exclusively to the domain of acts and had as a consequence that questions about the grammatical meaning of sentences were not separated from question of their utterance meaning on the occasions of their use. Once we separate them, all appearance of their being counter-examples to this dichotomy vanishes: the *sentences* [...] are explicit performatives, not constatives, but their uses, their *tokens*, typically make statements."¹⁷

Die gewöhnliche Verwendung eines Satzes wie ‚Ich stelle fest, daß du abgenommen hast‘ läuft auf eine Feststellung hinaus, die sich auf die mit dem Komplementsatz (‚daß du abgenommen hast‘) ausgedrückte Proposition bezieht. Die entsprechende Äußerung ist keine Feststellung über die mit dem ganzen Satz ausgedrückte doppelte Proposition (daß ich feststelle, (daß du abgenommen hast)); die mit dem ganzen Satz ausgedrückte zweistufige Proposition ist eine Proposition höherer Ordnung, die in erster Linie besagt, daß der Sprecher eine Feststellung des-und-des Inhalts macht, die aber nur sekundär beinhaltet, daß du abgenommen hast. Die mit dem Komplementsatz ausgedrückte Proposition ist der Inhalt der Feststellung, die mit dem ganzen Satz ausgedrückte zweistufige Proposition ist davon zu unterscheiden. "The former proposition can be true or false, but the latter, not being part of the statement made, cannot be either."¹⁸ So jedenfalls sieht es Katz.

16 Jerrold J. Katz, *Propositional Structure and Illocutionary Force. A Study of the Contribution of Sentence Meaning to Speech Acts*. Haskings, Sussex 1977, 181f.

17 Ebd., 182.

18 Ebd., 183.

Doch wie im *Intermezzo* gezeigt werden wird, ist dies nicht ganz richtig.¹⁹

Anders als Austin, der zu dem Ergebnis gekommen ist, daß es ein Kriterium für performative Äußerungen nicht gebe, führt Katz ein solches Kriterium an. Im Unterschied zu dem von Austin in Erwägung gezogenen syntaktischen Kriterium ist es semantischer Art. Nicht nur, daß es gegen Austins Gegenbeispiele immun macht, es ermöglicht auch, an der von Austin inaugurierten Unterscheidung zwischen performativen und konstativen Äußerungen festzuhalten und ihn dadurch vor sich selbst zu schützen. Ob es von Vorteil ist, von (explizit) performativen Sätzen zu reden, wie Katz es tut, statt von (explizit) performativen Äußerungen oder, allgemeiner, von illokutionären Akten, wie Austin es vorgeschlagen hat, steht auf einem anderen Blatt.

19 Siehe das *Intermezzo: Wie Performative funktionieren – die Linguistik des Explizitgemachten*.

6 Recanatis Austin

Eine explizit performative Äußerung wie (1) ‚Ich behaupte, daß die Erde rund ist‘ und eine primär performativen Äußerung wie (2) ‚Die Erde ist rund‘ haben etwas gemein: Beide beschreiben einen Zustand, dem zufolge die Erde rund ist. Doch worin unterscheiden sie sich? Der Unterschied zwischen diesen Äußerungen besteht *nicht* darin, daß die erste performativ, die zweite konstativ wäre, wie man nach Austins ursprünglicher Unterscheidung meinen könnte. Anders gesagt: Der Unterschied besteht nicht darin, daß die erste Äußerung dazu diene, einen bestimmten Sprechakt zu vollziehen, während die zweite lediglich dazu diene, den Zustand zu beschreiben, daß die Erde rund ist. Daß dies der Unterschied zwischen (1) und (2) *nicht* ist, dies hervorzuheben hält François Recanati für wichtig. Er sagt: „The difference between the two is not that the first serves to perform an act while the second describes a state of affairs; both serve to perform an act, and both describe a state of affairs.“¹ Nichtsdestoweniger möchte Recanati, ähnlich wie Benveniste, Warnock oder Katz, zeigen, daß die von Austin zunächst eingeführte, dann aber wieder aufgegebene Unterscheidung gegen ihn verteidigt werden könne.² Dennoch geht er von der Richtigkeit der späteren Einsicht Austins aus, nach der alle Äußerungen performativ sind. Wie geht das alles zusammen?

Im weitesten Sinne verstanden ist eine Äußerung performativ, wenn sie einen Zustand eigener Geltung hervorbringt. „In the

1 François Recanati, *Meaning and Force. The Pragmatics of Performative Utterances*. Cambridge 1987, 70.

2 Vgl. ebd., 67f.

broadest sense, an utterance is performative when, instead being a description – true or false – of a state of affairs, it is the performance of an act and thus constitutes a state of affairs in its own right.”³ In diesem Sinn bringt jede Äußerung, selbst eine Äußerung wie (2), einen Zustand eigenen Rechts, eine Veränderung in der Gesamtheit der Zustände eigenen Rechts hervor. “Every utterance brings about a state of affairs, namely, the performance of a certain speech act, even it is nothing other than the description of a state of affairs independent of the utterance.”⁴

Bezogen auf die eingangs aufgeworfene Frage nach dem Unterschied zwischen den Äußerungen (1) und (2) heißt das, daß (1), anders als (2), “explicitly indicates its performative character.”⁵ Beide Äußerungen beschreiben denselben Zustand (daß die Erde rund ist), die erstere aber sagt darüber hinaus noch etwas über sich selbst aus: Sie weist auf ihren eigenen Status hin.

Wie verhält es sich nun mit solch einer Äußerung wie (3) ‚Die Sitzung ist vertagt‘? Wie Recanati darlegt, kann sie zwei Lesarten haben: Getätigt von einem Gerichtsreporter, hat sie den – konstativen – Status einer Beschreibung bzw. eines Teils eines Berichts; wird (3) hingegen vom Vorsitzenden Richter getätigt, hat sie den – performativen – Status einer Sitzungsvertagung. Ein Sprechakt wird in beiden Fällen vollzogen. Der Unterschied kann auf die Verschiedenartigkeit der *Anpassungsrichtung* („direction of fit“) zurückgeführt werden. Die Äußerung des Gerichtsreporters hat die Wort-auf-Welt-Anpassungsrichtung, die Äußerung des Vorsitzenden Richters hat die Welt-auf-Wort-Anpassungsrichtung. Recanati, dem es darum zu tun ist, Austins Performativ/konstativ-Unterscheidung aufrechtzuerhalten, sagt mit Blick auf die beiden obigen Lesarten von (3): “Of course, a speech act is performed in the first case as well as in the second, but the performative/constative distinction can here be reinterpreted as a distinction between two kinds of illocutionary force, defined in terms of the direction of fit between words and the world [...]. So we could say that in the first case, the sentence ‘The meeting is adjourned’ is uttered with a constative force, and with a performative force in the

3 Ebd., 68.

4 Ebd., 69.

5 Ebd., 70.

second.“⁶ Diese Ausdrucksweise: die Rede von einer ‚konstativen Kraft‘ und von einer ‚performativen Kraft‘ stellt eine Kontamination von Austin-I und Austin-II dar.

Der Begriff des Performativen ist im Zusammenhang dieser Überlegungen voraussetzungsvoller geworden. War von performativen Äußerungen zunächst nur in dem weiten Sinn gesprochen worden, daß sie einen Zustand eigener Geltung konstituieren, so ist jetzt ein neuer Sinn im Spiel. Es ist in diesem Fall nicht nur erforderlich, daß die Äußerung in Gestalt des Sprechakts, der durch sie vollzogen wird, einen neuen Zustand ins Spiel bringt; der ins Spiel gebrachte neue Zustand muß durch die Äußerung selbst repräsentiert werden. Bei Recanati heißt es: “In order for an utterance in this sense, it is not enough that it brings about a new state of affairs, namely, the performance of a given speech act; rather, the utterance must bring about (or be presented as intended to bring about) *the state of affairs it represents*.”⁷ Die Sitzung ist vertagt, so wie von der Äußerung dargestellt.

Diese Sicht auf die Dinge wirkt sich bei Recanati auf die Einschätzung explizit performativer Äußerungen wie (1) unmittelbar aus. Es ist nicht nur so, daß mit ihnen ein illokutionärer Akt vollzogen wird, sondern sie bezeichnen auch den Vollzug dieses Aktes. Sie sind, wie es bei Benveniste heißt, selbst-referentiell.⁸ Recanati sagt:

“The utterance Austin called ‘explicit performatives’ are performatives in our present use of the term, not because they serve to perform an illocutionary act but because at the same time they denote the performance of the act, so that in the performing they bring into existence the state of affairs they represent. ‘I state that the earth is flat’ is therefore performative, but ‘The earth is flat’ is not, because the latter utterance does not denote the state of affairs it brings about.”⁹

Wichtig in diesem Zusammenhang ist, was Recanati in Gestalt einer Fußnote im Hinblick auf die unterschiedlichen Verhältnisse klarstellt, die mit solchen Äußerungen wie (1) (‘Ich behaupte, daß

6 Ebd., 71.

7 Ebd.

8 Vgl. dazu den Abschnitt über *Benvenistes Austin*.

9 François Recanati, *Meaning and Force. The Pragmatics of Performative Utterances*. Cambridge 1987, 72.

die Erde rund ist') und (3) ('Die Sitzung ist vertagt') gegeben sind. Im Falle explizit performativer Äußerungen kann zwischen dem vollzogenen Akt und dem Hervorbringen des durch ihn repräsentierten Zustands gar nicht unterschieden werden; bei (3) ist das anderes:

"It is even impossible to distinguish, in the case of explicit performatives, between the act performed and the bringing about of the represented state of affairs [...]. In a performative utterance like 'The meeting is adjourned,' on the other hand, the bringing about of the represented state of affairs is a *consequence* of the act performed. The utterance does not represent the performance of the act; it represents a state of affairs brought about by the latter."¹⁰

Das Vertagen der Sitzung ist ein außersprachlicher Akt. "But this extralinguistic act is performed by means of a linguistic act."¹¹ In welchem Verhältnis aber stehen der außersprachliche und der sprachliche Akt im Falle explizit performativer Äußerungen? Sollte es wirklich so sein, daß diese beiden Akte im Falle derartiger Äußerungen zusammenfallen?

Mit der durch Austins und Searles frühe Analysevorschlüge nahegelegten Auffassung, daß der performative Vorspann bzw. das darin enthaltene performative Verb zum Inhalt einer explizit performativen Äußerung nichts beitrage, ist Recanati nicht einverstanden.¹² Seine Auffassung stimmt mit derjenigen von Bach/Harnish überein, denen zufolge explizit performative Äußerungen *indirekte* illokutionäre Akte sind¹³ – so wie eine als Bitte verstandene Äußerung der Frage ‚Kannst du mir das Salz reichen?‘ einen indirekten Sprechakt darstellt. Recanati sagt: "Just as 'Can you pass me the salt' has the direct force of a question and the indirect force of a request, 'I order you to go' has the direct force of a declaration (the speaker says that he is giving an order

10 Ebd., 72, Anm. 1 (Beispiel ausgetauscht; Recanatis Beispiel an dieser Stelle ist 'My home is your home').

11 Ebd., 80, Anm. 5.

12 Vgl. ebd., 92f.

13 Vgl. Kent Bach/Robert M. Harnish, *Linguistic Communication and Speech Acts*. Cambridge, Mass. 1979, 208.

to the hearer) and the indirect force of an order."¹⁴ Wie ist dies gemeint? Wie soll das funktionieren? Recanati stellt sich die Sache folgendermaßen vor: "If in uttering 'I order you to go' I say that I order you to go, and if in so doing I speak the truth, then by means of my utterance I perform two distinct speech acts – I *say* that I order you to do something, and thus *order* you to do it."¹⁵ Austin selbst hat dies so gesehen, wenn er auch darauf verzichtet hat, Konsequenzen daraus zu ziehen. Bei ihm heißt es: "Now we can say that such a performative formula as 'I promise' makes it clear how what is said is to be understood and even conceivably that the formula 'states that' a promise has been made"¹⁶. In illokutionärer Hinsicht liegt hier eine gewisse Dualität vor. Als erster hervorgehoben hat sie Ingemar Hedenius, dem zufolge Äußerungen wie 'I order you to go' "do not directly express commands but give the information that a command is given. [...] The utterance of them is intended to bring a command into existence by informing the receiver of the existence of this command"¹⁷. Oder anders gesagt: "In other words, the speech act whose performance is represented by an explicit performative is performed only indirectly, by way of a statement (or, rather, declaration) to the effect that the represented act is being performed."¹⁸

Wenn, wie hier, die Ansicht vertreten wird, daß ich, wenn ich sage ‚Ich fordere dich auf zu gehen‘ *sage* oder sogar *feststelle*, daß ich dich auffordere zu gehen, dann wird der vermeintliche Informationsgehalt des performativen Vorspanns nicht unterschlagen, sondern für fungibel gehalten. Ich sage, stelle fest, daß ich dich auffordere zu gehen, und deswegen oder infolgedessen ist es wirklich so, daß ich dich auffordere zu gehen.¹⁹

Ob Recanatis Festhalten an der von Austin verworfenen Unterscheidung performativer von konstativen Äußerungen zwin-

14 François Recanati, *Meaning and Force. The Pragmatics of Performative Utterances*. Cambridge 1987, 91f.

15 Ebd., 91.

16 J. L. Austin, *How to Do Things with Words*. Oxford 1962/21975, 70.

17 Ingemar Hedenius, "Performatives". In: *Theoria* 29 (1963), 115-136, hier: 123.

18 François Recanati, *Meaning and Force. The Pragmatics of Performative Utterances*. Cambridge 1987, 91.

19 Zur weiteren Diskussion siehe das *Intermezzo: Wie Performative funktionieren – die Linguistik des Explizitgemachten*.

gend ist, bleibe dahingestellt. Was aber nicht zu bestreiten ist: Recanati ist wie kein anderer Autor vor ihm oder nach ihm um die Aufklärung der eigentlichen Besonderheit der explizit performativen Äußerungen bemüht. Sein Buch *Meaning and Force* stellt die bei weitem gründlichste Untersuchung zur Pragmatik der explizit performativen Äußerungen dar.

7 Searles Austin

In Austin hat Searle nicht nur den Sprechakttheoretiker gesehen. Er hat sich auch mit Austins Paratheorien befaßt. Stattgefunden haben all diese Auseinandersetzungen vornehmlich in Gestalt von Aufsätzen. Die Auseinandersetzung mit dem Sprechakttheoretiker Austin hat ihren markantesten Niederschlag gefunden in dem Aufsatz "Austin on Locutionary and Illocutionary Acts"¹, in welchem Searle darlegt, warum er mit dieser Unterscheidung nicht einverstanden ist. Die Beschäftigung mit dem Handlungstheoretiker Austin hat ihren markantesten Niederschlag gefunden in "Assertions and Aberrations"². Searle setzt sich darin mit Austins Slogan "No modification without aberration" („Keine Modifikation ohne Abweichung“)³ auseinander. Austin hatte diesen Slogan auf solche handlungsmodifizierenden Adverbien wie ‚absichtlich‘, ‚freiwillig‘, ‚vorsätzlich‘ und ‚überlegt‘ bezogen und angenommen, deren Verwendung sei nur für vom jeweiligen Standardfall

-
- 1 John R. Searle, "Austin on Locutionary and Illocutionary Acts". In: Isaiah Berlin et al., *Essays on Austin*. Oxford 1973, 141-159.
 - 2 John R. Searle, "Assertions and Aberrations". In: Bernard Williams/Alan Montefiore (eds.), *British Analytical Philosophy*. London 1966, 41-54. – Übers., „Behauptungen und Abweichungen“. In: Günther Grewendorf/Georg Meggle (eds.), *Linguistik und Philosophie*. Frankfurt 1974, 86-102.
 - 3 John L. Austin, "A Plea of Excuses". In: Ders., *Philosophical Papers*. 21970, 175-204, hier: 189. Dt.: „Ein Plädoyer für Entschuldigungen“. In: Georg Meggle (ed.), *Analytische Handlungstheorie*. Band 1: *Handlungsbeschreibungen*. Frankfurt a. M. 1977, 8-42, hier: 25.

abweichende Formen der Handlungsrealisierung gerechtfertigt. Searle legt demgegenüber dar, daß Austins These „strenggenommen nicht über Wörter, ja nicht einmal über Sätze [geht]. Sie geht darüber, was es heißt, eine Behauptung zu machen.“⁴ Als Reformulierung von Austins Slogan schlägt Searle deshalb vor: „Keine Behauptung, die nicht behauptenswert ist.“⁵ Der 1966 erschienene Aufsatz Searles hat in den „Prolegomena“ zu den von Paul Grice 1967 unter dem Titel „Logic and Conversation“ in Harvard gehaltenen William James Lectures eine sehr starke Rezeption erfahren. In Orientierung an Searles Aufsatz hat Grice das Ende der „Ordinary Language Philosophy“ eingeläutet. Searles Überlegungen sind dabei zu einem ausschlaggebenden Hintergrundelement für die Theorie der Konversations-Implikaturen geworden.⁶

Searle hat sich auch mit der zweiten Paratheorie Austins, der in „Pretending“ dargelegten, befaßt. Dies ist allerdings eher stillschweigend, um nicht zu sagen: verdeckt geschehen. Austin selbst hat das Vorkommen performativer Äußerungen in literarischen Kontexten nicht weiter untersucht. Interessanterweise aber nimmt Searle den Faden wieder auf, als er sich dem logischen Status fiktionalen Diskurses zuwendet. Wie zu sehen ist, entwickelt Searle weiter, was bei Austin angelegt ist, und zwar dadurch, daß er darlegt, inwiefern von einem Romancier gesagt werden kann, dieser *tue so, als ob* er Sprechakte vollziehe.

Vor allem für Literaturtheoretiker müßte, was Searle zu zeigen versucht, von Interesse sein, ist doch auch bei ihnen die Meinung verbreitet, daß der literarische Diskurs performativ ist. So sagt Jonathan Culler: „Like the performative, the literary utterance does not refer to a prior state of affairs and is not true or false. The literary utterance too *creates* the state of affairs to which it refers, in several respects.“⁷

4 John R. Searle, „Behauptungen und Abweichungen“. In: Günther Grewendorf/Georg Meggle (eds.), *Linguistik und Philosophie*. Frankfurt 1974, 86-102, hier: 94f.

5 Ebd., 95.

6 Vgl. Paul Grice, „Prolegomena“. In: Ders., *Studies in the Way of Words*. Cambridge, Mass. 1989, 3-21.

7 Jonathan Culler, *Literary Theory. A Very Short Introduction*. Oxford 1997, 96.

Als Beispiel für Fiktion zitiert Searle den folgenden, wie er sagt, nicht eigens ausgewählten⁸, Abschnitt aus einem Roman von Iris Murdoch: „Zehn weitere herrliche Tage ohne Pferde! So dachte Leutnant Andrew Chase-White, dem man erst kürzlich ein Offizierspatent in dem berühmten King-Edward’s-Horse-Regiment verliehen hatte, als er sich an einem sonnigen Sonntagnachmittag im April 1916 zufrieden in einem Garten am Rande Dublins aalte.“⁹

Wie ist der zweite Satz dieses Abschnitts („So dachte ..., als er sich ... aalte“) einzuschätzen? Diese Frage ist vordringlich zu beantworten. Searle besteht darauf, daß es sich dabei nicht um eine Feststellung handeln kann, „da die Regeln, die für Feststellungen einschlägig und konstitutiv sind, hier nicht eingehalten werden.“¹⁰ Searle hält es aber auch nicht für akzeptabel, wenn man sagen würde, daß Miss Murdoch „den illokutionären Akt des Romanschreibens vollzieht, weil es so etwas gar nicht gibt“¹¹. Dem Produzenten fiktionaler Texte gesteht Searle ein „eigenes Repertoire illokutionärer Akte, die den normalen illokutionären Akten (als da sind: Fragen stellen, Bitten äußern, Versprechen geben, Beschreibungen geben und so weiter) genau entsprechen, aber noch zusätzlich zu diesen existieren“¹², nicht zu.

Searles These ist die folgende: „Miss Murdoch gibt vor, könnte man sagen, eine Feststellung zu treffen, oder sie tut so, als träfe sie eine Feststellung, oder sie erweckt den Eindruck, eine Feststellung zu treffen, oder sie ahmt das Treffen einer Feststellung nach.“¹³ Von Austin ist bei Searle an dieser Stelle zwar noch nicht die Rede, doch dürfte die Herkunft der These Searles unverkennbar sein. Searle sagt, mit Blick auf die alternativen Wendungen in der obigen These:

„Ich halte auf keine dieser Wendungen große Stücke, doch nehmen wir einmal ‚vorgeben‘ [pretend], das ist genausogut wie alles andere.

8 Vgl. John R. Searle, „Der logische Status fiktionalen Diskurses“. In: Ders., *Ausdruck und Bedeutung. Untersuchungen zur Sprechakttheorie*. Frankfurt a. M. 1982, 80-97, hier: 208, Anm. 3.

9 Vgl. ebd., 83.

10 Ebd., 85.

11 Ebd., 86.

12 Ebd., 85.

13 Ebd., 86.

Wenn ich sage, Miss Murdoch gebe vor, eine Feststellung zu treffen, dann müssen dabei zwei völlig verschiedene Bedeutungen von ‚vorgewen‘ auseinandergehalten werden. In einem Sinn von ‚vorgewen‘ täuscht man seine Umwelt, wenn man vorgibt, man sei, was man nicht ist, oder tue, was man nicht tut. Im zweiten Sinn von ‚vorgewen‘ hingegen benimmt man sich, wenn man vorgibt, etwas zu tun oder zu sagen, so, *als ob* man dies täte oder wäre, und hat dabei nicht die mindeste Täuschungsabsicht. [...] Bei der fiktionalen Verwendung von Wörtern geht es um Vorgeben im zweiten Sinn. Miss Murdoch zeigt ein Als-Ob-Benehmen ohne Täuschungsabsicht [‚Miss Murdoch is engaging in a nondeceptive pseudoperformance‘], das dann nichts anderes ist als: Vorgeben, uns eine Folge von Ereignissen zu berichten.“¹⁴

Was ist damit gemeint? Nun, in dem aus dem Roman von Iris Murdoch zitierten Abschnitt ist die Rede von dem, was ein Leutnant namens Andrew Chase-White dachte, als er sich an einem sonnigen Sonntagnachmittag im April 1916 zufrieden in einem Garten am Rande Dublins aalte. Wie kommt es, daß wir diese Bemerkung als Fiktion betrachten? Und inwiefern kann man hier von einem So-tun-als-ob sprechen? Iris Murdoch verwendet

„in dieser Passage einen Eigennamen, das Paradebeispiel für einen Ausdruck, der etwas bezeichnet. Mit dem ganzen Satz gibt sie vor, eine Feststellung zu treffen; genauso gibt sie in diesem Teil vor, über etwas zu reden (was ebenfalls ein Sprechakt ist). Eine der Bedingungen für den erfolgreichen Vollzug des Sprechakts der Referenz ist, daß es einen Gegenstand geben muß, über den der Sprecher redet. Indem sie vorgibt, über etwas zu sprechen, tut sie so, als existiere ein Gegenstand, über den gesprochen wird. Soweit wir uns auf das Vorgebliche einlassen, soweit werden wir auch so tun, als gäbe es einen Leutnant namens Andrew Chase-White, der 1916 in Dublin gelebt hat. Der vorgebliche Bezug erzeugt die fiktionale Figur; und weil wir uns auf das Vorgebliche einlassen“¹⁵,

können wir uns auch damit abfinden, wenn über die Figur das und nur das gesagt wird, was über sie gesagt wird.

Nun gibt es laut Searle „keine – sei’s syntaktische, sei’s semantische – Eigenschaft eines Textes, die ihn als fiktionales Werk auswiese. Was ihn zu einem fiktionalen Werk macht, ist sozusagen

14 Ebd., 87.

15 Ebd., 93.

die illokutionäre Haltung, die der Autor dem Text gegenüber einnimmt, und diese Haltung hängt von den komplexen illokutionären Absichten ab, die der Autor hat, wenn er den Text schreibt oder auf andere Weise verfaßt.“¹⁶ Nach Searle muß das „Kriterium zur Identifikation eines Textes als fiktionales Werk [...] notwendigerweise in den illokutionären Absichten des Autors liegen.“¹⁷ Dies ergibt sich für Searle bereits aus dem Verb ‚vorgeben‘. ‚Vorgeben‘ ist „ein intentionales Verb: das heißt eines, das den Intentionalsbegriff beinhaltet. Man kann nicht wahrheitsgemäß von jemandem sagen, er habe vorgegeben, etwas zu tun, wenn er nicht die Absicht hatte, vorzugeben, es zu tun.“¹⁸ Nach Searles Auffassung verhält es sich so, „daß der Autor eines fiktionalen Textes vorgibt, illokutionäre Akte zu vollziehen – normalerweise assertive.“¹⁹ Doch wie soll das funktionieren?

Searle geht davon aus, daß zwischen Wort und Welt verschiedene Arten der Anpassungs- oder Ausrichtung (*direction of fit*) bestehen. Er spricht von einer *Wort-auf-Welt*-Ausrichtung (die für assertive Sprechakte gilt) und einer *Welt-auf-Wort*-Ausrichtung (die für direktive und kommissive Sprechakte gültig ist).²⁰ In diesem Sinn läßt sich verstehen, wenn Searle hinsichtlich der Regeln, die Wörter (bzw. Sätze) zur Welt in Beziehung setzen, vorschlägt, man solle sie sich als „vertikale Regeln [vorstellen], die Verbindungen zwischen Sprache und Realität herstellen.“²¹ Die Verbindungen, die durch diese Regeln zwischen Sprache und Realität hergestellt werden, werden im Falle fiktionalen Diskurses aufgehoben. Nach Searles Ansicht wird

„Fiktion durch außersprachliche, nichtsemantische Konventionen ermöglicht, welche die von den oben erwähnten Regeln hergestellte Verbindung zwischen Wörtern und Welt durchbrechen. Die Konventionen

16 Ebd., 87.

17 Ebd.

18 Ebd.

19 Ebd.

20 John R. Searle, „Eine Taxonomie illokutionärer Akte“. In: Ders., *Ausdruck und Bedeutung. Untersuchungen zur Sprechakttheorie*. Frankfurt a. M. 1982, 17-50, hier: 20.

21 John R. Searle, „Der logische Status fiktionalen Diskurses“. In: Ders., *Ausdruck und Bedeutung. Untersuchungen zur Sprechakttheorie*. Frankfurt a. M. 1982, 80-97, hier: 88.

fiktionalen Diskurses mag man sich als horizontale Konventionen denken, die die Verbindungen durchbrechen, welche die vertikalen Regeln hergestellt haben. Sie heben die normalen Bedingungen auf, die durch diese Regeln geschaffen sind. Derartige horizontale Konventionen sind keine Bedeutungsregeln; sie gehören nicht zur semantischen Kompetenz des Sprechers. Dementsprechend ändern sie nicht die Bedeutung irgendeines Wortes oder anderer Elemente der Sprache. Vielmehr versetzen sie den Sprecher in die Lage, Wörter in ihren wörtlichen Bedeutungen zu verwenden, ohne sich darauf festzulegen, worauf man normalerweise durch jene Bedeutungen festgelegt wird.“²²

Wenn man sich also fragt, wie die den fiktionalen Diskurs kennzeichnende Vorgeblichkeit des Vollzugs illokutionärer Akte funktionieren soll, dann muß man an die dafür verantwortlichen außersprachlichen Konventionen denken. Searle jedenfalls folgert, „daß die vorgeblichen Illokutionen, die ein fiktionales Werk ausmachen, durch die Existenz von Konventionen ermöglicht werden, welche das normale Wirken der Regeln, die illokutionäre Akte und die Welt in Beziehung setzen, aufheben.“²³ In diesem Sinn ist das Erzählen von Geschichten „wirklich ein eigenes Sprachspiel; um gespielt zu werden, bedarf es eigener Konventionen, wengleich diese keine Bedeutungsregeln sind; und das Sprachspiel deckt sich nicht mit den illokutionären Sprachspielen, sondern ist in bezug auf sie parasitär.“²⁴ Hier taucht die von Austin her bekannte Rede vom parasitären Charakter der in literarischen Kontexten vorkommenden performativen Äußerungen wieder auf.

Die außersprachlichen, nichtsemantischen, horizontalen Konventionen setzen, um wirksam zu werden, selbst etwas Nichtvorgebliches, Wirkliches voraus: den sogenannten *Äußerungsakt*. Im Zusammenhang von dessen Erwähnung dann doch auf Austin verweisend, sagt Searle:

„Der Autor gibt dadurch vor, illokutionäre Akte zu vollziehen, daß er in Wirklichkeit Sätze äußert (schreibt). In der Terminologie meines Buches *Speech Acts (Sprechakte)*: Der *illokutionäre Akt* ist vorgegeben, der *Äußerungsakt* hingegen ist wirklich. In Austins Terminologie: Der Autor gibt

22 Ebd.

23 Ebd.

24 Ebd., 89.

dadurch vor, *illokutionäre Akte* zu vollziehen, daß er in Wirklichkeit *phonetische* und *phatische* Akte vollzieht. [...] Gerade der Vollzug des Äußerungsaktes mit der Absicht, die horizontalen Konventionen in Kraft treten zu lassen, macht den vorgeblichen Vollzug des illokutionären Aktes aus.“²⁵

Searle rundet seine Betrachtungen durch Stellungnahmen zu zwei Spezialfällen von Fiktion ab: Sie betreffen Erzähltexte in der ersten Person und Dramentexte bzw. Theaterstücke. In Erzähltexten in der ersten Person ist es normalerweise der Autor, der vorgibt, „jemand anderes zu sein, der seinerseits Feststellungen trifft.“²⁶ Bei Dramentexten und deren ‚Realisation‘ in Gestalt von Theateraufführungen ist es etwas komplizierter.

„Hier ist es nicht so sehr der Autor, der etwas vorgibt, sondern die handelnden Personen bei der realen Aufführung. Das heißt: Der Text des Stücks besteht aus einigen Scheinbehauptungen, aber in erster Linie besteht er aus ernsthaften Anweisungen für die Schauspieler, wie sie sich anstellen sollen, wenn sie vorgeben, Feststellungen zu treffen und andere Handlungen zu vollziehen. Der Schauspieler gibt vor, jemand anderes zu sein, als er in Wirklichkeit ist, und er gibt vor, die Sprechakte und anderen Handlungen dieser Person zu vollziehen. Der Dramatiker stellt die realen und vorgeblichen Handlungen der Schauspieler dar – und natürlich auch, was sie sagen –, aber was der Dramatiker beim Schreiben des Dramentextes tut, ist eher das Abfassen einer Anweisung, wie man etwas vorgibt, als selbst schon der Versuch, etwas vorzugeben. Eine fiktionale Geschichte ist eine vorgebliche Darstellung einer Sachlage; ein Theaterstück hingegen, und das heißt ein aufgeführtes Theaterstück, ist nicht eine vorgebliche *Darstellung* einer Sachlage, sondern die vorgebliche Sachlage selbst; die Schauspieler geben vor, die handelnden Personen *zu sein*. In diesem Sinn gibt der Autor eines Dramas im allgemeinen nicht vor, Feststellungen zu treffen. Er gibt Anweisungen, wie man sich beim So-tun-als-ob anstellen soll, und die werden dann von den Schauspielern befolgt.“²⁷

Im Falle von Dramentexten kommt das So-tun-als-ob also erst bei der Aufführung zum Tragen.

25 Ebd., 90.

26 Ebd., 91.

27 Ebd. (Orthographie minimal modifiziert.)

Man sieht: Searle ist gewissermaßen mit Austin gegen Austin vorgegangen. Er hat Austins zweite Paratheorie zu seiner Theorie der performativen Äußerungen, die Theorie über das So-tun-als-ob, weiterentwickelt und dabei Aufschlüsse gegeben über ein Thema, das Austin aus dem Zusammenhang seiner Erörterungen zu den performativen Äußerungen ausgeschlossen hat. In diesem Sinn hat auch Searle einen Beitrag geleistet zu dem Versuch, Austin vor sich selbst zu schützen, ihn gegen bestimmte der im Zuge seiner Theorieentwicklungen getroffenen Entscheidungen in Schutz zu nehmen. Austin hat auf der Bühne, in Gedichten oder Selbstgesprächen vorkommene performative Äußerungen für parasitär gehalten; Searle hat, mit dem Austin der zweiten Paratheorie gegen den Austin von *How to Do Things with Words*, aufzuzeigen versucht, wie die für parasitär gehaltenen Äußerungsvorkommen aus sprechakttheoretischer Sicht beschrieben werden könnten.

8 Cavells Austin

Austin spielt in Cavells Werk eine sehr große Rolle. Dem Begründer der *Ordinary Language Philosophy* ist Cavells früheste Arbeit gewidmet, ebenso wie "Austin at Criticism"², doch auch *The Claim of Reason* enthält einen Abschnitt, der vornehmlich Austin und dem bei ihm zu beobachtenden Umgang mit Identifikationskriterien gewidmet ist.³ In all diesen Arbeiten stehen methodische Fragen im Vordergrund. Cavell hat sich aber auch mit dem Schicksal der Performativ/konstativ-Unterscheidung und mit der Geschichte ihrer Überwindung/Verwerfung befaßt, und dies nicht nur in "What Did Derrida Want of Austin?"⁴, sondern auch in "Performative and Passionate Utterance"⁵.

„Carmen, I love you“ – eine leidenschaftliche („passionate“) Äußerung wie diese ist es, deren exakte Charakterisierung Cavell am Herzen liegt. Äußerungen dieser Art, meint er, seien bei Austin zu kurz gekommen. Cavell hegt den Verdacht, „that Austin is rather

-
- 1 Stanley Cavell, "Must We Mean What We Say?". In: Ders., *Must we mean what we say? A Book of Essays*. Cambridge 1969, 1-43.
 - 2 Stanley Cavell, "Austin at Criticism". In: Ders., *Must we mean what we say? A Book of Essays*. Cambridge 1969, 97-114.
 - 3 Stanley Cavell, "Austin and Examples". In: Ders., *The Claim of Reason. Wittgenstein, Skepticism, Morality, and Tragedy*. Oxford 1979, 49-64.
 - 4 Vgl. dazu den Abschnitt über *Cavells Derrida*.
 - 5 Stanley Cavell, "Performative and Passionate Utterance". In: Ders., *Philosophy the day after tomorrow*. Cambridge, Mass. 2005, 155-191.

avoiding, even rather occluding, the passional side of speech."⁶ Um dieses Versäumnis auszugleichen, schlägt er eine Erweiterung vor. Cavells Absicht ist es, "to extend Austin's theory of performative utterances to take account of what I shall call passionate utterances, one or more groups of instances of which will be emotive utterances."⁷ Die von ihm zum Thema erhobenen leidenschaftlichen bzw. emotionalen Äußerungen rechnet Cavell zu den perlokutionären Akten.⁸ Und gerade weil er dies tut, kann er nicht einverstanden sein mit dem diesen drohenden Ausschluß aus dem Bereich der Performative an einer Stelle, an der Austin erklärt, "that the perlocutionary sense of 'doing an action' must somehow be ruled out as irrelevant to the sense in which an utterance, if the issuing of it is the 'doing of an action', is a performative"⁹. Cavell beunruhigt der Grund, den Austin angibt "for ruling out the perlocutionary as relevant to performativity"¹⁰. Cavell bezeichnet ihn "as the catastrophe in his theory."¹¹ Der Grund, den Austin Cavell zufolge nennt, besteht, kurz gesagt, darin, daß jeder perlokutionäre Akt durch eine beliebige Äußerung zustande gebracht werden kann, "in particular by a straightforward constative utterance (if there is such an animal)."¹² Dies ist in Cavells Augen ein unerträglicher Makel, und zwar nicht nur deshalb, weil es eine Steigerung der Krise ist, die Cavell zuvor bei seiner Rekonstruktion des Zusammenbruchs der Performativ/konstativ-Unterscheidung diagnostiziert hat.

Das Gebäude, welches Austin mit Hilfe der Performativ/konstativ-Unterscheidung zu errichten versucht, läßt erste Risse erkennen in dem Moment, in dem er sich darauf festgelegt sieht, "that for a certain performative utterance to be happy, certain statements have to be true."¹³ Austin bemerkt bestimmte Parallelen zwischen performativen Äußerungen und Feststellungen (state-

6 Ebd., 170.

7 Ebd., 176.

8 Zu dieser Sichtweise vgl. auch Sven Staffeldt, *Perlokutionäre Kräfte. Lexikalisierte Wirkungen sprachlicher Äußerungen im Deutschen*. Frankfurt a. M. 2007, 171-233.

9 J. L. Austin, *How to Do Things with Words*. Oxford 1962/²1975, 110. Ebd.

11 Ebd.

12 J. L. Austin, *How to Do Things with Words*. Oxford 1962/²1975, 110.

13 Ebd., 45.

ments') als den Musterbeispielen für konstative Äußerungen. In diesem Moment ist ein Punkt erreicht, von dem Stanley Cavell sagt, er "causes a certain crisis in Austin's account, namely that what he has discovered to hold for performative utterances equally holds for constative statements."¹⁴

Austin diskutiert drei Arten von Beziehungen zwischen Äußerungen. Die eine dieser Beziehungen, das, was Austin ‚entailment‘ nennt, ist semantischer bzw. logischer Art, die beiden anderen, die ‚Implikation‘ und die ‚Präsupposition‘, sind pragmatischer Natur. Beziehungen wie diese sind nicht nur im Falle performativer Äußerungen, sie sind auch bei Feststellungen zu beobachten – was, so Austin, nahelege, "that at least in some ways there is danger of our initial and tentative distinction between constative and performative utterances breaking down."¹⁵

Wenn ich sage ‚Ich verspreche‘, dann *präsupponiert* dies, daß ich dazu in der Lage bin, das Versprechen einzuhalten; es *impliziert*, daß ich die Absicht habe, das Versprechen einzuhalten; und es *beinhaltet* (‚entails‘), daß ich ‚tun sollte‘, was ich versprochen habe. Ein Fall von ‚entailment‘ liegt aber auch zwischen Feststellungen vor, beispielsweise zwischen ‚Alle Männer erröten‘ und ‚Einige Männer erröten‘. Denn ‚alle‘ beinhaltet ‚einige‘. Und wenn ich sage ‚Die Katze ist auf der Matte‘ dann *impliziert* dies, daß ich glaube, daß die Katze auf der Matte ist. In ähnlicher Weise *präsupponiert*, wenn ich sage: ‚Alle Kinder von Hans sind glatzköpfig‘, daß Hans überhaupt Kinder hat. Die thematisierten Beziehungen gelten also gleichermaßen für performative Äußerungen wie für Feststellungen.

Nachdem Cavell in "Performative and Passionate Utterance" zunächst nur erste Anzeichen für die Krise der Performativ/konstativ-Unterscheidung benannt hat, identifiziert er sie etwas später mit dem Zusammenbruch: "What I called the crisis was the breakdown of the performative/constative distinction."¹⁶

14 Stanley Cavell, "Performative and Passionate Utterance". In: Ders., *Philosophy the day after tomorrow*. Cambridge, Mass. 2005, 155-191, hier: 166.

15 J. L. Austin, *How to Do Things with Words*. Oxford 1962/²1975, 54.

16 Stanley Cavell, "Performative and Passionate Utterance". In: Ders., *Philosophy the day after tomorrow*. Cambridge, Mass. 2005, 155-191, hier: 172.

Der Zusammenbruch der Unterscheidung kann hingenommen werden, nicht aber der Verzicht auf die performativen Äußerungen und erst recht nicht der den perlokutionären Akten drohende Ausschluß.

Worin aber besteht die von Cavell angestrebte Erweiterung der Theorie der Performative? Die angestrebte Erweiterung besteht zunächst einmal darin, daß Bedingungen für die als ‚leidenschaftlich‘ (*passionate*) bezeichneten Äußerungen angeführt werden. Cavell sagt: „My extension (if that is what it is) consists primarily of proposing that there are conditions for passionate utterances corresponding to the conditions Austin lists as the six conditions for the felicity of performative utterances.“¹⁷ Wie sich herausstellt, gibt es bei perlokutionären Akten nur drei Entsprechungen zu den sechs Dimensionen der Theorie der Verunglückungsarten. Fehlberufungen (A.1), Fehlausführungen (Trübungen) (B.1) und Nichtausführungen (Lücken) (B.2) gibt es Cavell zufolge im Falle perlokutionärer Akte *nicht*. Analogien bestehen lediglich hinsichtlich der Dimensionen der Fehlanwendungen (A.2), der Dissimulationen (Γ.1) und der Nichterfüllungen (Γ.2).¹⁸ Die Dimensionen A.2 und Γ.1 haben hier allerdings jeweils eine doppelte Ausprägung.

Um den von ihm präsentierten Katalog der Bedingungen für leidenschaftliche Äußerungen besser zu verstehen, sei zunächst auf drei generelle Annahmen Cavells verwiesen. *Erstens*: Ich kann z. B. nicht sagen ‚Ich beunruhige dich‘, ‚Ich verärgere dich‘, ‚Ich schüchtere dich ein‘ oder ‚Ich überrede dich‘. Die erste Person Singular macht in solchen Kontexten den Gebrauch von dementierenden Ausdrücken (‚disclaimers‘) erforderlich. Ich kann im Unterschied zu den erwähnten Äußerungen sagen: ‚Ich beunruhige dich, *so wie es aussieht*‘, ‚Ich verärgere dich, *gib es zu*‘, ‚Ich schüchtere dich ein, *wie ich höre*‘ oder ‚Ich beginne dich zu überreden, *wie mir scheint*‘. *Zweitens*: Perlokutionäre Akte nehmen in essentieller Weise auf ihren jeweiligen Adressaten Bezug. „In perlocutionary

17 Stanley Cavell, „Performative and Passionate Utterance“. In: Ders., *Philosophy the day after tomorrow*. Cambridge, Mass. 2005, 155-191, hier: 177.

18 Siehe dazu den Abschnitt über *Austins Austin*.

acts, the 'you' comes essentially into the picture."¹⁹ *Drittens*: Das Zum-Ausdruck-Bringen einer Leidenschaft, einer Emotion, eines Gefühls ruft laut Cavell auf seiten des Adressaten eine entsprechende Emotion hervor. "That expressions of emotion excite emotion is an important fact about the working of passionate utterance"²⁰. Dieser Zusammenhang wird auch dort unterstellt, wo angenommen wird, daß mit dem Zum-Ausdruck-Bringen von Gefühlen in der Regel versucht wird, auf den Gefühlshaushalt des Adressaten, d. h. auf das Vorhandensein oder Nichtvorhandensein bestimmter Emotionen bei ihm einzuwirken.²¹

Diese Annahmen vorausgesetzt, sind Cavell zufolge die folgenden Bedingungen für leidenschaftliche Äußerungen bzw. perlokutionäre Akte anzusetzen:

A.2a: Ich muß *erklären*, daß ich zu dir in einer Beziehung stehe. ("I must *declare* myself (explicitly or implicitly) *to have standing* with you (be appropriate) in the given case."²²)

A.2.b: Ich muß *dich* damit *auswählen*. ("I therewith *single you out* (as appropriate) in the given case."²³)

Γ.1.a: Indem ich von meiner Leidenschaft spreche, muß ich sie aktuell auch empfinden.

Γ.1.b: Ich fordere von dir eine der Art meiner Leidenschaft entsprechende Antwort. ("Demand from you a response *in kind*, one you are in turn *moved* to offer, and moreover."²⁴)

Γ.2: Das Ganze muß zum jetzigen Zeitpunkt (*now*) geschehen.

Cavell fügt dem noch als weitere Bedingung hinzu, der zufolge der Adressat das Bestehen der an ihn herangetragenem Einladung zum emotionalen Austausch bestreiten, anfechten kann: "You may contest my invitation to exchange, at any or all of the

19 Stanley Cavell, "Performative and Passionate Utterance". In: Ders., *Philosophy the day after tomorrow*. Cambridge, Mass. 2005, 155-191, hier: 180.

20 Ebd., 179.

21 Vgl. Eckard Rolf, *Illokutionäre Kräfte*. Grundbegriffe der Illokutionslogik. Opladen 1997, 219.

22 Stanley Cavell, "Performative and Passionate Utterance". In: Ders., *Philosophy the day after tomorrow*. Cambridge, Mass. 2005, 155-191, hier: 181.

23 Ebd.

24 Ebd., 182.

points marked by the list of conditions for the successful perlocutionary act, for example, deny that I have that standing with you, or question my consciousness of my passion, or dismiss the demand for the kind of response I seek, or ask to postpone it, or worse."²⁵

‚Carmen, ich liebe dich‘. Eine Liebeserklärung wie diese müßte demnach die Erklärung beinhalten, daß ich zu dir in der benannten Beziehung stehe (A.2.a); daß du, Carmen, das von mir auserwählte Objekt meiner Leidenschaft bist (A.2.b); daß ich die von mir benannte Leidenschaft tatsächlich empfinde (bzw. erleide) (Γ.1.a); daß ich von dir eine entsprechende Leidenschaft einfordere, eine Leidenschaft, durch die du deinerseits dazu bewegt bist, sie zum Ausdruck zu bringen (Γ.1.b); und daß dies aktuell geschehen möge (Γ.2) (nicht erst irgendwann einmal).

Der Zusatzbedingung zufolge könntest du dies alles aber auch bestreiten: Du könntest in Abrede stellen, daß ich in der thematisierten Beziehung zu dir stehe; das Empfinden meiner Leidenschaft könntest du in Frage stellen; du könntest es ablehnen, eine meiner Leidenschaft entsprechende Leidenschaft zu haben bzw. zu zeigen; oder du könntest mich bitten, die ganze Sache vorerst zurückzustellen. Das wäre dann eine Art *Education sentimentale* oder, wie Cavell sagt, ein Fall von „moral education“²⁶.

Performative Äußerungen sind gewissermaßen auf die Ordnung des Gesetzes bezogen, leidenschaftliche Äußerungen aber auf die Unordnungen des Begehrens. „A performative utterance is an offer of participation in the order of law. And perhaps we can say: A passionate utterance is an invitation to improvisation in the disorders of desire.“²⁷ Mit der Anerkennung der leidenschaftlichen Äußerungen befindet man sich nicht in einem Randgebiet, ganz im Gegenteil: Man bewegt sich Cavell zufolge mitten drin in dem Bereich, um dessen Aufhellung es Austin gerade gegangen ist:

“In acknowledging a mode of speech in or through which, by acknowledging my desire in confronting you, I declare my standing with you and single you out, demanding a response in kind from you, and a re-

25 Ebd.

26 Ebd.

27 Ebd., 185.

sponse now, so making myself vulnerable to your rebuke, thus staking our future, I mean to be following one of Austin's ambitious statements of methodological aim: 'The total speech act in the total speech act situation is the *only actual* phenomenon which, in the last resort, we are engaged in elucidating''²⁸.

Die von Cavell zum Thema erhobenen Äußerungsarten aber sind bei Austin zu kurz gekommen.

28 Ebd.

Intermezzo: Wie Performative funktionieren **– die Linguistik des Explizitgemachten**

Über Austins Beiträge zur Philosophie der Sprache sagt Jane Heal völlig zu Recht: "One of J. L. Austin's most famous contributions to the philosophy of language was his discovery of that class of utterances which he called 'explicit performative utterances'."¹ Was diese Entdeckung anbelangt, was solche Äußerungen wie 'Ich verspreche dir, daß ich kommen werde' oder 'Ich fordere dich auf, den Raum zu verlassen' betrifft, so macht Austin von Anfang an auf eine naheliegende Fehleinschätzung aufmerksam, die er als *deskriptiven Fehlschluß* bezeichnet. Diesen begeht, wer die vermeintliche *Verkleidung* verkennt, in der solche Äußerungen in Erscheinung treten. Austin geht davon aus, daß explizit performative Äußerungen nur zum Schein oder nur der Form nach als Beschreibungen (,descriptions') bzw. Feststellungen (,statements') in Erscheinung treten, daß sie aber keineswegs als wahr oder falsch einzuschätzen sind. Nach Austins Einsicht gibt es eine ganze Reihe von Äußerungen, die in anderen Dimensionen als der der Wahrheit/Falschheit beurteilt werden müssen, für die die Dimension der Wahrheit oder Falschheit mithin nicht die angemessene Bewertungsdimension darstellt.

Sämtliche Äußerungen für wahr oder falsch zu halten, diesen Fehler hat man in Austins Augen vor ihm lange genug begangen. Austin hält das für ein Ärgernis. Er spricht vom Wahr/falsch-

1 Jane Heal, "Explicit Performative Utterances and Statements". In: *The Philosophical Quarterly* 24 (1974), 106-121, hier: 121.

Fetisch, der fürs Ganze ausgibt, was lediglich auf einen Teil zutrifft. Diesem Fetisch den Garaus zu machen, dazu ist Austin ausbezogen. Jedoch: Ausgerechnet die von ihm entdeckte Art von Äußerungen ist, wie die mit ihnen einhergehende Gefahr des deskriptiven Fehlschlusses bereits erkennen läßt und sich erst in der Folgezeit hat verdeutlichen lassen, eher ungeeignet, um das Programm umzusetzen.

Explizit performative Äußerungen sind für Austin *verkleidete*, in Gestalt von Beschreibungen bzw. Feststellungen in Erscheinung tretende maskierte, kostümierte Äußerungen. Austin spricht von ‚masqueraders‘.² Dieser Sichtweise widerspricht bereits Geoffrey Warnock. Er macht geltend, „that there is actually no need to look at it in this way at all – that explicit performative utterances are *not* masqueraders, that they are to be construed exactly as their form or ‘grammar’ suggests that they should be“³. Was zunächst nach bloßem Widerspruch aussieht, entpuppt sich bei näherem Hinsehen als Forderung, die *Grammatik* der fraglichen Äußerungen zu beachten. Austin scheint dieser Forderung nicht gerecht zu werden. Was er behauptet, ist: Wenn jemand sagt ‚I promise that‘, dann ist das, was er sagt, keine Feststellung, keine Beschreibung. Zur Stützung dieser These führt er die folgenden beiden Gründe an: “It is not a description, because (1) it could not be false, nor, therefore, true; (2) saying ‘I promise that’ (if happy, of course) *makes it a promise*“⁴.

Hier, d. h. im Hinblick auf (1), liegt nun auf seiten Austins ein Fehlschluß vor: Wenn jemand sagt ‚Ich verspreche, daß‘, dann kann, was er sagt, nicht falsch sein; doch folgt daraus nicht, daß es, wie Austin annimmt, *deswegen* auch nicht wahr sein könnte.⁵ Eine Äußerung, die nicht falsch sein kann, kann dennoch, und sei es bloß trivialerweise, wahr sein. Es verhält sich mit den explizit performativen Äußerungen, anders gesagt, ähnlich wie mit den *Tautologien*. Auch sie können nicht falsch sein, doch sie *sind* wahr.

2 Vgl. J. L. Austin, *How to Do Things with Words*. Oxford 1962/²1975, 4.

3 Geoffrey Warnock, “Some Types of Performative Utterance”. In: Isaiah Berlin et al., *Essays on J.L. Austin*. Oxford 1973, 69-89, hier: 81.

4 J. L. Austin, *How to Do Things with Words*. Oxford 1962/²1975, 70.

5 Vgl. dazu François Recanati, *Meaning and Force. The Pragmatics of Performative Utterances*. Cambridge 1987, 89, Anm. 8.

Und was den zweiten der beiden genannten Gründe betrifft, so schließt der Umstand, daß das Sagen (Äußern) von ‚Ich verspreche, daß‘ dies zu einem Versprechen *macht*, nicht aus, daß *zugleich* eine Beschreibung gegeben, eine Feststellung gemacht, oder zumindest etwas – wenn auch nur trivialerweise – Wahrheitsfähiges gesagt wird.

Austin könnte noch etwas anderes im Sinn gehabt haben. In seinem schon 1946, also lange vor der in Harvard gehaltenen Vorlesungsreihe veröffentlichten Aufsatz „Other Minds“ („Fremdseelisches“) sagt er innerhalb einer Fußnote: „Wenn ich sage ‚ich verspreche es‘ sage ich damit nicht, daß ich *sage*, daß ich es verspreche, sondern ich *verspreche* etwas“⁶. Dem könnte Folgendes entgegengehalten werden: Wenn ich sage ‚Ich komme‘ (und damit verspreche, daß ich komme), dann sage ich, daß ich komme, ich sage aber nicht, daß ich verspreche, daß ich komme; wenn ich hingegen sage ‚Ich verspreche, daß ich komme‘, dann *sage* ich sehr wohl, daß *ich verspreche*, daß ich komme. In diesem letzteren Fall gehört *daß ich verspreche (daß ich komme)* zum Gesagten. Dies gesteht Austin im Grunde selbst zu, wenn er etwas später in seinem Text klarstellt: „Du hast in dem Sinne ‚versprochen‘, daß du *gesagt* hast, daß du etwas versprichst (du sagtest: ‚Ich verspreche es‘)“⁷. Die hier problematisierte These aus der obigen Fußnote scheint also zu Recht problematisiert zu werden. Könnte Austin aber noch etwas anderes gemeint haben?

In einem etwas größeren Umfang wiedergegeben, lautet die Fußnote 21 aus „Fremdseelisches“ so:

„Oder, um es noch einmal zu sagen, ‚ich verspreche es‘ ist völlig verschieden von ‚er verspricht es‘. Wenn ich sage ‚ich verspreche es‘ sage ich damit nicht, daß ich *sage*, daß ich es verspreche, sondern ich *verspreche* etwas, genau wie er, wenn er sagt, daß er etwas verspricht, nicht sagt, daß er sagt, er verspreche es, sondern etwas verspricht. Dagegen sage ich, wenn ich sage ‚er verspricht es‘, (lediglich), daß er *sagt*, er verspreche es; im ‚anderen Sinne‘ von ‚versprechen‘, d. h. in dem ‚Sinne‘, indem *ich* sage, daß *ich* es verspreche, kann nur *er* sagen, daß er’s ver-

6 John L. Austin, „Fremdseelisches“. In: Ders., Gesammelte philosophische Aufsätze. Stuttgart 1986, 101-152, hier: 130, Anm. 21.

7 Ebd., 134.

spricht. Ich *beschreibe* sein Versprechen, aber ich *gebe* mein eigenes Versprechen, und er muß *seines* geben.“⁸

Entscheidend ist das in dieser Bemerkung enthaltene Wort ‚lediglich‘ (‚only‘). Von ‚versprechen‘ kann offenbar in einem *schwächeren* Sinn gesprochen werden, in einem Sinn, in dem über jemanden, der etwas versprochen hat, bemerkt wird, daß er (lediglich) *gesagt* habe, er verspreche es. Eine solche *Beschreibung*, dies scheint es zu sein, was Austin vorschwebt, kann nur im Hinblick auf einen anderen gegeben werden. In diesem – schwachen – Sinn ist, wenn *ich* sage – oder auch wenn er sagt – ‚Ich verspreche, daß‘, keine (bloße) Beschreibung. Austin hätte diesen Punkt vielleicht noch deutlicher machen müssen. Er hätte sagen können: Wenn ich sage ‚Ich verspreche, daß‘, dann ist das, was ich sage, keine *bloße* Beschreibung, sondern – darüber hinaus und vor allen Dingen – ein Versprechen. In diesem Sinn spricht Max Black von performativen Äußerungen. Nach Max Black ist eine Äußerung dann und nur dann performativ, wenn die Tatsache, daß sie unter speziellen Umständen gebraucht worden ist, „counts as a case of the speaker’s doing something other than, or something more than, saying something true or false.“⁹ Zur Erläuterung fügt Black hinzu: “[T]he speaker must be doing something more than making a truth-claim or more than making one in a special way that is indicated by the utterance.“¹⁰ Für Black scheint eine explizit performative Äußerung einen Wahrheitsanspruch zu beinhalten, über dessen Erhebung aber gleichzeitig hinauszugehen: Eine performative Äußerung ist für Black *etwas anderes oder etwas mehr als* die Erhebung eines Wahrheitsanspruchs. – Austin hat diesen Weg der Verdeutlichung seines Anliegen *nicht* eingeschlagen, er hat ihn offenbar auch gar nicht gehen wollen.

Wie sieht Austins späterer Analyseverschlagn für die explizit performativen Äußerungen aus? Austin unterscheidet zwischen

8 Ebd., 130f., Anm. 21.

9 Max Black, „Austin on Performatives“. In: Philosophy 38 (1963), 217-226. – Wieder in: Max Black, Margins of Precision. Essays in Logic and Language. Ithaca 1970, 209-221, hier: 212 (Hervorhebung hinzugefügt).

10 Ebd., 213.

(i) *locutionary meaning* und (ii) *illocutionary force*.¹¹ Wie hier schon einmal hervorgehoben¹², kann er durchaus so verstanden werden und ist in der Regel auch so verstanden worden, daß er hinsichtlich einer explizit performativen Äußerung wie ‚Ich verspreche dir, daß ich kommen werde‘ die Bezeichnung *meaning* für den Ausdruck ‚daß ich kommen werde‘, also für den Teil, der den Inhalt des Versprechens benennt, reserviert; und daß er im Hinblick auf den performativen Vorspann ‚Ich verspreche dir‘ von der *illocutionary force* spricht. Searle folgt ihm darin insofern, als er im Hinblick auf eine Äußerung wie die erwähnte zwei Indikatoren unterscheidet: den *Indikator der illokutionären Kraft* (‚Ich verspreche dir‘) und den *propositionalen Indikator* (‚daß ich kommen werde‘).¹³ Hinsichtlich des performativen Vorspanns jedoch ist bei Austin von *meaning* ebensowenig die Rede, wie es dem früheren Searle in den Sinn gekommen wäre, dem von ihm *Illokutionsindikator* genannten Ausdruck einen propositionalen Gehalt zuzuschreiben. Die in diesen Analyseverschlügen zum Ausdruck kommende Auffassung aber ist alles andere als unproblematisch. Denn „als Beschreibung dessen, was die geäußerten Wörter bedeuten, wird durch diese Auffassung eine unerträgliche Diskrepanz eingeführt zwischen der Semantik bestimmter Verben in der ersten Person Präsens und ihren Varianten in anderen Personen und Tempora.“¹⁴

Austin und der frühe Searle gehen davon aus, daß jeder wohlgeformte Satz zwei vollkommen verschiedene Elemente enthält. Mit Richard M. Hare könnten sie als *phrastics* und *neustics* bezeichnet werden.¹⁵ Jane Heal erläutert diese Unterscheidung so:

“Any part of a sentence which refers or predicates or contributes to the expression of a proposition is part of the phrastic. The business of the phrastic is to describe, represent or specify a state of affairs.

11 Vgl. J. L. Austin, *How to Do Things with Words*. Oxford 1962/1975, 148.

12 Vgl. den Abschnitt über *Warnocks Austin*.

13 Vgl. John R. Searle, *Speech Acts. An essay in the philosophy of language*. Cambridge 1969, 30.

14 Donald Davidson, „Modi und performative Äußerungen“. In: Ders., *Wahrheit und Interpretation*. Frankfurt a. M. 1986, 163-180, hier: 174.

15 Vgl. Richard M. Hare, *The Language of Morals*. Oxford 1952, 17f.

By contrast, no neustic or part of a neustic refers or predicates or expresses a proposition; the neustic has no descriptive role. Its business is to make clear (or help to make clear) the *force* (sometimes called 'illocutionary force') of the utterance."¹⁶

Auf das Standardbeispiel für explizit performative Sätze angewandt, läuft diese Unterscheidung auf die Annahme hinaus, "that the prefix 'I promise' is the neustic while the rest of the sentence is the phrastic. [...] On this view the words 'I' and 'promise' do not refer or predicate when they occur in the performative prefix although in other contexts they are phrastic components and do refer and predicate."¹⁷ Daß diese Position nicht haltbar ist, zeigt sich an den verschiedenen Möglichkeiten der adverbialen Modifikation des performativen Vorspanns: Ich kann z. B. so etwas sagen wie 'I promise with all my heart that' oder 'I promise gladly that'.¹⁸ Solche Modifikationen wären nicht möglich, wenn die Annahme zuträfe, der performative Vorspann sei nichts als neustisch.

Ähnlich äußert sich William P. Alston. Bei ihm heißt es hinsichtlich der determinierenden Eigenschaften dessen, was Austin als den *sense* und *reference* festlegenden *rhetischen* Akt bezeichnet¹⁹:

"Determination of propositional content but not illocutionary force by the intended meaning [= sense] and reference of a sentence is an artifact of the choice of examples. In other cases the meaning [= sense] and reference determines illocutionary force as well, as when I say 'I warn you that it's going to charge' or 'I order you to prepare that form'. In still other cases the rhetic act determines illocutionary force but leaves propositional content wholly or partially undetermined, as when I say 'I order you to', leaving it to the context to indicate what it is I order you to do. And in still other cases both propositional content and illocutionary

16 Jane Heal, "Explicit Performative Utterances and Statements". In: The Philosophical Quarterly 24 (1974), 106-121, hier: 107.

17 Ebd., 109.

18 Zu diesen und weiteren Beispielen vgl ebd., 110.

19 Vgl. J. L. Austin, How to Do Things with Words. Oxford 1962/²1975, 93.

force are left incompletely determined, as when in answer to a question, I say 'Tea'."²⁰

Und Alston fügt hinzu: "Not only does the rhetic act sometimes precisely determine the illocutionary force. Except when only the shadowiest linguistic devices are employed (as in 'Tea'), the rhetic act will limit, more or less severely, the range of possible illocutionary forces."²¹

Austin aber enthält dem performativen Vorspann nicht nur die Eigenschaften von *sense* und *reference*, d. h. die Eigenschaft *meaning*, vor; er enthält ihm auch die Eigenschaft vor, wahrheitsfähig zu sein. In eine andere Richtung gehen die Analysevorschlage von Jane Heal, Kent Bach und Keith Graham. Heal hält explizit performative Äußerungen für "self-verifying: that is, statements the making of which contributes to their own truth."²² Laut Bach sind performative Äußerungen zugleich "doings and statings. In Austin's later terms, they comprise two simultaneous illocutionary acts. Uttering a performative sentence is to do what one is stating one is doing; indeed, that what makes the statement true."²³ Hinsichtlich solch einer Äußerung wie ‚I order you to leave‘ sagt Bach: "[A]s a statement, the utterance is about itself, as an order. There is nothing paradoxical about this, despite the utterance's self-reference."²⁴ Graham zufolge verhält es sich so, "that in one way or another the performative brings about the truth of its own content."²⁵ Graham unterscheidet zwischen *statement-act* und *statement-content*. In explizit performativen Äußerungen erblickt er "cases where the statement-act guarantees the truth of the statement-content, which it expresses."²⁶ Als Erklärung führt Graham an: "[T]he content expressed by the utterance becomes true when

20 William P. Alston, *Illocutionary Acts and Sentence Meaning*. Ithaca 2000, 20.

21 Ebd., 21.

22 Jane Heal, "Explicit Performative Utterances and Statements". In: *The Philosophical Quarterly* 24 (1974), 106-121, hier: 116f.

23 Kent Bach, "Performatives Are Statements Too". In: *Philosophical Studies* 28 (1975), 229-236, hier: 229.

24 Ebd., 233.

25 Keith Graham, *J. L. Austin. A Critique of Ordinary Language Philosophy*. Hassocks 1977, 75.

26 Ebd., 74.

the statement-act is performed because people regard it as being so as a consequence of the act of utterance."²⁷

Wie sind Analysevorschlage wie die soeben erwähnten zu verstehen? Wo bleibt der Aspekt der Performativität der explizit performativen Äußerungen, wenn sie als sich selbst verifizierende wahre Äußerungen angesehen werden? Autoren wie Bach/Harnish und Recanati²⁸ vertreten die Auffassung, solche Äußerungen seien indirekte Sprechakte. Bach/Harnishs Antwort auf die obigen Fragen lautet: "Explicit performative utterances are indirect illocutionary acts. [...] The explicit performative formula is standardized for the indirect performance of the illocutionary act named by the performative verb."²⁹ Diesem Analysevorschlag zufolge verhalten sich explizit performative Äußerungen so ähnlich wie beispielsweise solche Äußerungen wie ‚Kannst du mir das Salz reichen?‘ Von der Form her ist dies eine Frage, der Funktion nach aber eine Bitte. In etwas anderen Worten stellen Bach/Harnish ihren Ansatz so dar: "On our account, a performative sentence when used performatively is used literally, directly to make a statement and indirectly to perform the further speech act of the type (an order, say) named by the performative verb ('order')."³⁰

Diese Umschreibung ihres Ansatzes findet sich in der Antwort von Bach/Harnish auf Searle, der ein Vierteljahrhundert nach der Veröffentlichung von Austins *How to Do Things with Words* plötzlich einen nicht unbeträchtlichen Klärungsbedarf hinsichtlich der explizit performativen Äußerungen empfunden zu haben scheint, als er 1989 die Frage "How Performatives Work" aufwirft.

Wie sich herausstellt, hat Searle von dem, was er unter diesen Äußerungen versteht und verstanden wissen will, einen vergleichsweise engen Begriff. Searle spricht mit Blick auf die performativen Äußerungen von (*inner-*)*sprachlichen* Deklarationen, diese aber unterscheidet er von *außersprachlichen* Deklarationen. Searle schlägt vor: "Or consider linguistic declarations where

27 Ebd., 75.

28 Vgl. den Abschnitt über *Recanatis Austin*.

29 Kent Bach/ Robert M. Harnish, *Linguistic Communication and Speech Acts*. Cambridge, Mass. 1979, 208.

30 Kent Bach/Robert M. Harnish, "How Performatives Really Work". In: *Linguistics and Philosophy* 15 (1992), 93-110, hier: 98.

somebody makes a promise by saying ‘I promise’ or gives an order by saying ‘I order.’ These are performative utterances; and all performatives are declarations (though not all declarations are performatives).”³¹ Die Situation, mit Bezug auf die Searle noch 1989 Klärungsbedarf empfunden hat, beschreibt er bei der Beantwortung der Frage ‘What Exactly Is a Performative?’ so:

“The word ‘performative’ has had a very confusing history and I need to make clear at the start how I am using it. Austin originally introduced the notion of *performatives* to contrast them with *constatives*; and his idea was that performatives were *actions*, such as making a promise or giving an order; and constatives were *sayings*, such as making a statement or giving a description. Constatives, but not performatives, could be true or false. But the distinctions didn’t work, because stating and describing are just as much actions as promising and ordering, and some performatives, such as warnings, can be true or false. Furthermore, statements can be made with explicit performative verbs, as in ‘I hereby state that it is raining.’ So it looked for a while as if he would have to say that every utterance was a performative, and that would render the notion useless. Another distinction which didn’t work is that between explicit and implicit performatives, for example, the distinction between ‘I promise to come’ (explicit) and ‘I intend to come’ (implicit). The distinction doesn’t work because in the sense in which the explicit performatives are performatives the implicit cases aren’t performatives at all. If I say, ‘I intend to come,’ I have literally just made a statement about my intention. (Though, of course, in making such a statement, I might also indirectly be making a promise.)”³²

Wie sieht bezüglich dieser Problemlage eine mögliche Lösung aus? Searle sagt:

“I believe the correct way to situate the notion of performatives within a general theory of speech acts is as follows: some illocutionary acts can be performed uttering a sentence containing an expression that names the type of the speech act, as in, for example, ‘I order you to leave the

31 John R. Searle, “What is language: some preliminary remarks”. In: Savas L. Tsohatzidis, John Searle’s Philosophy of Language. Force, Meaning, and Mind. Cambridge 2007, 15-45, hier: 26.

32 John R. Searle, “How Performatives Work”. In: Linguistics and Philosophy 12 (1989), 535-558. – Wieder in: John R. Searle, Consciousness and Language. Cambridge 2002, 156-179, hier: 157f.

room.' These utterances, and only these, are correctly described as performative utterances. On my usage, the only performatives are what Austin called 'explicit performatives'."³³

In diesem Punkt treffen sich die Auffassungen von Searle mit denen von Benveniste. In ähnlicher Weise hat sich jedoch z. B. auch Keith Graham geäußert, der mit Blick auf Austin sagt: "Roughly speaking, only what he distinguishes as *explicit* performatives are performatives at all"³⁴.

Wie aber soll man mit der großen Menge derjenigen Äußerungen umgehen, die Austin implizit performativ genannt hat? Searle bietet hier die Unterscheidung zwischen *performance* und *performative* an. Er sagt: "Thus, though every utterance is indeed a *performance*, only a very restricted class are *performatives*." Eine Äußerung des Imperativ-Satzes 'Leave the room!' "can constitute the *performance of making an order*, but it is not *performative*"³⁵; performativ wäre 'I order you to leave the room'.

Interessant an diesem Analysevorschlag – gegenüber dem noch in *Speech Acts* gemachten – ist vor allem die stillschweigend abgeänderte Einschätzung des propositionalen Gehalts der explizit performativen Äußerungen mitsamt der Rede davon, daß dieser Gehalt wahr gemacht werde. Mit Bezug auf das soeben erwähnte Beispiel heißt es jetzt:

"The propositional content, e. g. that I order you to leave the room, is made true by the utterance of the sentence 'I order you to leave the room;' and such an utterance differs from an utterance of the sentence, 'Leave the room;' because though an utterance of 'Leave the room;' also makes it the case that I ordered you to leave the room; it does not do so by declaration. It does not do so by representing it as being the case, and thus it differs from a performative."³⁶

33 Ebd., 158.

34 Keith Graham, J. L. Austin. A Critique of Ordinary Language Philosophy. Hassocks 1977, 68.

35 John R. Searle, "How Performatives Work". In: Linguistics and Philosophy 12 (1989), 535-558. – Wieder in: John R. Searle, Consciousness and Language. Cambridge 2002, 156-179, hier: 158.

36 Ebd., 162.

Diese Auffassung der explizit performativen Äußerungen als Deklarationen hat die strukturelle Konsequenz, daß hier von einem *doppelten* bzw. *zweistufigen* propositionalen Gehalt gesprochen werden muß. Searle läßt daran keinen Zweifel, wenn er sagt: "This analysis of performatives as declarations has the consequence that the illocutionary structure of 'I order you to leave the room' is: [...] Declare (that I order (that you leave the room)). [...] The propositional content of the declaration is: that I order you to leave the room, even though the propositional content of the order is: that you leave the room."³⁷

Von dem übergeordneten propositionalen Gehalt: von dem propositionalen Gehalt der Deklaration (im Unterschied zum propositionalen Gehalt der Aufforderung) sagt Searle, er werde durch die explizit performative Äußerung wahr gemacht. Und was wahr gemacht wird bzw. worden ist, *ist* wahr, *kann* als wahr betrachtet werden. Dieser zugestandene Wahrheitsbezug führt im Verbund mit der generellen Auffassung der explizit performativen Äußerungen als Deklarationen zu der Frage, ob es sich bei diesen Äußerungen um *assertive* Deklarationen handeln könnte. Von assertiven Deklarationen spricht Searle, weil er zwischen Deklarativen und Assertiven Überschneidungen festgestellt hat. Searle denkt an die sogenannten *Tatsachenbehauptungen*, wie sie von Richtern und Schiedrichtern gemacht werden. Searle sagt: „In gewissen Einrichtungen tritt die Situation auf, daß wir nicht bloß feststellen, ob etwas der Fall ist, sondern auch die Autorität besitzen müssen, um endgültig darüber zu befinden, was der Fall ist“³⁸. Gehört nicht auch die Sprache zu diesen Einrichtungen? Besitzt nicht auch jeder Sprecher in dem Moment, in dem er eine explizit performative Äußerung macht, die *Autorität*, von der Searle hier spricht? Ist es nicht in der Tat so, wie Benveniste sagt, der in jeder performativen Äußerung eine *Autoritätshandlung* erblickt?³⁹ Laut Searle gibt es Einrichtungen, die darauf angewiesen sind, „daß Assertive mit der Rolle von Deklarationen geäußert werden können, um den Streit über die Wahrheit einer Behauptung irgendwo zu beenden“.

37 Ebd.

38 John R. Searle, „Eine Taxonomie illokutionärer Akte“. In: Ders., *Ausdruck und Bedeutung. Untersuchungen zur Sprechakththeorie*. Frankfurt a. M. 1982, 17-50, hier: 38f.

39 Vgl. den Abschnitt über *Benvenistes Austin*.

den“⁴⁰. Gehört nicht auch die Sprache, die ja als Institution der Institutionen angesehen werden kann, zu diesen Einrichtungen bzw. ist sie nicht selbst eine Einrichtung, die, zumindest in bestimmten Fällen, darauf angewiesen ist, daß Assertive mit der Rolle von Deklarationen geäußert werden können, um den Streit über die Wahrheit einer Behauptung erst gar nicht aufkommen zu lassen?

Über die von ihm mit dem Etikett ‚assertive Deklaration‘ versehene Klasse von Äußerungen heißt es bei Searle: „Im Gegensatz zu den anderen Deklarationen haben sie mit den Assertiven eine Aufrichtigkeitsbedingung gemeinsam. Richter, Geschworene und Schiedsrichter können lügen – nichts daran ist logisch abwegig; wer hingegen Krieg erklärt oder jemanden nominiert, kann dabei nicht lügen.“⁴¹ Auch dies spricht dafür, die explizit performativen Äußerungen zu den *assertiven* Deklarationen zu rechnen. Denn auch und gerade derjenige, der in dieser Form ein Versprechen gibt oder eine Aufforderung macht, *kann* dabei lügen. Es gibt unaufrichtige Versprechen, Versprechen, von denen der Sprecher schon in dem Moment, in dem er sie gibt, weiß, daß er sie nicht einhalten kann bzw. wird; und es kann auch unaufrichtige Aufforderungen geben, Aufforderungen, von denen der Sprecher gar nicht will, daß sie befolgt werden.

Bliebe zu fragen: Können explizit performative Äußerungen darüber hinaus auch noch als indirekte Sprechakte angesehen werden? Welche Merkmale sind explizit performativen Äußerungen und indirekten Sprechakte gemeinsam? Das auffälligste Merkmal ist sicherlich die Differenz zwischen Form und Funktion. So wie solch eine Äußerung wie ‚Kannst du mir das Salz reichen?‘ von der Form her eine Frage, von der Funktion her aber eine Bitte darstellt, so ist eine explizit performative Äußerung von der Form her eine Feststellung, von der Funktion her aber beispielsweise ein Versprechen oder eine Aufforderung. Was müßte darüber hinaus der Fall sein, damit explizit performative Äußerungen zur Gruppe der indirekten Sprechakte gerechnet werden könnten oder müßten?

40 John R. Searle, „Eine Taxonomie illokutionärer Akte“. In: Ders., Ausdruck und Bedeutung. Untersuchungen zur Sprechakttheorie. Frankfurt a. M. 1982, 17-50, hier: 39.

41 Ebd.

Nun, zumindest müßten die explizit performativen Äußerungen den *Verallgemeinerungen* genügen, die Searle für die indirekten Sprechakte aufgestellt hat. In seinem Aufsatz "Indirekte Sprechakte" führt Searle insgesamt neun solcher Verallgemeinerungen an: zunächst vier für direktive, in der Erweiterung der Analyse dann noch fünf für kommissive Sprechakte. Gemeinsam ist diesen Verallgemeinerungen, was sie strukturell gesehen aussagen: daß der Sprecher einen Direktiv oder einen Kommissiv dadurch indirekt vollziehen kann, daß er entweder *fragt, ob* oder *feststellt, daß* eine der für direktive bzw. kommissive Sprechakte geltenden Gelingensbedingungen erfüllt ist. Beispiel: Der Sprecher „*S kann eine Bitte (oder einen anderen Direktiv) dadurch indirekt vollziehen, daß er entweder fragt, ob eine Einleitungsbedingung, die sich auf Hs Fähigkeit bezieht, erfüllt ist, oder die Feststellung trifft, daß sie erfüllt ist.*“⁴² So kann S z. B. fragen: ‚*Könntest du ein bißchen leiser sein?*‘ oder die Feststellung treffen: ‚*Du könntest ein bißchen leiser sein.*‘ In ähnlicher Weise kann S fragen, ob die Bedingung des propositionalen Gehalts erfüllt ist, oder feststellen, daß sie erfüllt ist. Zwar kann nicht in allen Fällen gleichermaßen eine sich auf eine Sprechaktbedingung beziehende Frage oder Feststellung getroffen werden; hinsichtlich der Aufrichtigkeitsbedingung z. B. kann nur festgestellt werden, daß sie erfüllt ist, es kann nicht gefragt werden, ob sie erfüllt ist. Doch was wichtiger ist: Hinsichtlich *sämtlicher* Arten von Gelingensbedingungen kann eine sich auf deren Erfülltheit beziehende Frage gestellt und/oder Feststellung getroffen werden.

Merkwürdigerweise erwähnt Searle nur die *wesentliche Bedingung* in diesem Zusammenhang *nicht*. Er sagt lediglich, der Sprecher S könne einen Direktiv z. B. auch dadurch indirekt vollziehen, daß er fragt, ob oder feststellt, daß „es gute bzw. ausreichende Gründe für den Vollzug der Handlung h gibt“⁴³. Eines der Beispiele Searles lautet: ‚*Mußt du weiter so hämmern?*‘ Hier erkundigt sich der Sprecher S danach, ob es auf seiten von H irgendeine von diesem empfundene Notwendigkeit – und in diesem Sinne irgendeinen Grund – für die von ihm gezeigte Aktivität h des

42 John R. Searle, „Indirekte Sprechakte“. In: Ders., Ausdruck und Bedeutung. Untersuchungen zur Sprechakttheorie. Frankfurt a. M. 1982, 51-79, hier: 66.

43 Ebd.

Hämmerns gebe. Das heißt, H zeigt eine Aktivität, von der S möchte, daß H sie einstellt. Der indirekt vollzogene Direktiv hat die Unterlassung der von H gezeigten Aktivität h zum Inhalt. Man könnte dem entnehmen, daß Searle das Haben eines Grundes für eine wesentliche Bedingung dafür hält, daß jemand eine bestimmte Handlung vollzieht. Und so scheint es auch zu sein: Von einer Äußerung sagt Searle: "The utterance creates desire-independent reasons for action."⁴⁴ Und von Versprechen und Aufforderungen z. B. kann gesagt werden: "They are supposed to change reality, either by getting the hearer to do what is ordered to do or to get the promisor to do what he promised to do."⁴⁵

Ein Vorschlag in diesem Sinn, der bei Searle allerdings in dieser Form nicht diskutiert wird, ist der folgende: Der Sprecher vollzieht einen Direktiv oder einen Kommissiv dadurch indirekt, daß er feststellt, daß die *wesentliche Bedingung* dieses direktiven bzw. kommissiven Sprechakts erfüllt ist. Auf die Frage, an welche Art von Äußerungen dabei zu denken wäre, könnte die Antwort lauten: an die explizit performativen. Das heißt, wenn oder insofern als ‚Ich fordere dich auf, den Raum zu verlassen‘ ein indirekter Direktiv ist, könnte man sagen, er werde dadurch vollzogen, daß festgestellt wird, daß die wesentliche Bedingung für den Vollzug des entsprechenden Direktivs erfüllt ist. Die wesentliche Bedingung eines Direktivs ist: „Gilt als Versuch von S, H dazu zu kommen, h zu tun“⁴⁶.

Äußerungen wie ‚Ich fordere dich auf, den Raum zu verlassen‘ oder ‚Ich verspreche dir, daß ich kommen werde‘ sind nach Bach/Harnish Feststellungen, die den Hörer über das Vorliegen einer Aufforderung bzw. eines Versprechens informieren.⁴⁷ Die-

44 John R. Searle, "What is language: some preliminary remarks". In: Sava L. Tsohatzidis (ed.), *John Searle's Philosophy of Language. Force, Meaning, and Mind*. Cambridge 2007, 15-45, hier: 41.

45 John R. Searle, "Social ontology: some basic principles (with a new addendum by the author)". In: Ders., *Philosophy in a New Century. Selected Essays*. Cambridge 2008, 26-52, hier: 48.

46 John R. Searle, "Indirekte Sprechakte". In: Ders., *Ausdruck und Bedeutung. Untersuchungen zur Sprechakttheorie*. Frankfurt a. M. 1982, 51-79, hier: 65.

47 Vgl. Kent Bach/Robert M. Harnish, "How Performatives Really Work". In: *Linguistics and Philosophy* 15 (1992), 93-110, hier (mit Bezug auf 'I promise'): 100.

sen Informationsaspekt zieht übrigens bereits Austin im Hinblick auf die explizit performativen Äußerungen in Erwägung, wenn er sagt: "[I]t may be that the utterance 'serves to inform you'"⁴⁸. Laut Bach/Harnish hängt der kommunikative Erfolg solcher Äußerungen von dieser mit dem Charakter von Feststellungen in Verbindung stehenden Eigenschaft der Informativität ab. Sie sagen: "Although the performativity of these utterances does not depend on their being statements, their communicative success does."⁴⁹ Die Äußerung ‚Ich fordere dich auf, den Raum zu verlassen‘ läuft auf die Feststellung hinaus – oder ist mit der Feststellung gleichzusetzen –, daß die wesentliche Bedingung einer Aufforderung des Inhalts, den Raum zu verlassen, erfüllt ist. Dem Hörer gegenüber wird festgestellt, daß es aufgrund der an ihn adressierten Aufforderung für ihn einen Grund gibt, h zu tun (den Raum zu verlassen); man könnte auch sagen, daß dem Hörer durch die explizit performative Äußerung ein Grund *gegeben* wird, h zu tun. Denn: „[D]er Umstand, daß ein Versprechen gegeben wird, liefert einen Grund dafür, das Versprochene zu tun, und die Aufforderung an jemanden, etwas zu tun, liefert ihm einen Grund, es zu tun.“⁵⁰

So wie sich ‚*Kannst du* an das Salz rankommen?‘ auf die Fähigkeit Hs, an das Salz heranzukommen, bezieht – und in diesem Sinn nach dem Erfülltsein einer Einleitungsbedingung eines Direktivs (einer Bitte) fragt; und so wie sich ‚*Ich möchte*, daß du dies für mich tust‘ auf einen auf seiten des Sprechers vorhandenen Wunsch bezieht – und in diesem Sinn das Erfülltsein der Aufrichtigkeitsbedingung eines Direktivs (einer Aufforderung) feststellt; so bezieht sich ‚*Ich fordere dich auf, den Raum zu verlassen*‘ auf den Versuch, H dazu zu bringen, den Raum zu verlassen – und stellt in diesem Sinn das Erfülltsein der wesentlichen Bedingung des entsprechenden Direktivs fest.

Dem Geist der Searleschen Verallgemeinerungen für indirekte Sprechakte würde diese Sichtweise gerecht werden. Explizit performative Äußerungen sind indirekte Sprechakte, und dies in zweifacher Hinsicht: nicht nur aufgrund der bei ihnen zu beob-

48 J. L. Austin, *How to Do Things with Words*. Oxford 1962/²1975, 6.

49 Kent Bach/Robert M. Harnish, "How Performatives Really Work". In: *Linguistics and Philosophy* 15 (1992), 93-110, hier: 94.

50 John R. Searle, *Intentionalität. Eine Abhandlung zur Philosophie des Geistes*. Frankfurt a. M. 1987, 215.

achtenden Form/Funktion-Differenz, sondern auch im Sinne der von Searle für die indirekten Sprechakte formulierten Verallgemeinerungen.

Die sich auf die explizit performativen Äußerungen beziehenden Analysevorschlage Searles und Bach/Harnishs schließen sich also *nicht* aus: Explizit performative Äußerungen sind zugleich indirekte Sprechakte (Bach/Harnish, Recanati) und innersprachliche assertive Deklarationen (Searle). Das heißt, auch mit Feststellungen bzw. Assertionen haben sie in zweifacher Hinsicht etwas zu tun: Als indirekte Sprechakte, insofern ihnen Feststellungen zugrunde liegen; und als Deklarationen, insofern sie assertiver Art sind.

Diejenigen, die auf den vermeintlichen Wahrheitsaspekt explizit performativer Äußerungen schon kurz nach Erscheinen von *How to Do Things with Words* hingewiesen haben, haben sich zunächst kaum Gehör verschaffen können. Was sie geltend machten, wurde zumeist nur mit einem Achselzucken zur Kenntnis genommen. Als Searle sich 1989 in die Debatte einschaltet, hat sich die Situation umgedreht: Daß explizit performative Äußerungen – auch – Feststellungen sind, wird in der Regel nicht mehr in Abrede gestellt, strittig ist nur, welches Moment als primär anzusehen ist. So heißt es bei Searle: “[M]ost contemporary analyses try to derive the performative from the assertion; but on my proposal, the performative, the declaration, is primary; the assertion is derived.”⁵¹ Searle beschließt seine Ausführungen mit der folgenden Bemerkung:

“If one looks at the literature on this subject, one finds two apparently absolutely inconsistent and firmly held sets of linguistic intuitions. One set, exemplified powerfully by Austin (1962), insists roundly that performatives are not statements but, rather, performances of some other kind. Another set insists, equally roundly, that all performatives are obviously statements. One of my aims has been to show the truth of both of these intuitions. Austin was surely right in thinking that the primary purpose of saying ‘I promise to come and see you’ is not to make a statement or a description, but to make a promise. His critics are surely right in claiming that, all the same, when one says, ‘I promise to come

51 John R. Searle, “How Performatives Work”. In: *Linguistics and Philosophy* 12 (1989), 535-558. – Wieder in: John R. Searle, *Consciousness and Language*. Cambridge 2002, 156-179, hier: 178.

and see you,' one does make a statement. What my argument attempts to show is how the statement is derivative from the promise and not conversely."⁵²

Ein Problem, das Searles Argument aufwirft, besteht darin, daß es nicht erklärt, welche Funktion der vom Versprechen abgeleiteten Feststellung zukommt. Dies ist bei Bach/Harnish anders: Sie schreiben dem von ihnen an explizit performativen Äußerungen hervorgehobenen Moment der Feststellung die Eigenschaft der Informativität zu. Ein weiterer Unterschied zwischen beiden Ansätzen besteht in der Uneinigkeit darüber, was primär ist. Für Bach/Harnish ist die Feststellung (in einem bestimmten Sinn von ‚primär‘) primär; für Searle ist das Versprechen primär, die Feststellung hingegen sekundär.⁵³ Das aber heißt, beiden Ansätzen liegen im Hinblick auf die indirekten Sprechakte unterschiedliche Auffassungen über die Anwendung der Differenz ‚primär/sekundär‘ zugrunde.

Dem Wahr/falsch-Fetisch den Garaus zu machen, dies ist, laut Quine, der „Hintergedanke von *How to Do Things with Words*“⁵⁴. Quine ist damit nicht einverstanden. Er sagt: „Zugegeben, eine performative Äußerung ist etwas Bemerkenswertes; sie bewahrt sich selbst; aber dann ist sie auch wahr. Es gibt gute Gründe, performative Äußerungen und Tatsachenaussagen einander gegenüberzustellen und miteinander zu vergleichen, doch die Abneigung gegen den Wahr/falsch-Fetisch gehört nicht zu diesen Gründen.“⁵⁵

Austins Beschreibung desjenigen Phänomens, dessen Entdeckung ihn berühmt gemacht hat, ist jahrelang, so wie sie war, hingenommen worden. Erst allmählich haben sich die Stimmen derer Gehör zu verschaffen gewußt, die darlegen konnten, daß mehr über das entdeckte Phänomen zu sagen ist, als Austin gemeint hat. Das Moment der Wahrheit hat sich als widerständig erwiesen. Es ist resistenter als Austin recht gewesen sein wird.

52 Ebd.

53 Vgl. John R. Searle, „Eine Taxonomie illokutionärer Akte“. In: Ders., *Ausdruck und Bedeutung. Untersuchungen zur Sprechakttheorie*. Frankfurt a. M. 1982, 17-50, hier: 54.

54 Willard Van Orman Quine, „Zu Austins Methode“. In: Ders., *Theorien und Dinge*. Frankfurt a. M. 1985, 111-117, hier: 114.

55 Ebd., 116.

Die Dekonstruktion der performativen Äußerungen

Bei einem philosophischen Gegensatz (wie dem zwischen konstativen und performativen Äußerungen zum Beispiel) hat man es, laut Derrida, „nicht mit einer friedlichen Koexistenz eines Vis-à-vis, sondern mit einer gewaltsamen Hierarchie zu tun [...]. Einer der beiden Ausdrücke beherrscht (axiologisch, logisch usw.) den anderen, steht über ihm. Eine Dekonstruktion des Gegensatzes besteht zunächst darin, im gegebenen Augenblick die Hierarchie umzustürzen.“¹ Doch ist zu beachten: „Ein Gegensatz, der dekonstruiert wird, wird nicht zerstört oder aufgegeben. Austins Untersuchung performativer und konstativer Äußerungen zeigt die Schwierigkeit auf, zwischen diesen beiden Äußerungsklassen eine prinzipielle Unterscheidung zu treffen; aber dieser Zusammenbruch enthüllt eine Differenz *in* jedem Sprechakt, der bisher als eine Differenz *zwischen* Sprechakttypen behandelt wurde.“² Die beherrschte Seite eines als hierarchisch aufzufassenden Gegensatzes hat den Status eines Supplements, eines bloßen, zunächst für unwesentlich gehaltenen Zusatzes. Doch zeigt sich, daß das, was lediglich hinzugefügt wird, dazu dient, das zu vervollständigen, was zuvor nur dem Anschein nach als vollständig gegolten hat.

-
- 1 Jacques Derrida, „Positionen. Gespräch mit Jean-Louis Houdebine und Guy Scarpetta“. In: Ders., Positionen. Berlin 1986, 83-184, hier 88.
 - 2 Jonathan Culler, Dekonstruktion. Derrida und die poststrukturalistische Literaturtheorie. Reinbek bei Hamburg 1988, 148.

„Austins Analyse bietet ein hervorragendes Beispiel dafür, wie die Logik des Supplements arbeitet. Indem er von der philosophischen Hierarchie ausgeht, die wahre oder falsche Aussagen zur Norm der Sprache macht und andere Äußerungen als verfehlte Aussagen oder als besondere – supplementäre – Formen behandelt, führt Austins Untersuchung der Eigenschaften marginaler Fälle zur Dekonstruktion und Umkehrung der Hierarchie: Die performative Äußerung ist nicht eine verfehlte konstative Äußerung; ganz im Gegenteil, die konstative Äußerung ist ein Sonderfall der performativen.“³

Was wird mit einer dekonstruktiven Austin-Lektüre bezweckt?

„Eine dekonstruktive Lektüre Austins interessiert sich dafür, wie er die Züge, die er bei anderen feststellt und kritisiert, selbst wiederholt und wie die Unterscheidung zwischen ernsthaft und parasitär, die für ihn die Analyse von Sprechakten erst ermöglicht, durch die Implikationen dieser Analyse selbst hinfällig wird.“⁴

Infolgedessen wird es nicht verwundern, daß es Autoren gibt, die zu Austins Theorie der performativen Äußerungen eine dekonstruktiv-dialektische Haltung eingenommen, und wiederum andere, die sich mit dieser Haltung auseinandergesetzt haben. Zur ersteren Gruppe gehören, allen voran, Jacques Derrida, sodann Shoshana Felman, Judith Butler und Sybille Krämer; zu der anderen Gruppe sind John R. Searle sowie Stanley Cavell zu rechnen.

Die Auseinandersetzung Derridas mit Ferdinand de Saussure wird hier vorangestellt, weil sich von ihr her seine Austin-Kritik besser verstehen läßt. Hätte Searle diese Auseinandersetzung in seiner Meta-Kritik an Derridas Austin-Kritik berücksichtigt, wäre sie, zumindest in bestimmten ihrer Teile, möglicherweise etwas weniger holzschnittartig ausgefallen; und Derrida hätte in diesem Fall bei seinem Verteidigungsversuch etwas weniger weit ausholen müssen. Shoshana Felman hält Austin für einen sehr humorvollen Autor, der, wie er selbst gesagt hat, ausgezogen ist, dem Wahr/falsch-Fetisch den Garaus zu machen. Austin ist sicherlich angriffslustig gewesen. Schon in seiner Kritik an der sogenannten Sinnesdaten-Theorie der Wahrnehmung in *Sense and Sensibilia* hat er dies unter Beweis gestellt. Doch sollte auch von einem ‚diabolischen‘ Austin gesprochen werden können? Sybille Krämer bleibt,

3 Ebd., 126.

4 Ebd., 134.

wie hier dargelegt werden wird, den Nachweis für diese These schuldig.

9 Derridas Saussure

In seiner Auseinandersetzung mit Ferdinand de Saussures Versuch, die – freilich vulgär verstandene – *Schrift* aus dem Bereich der Semeologie auszuschließen, gewinnt Derrida eine Vorstellung von einer *abstrakten* Schrift, die auch seine Auseinandersetzung mit Austins Theorie der performativen Äußerungen maßgeblich bestimmt.

Das Kapitel III der ‚Einleitung‘ zu Saussures *Cours de linguistique générale* (dt.: *Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft*) umfaßt drei Paragraphen. In § 1 geht es um die Sprache und um Fragen ihrer Definition, in § 2 um die ‚Stellung der Sprache innerhalb der menschlichen Rede‘, in § 3 geht es um die ‚Stellung der Sprache innerhalb der menschlichen Verhältnisse‘. Man erfährt: „[D]ie Sprache ist eine Übereinkunft“¹, sie ist „eine soziale Einrichtung“², „sie bildet ein System von Zeichen, in dem einzig die Verbindung von Sinn und Lautzeichen wesentlich ist und in dem die beiden Seiten des Zeichens gleichermaßen psychisch sind.“³

Saussure kommt auch auf die Frage nach der Disziplin zu sprechen, die sich mit dem so bestimmten Gegenstand ‚Sprache‘ befaßt. Vergleichsobjekte spielen bei der Beantwortung dieser Frage eine nicht unwesentliche Rolle. Saussure sagt: „Die Sprache ist ein System von Zeichen, die Ideen ausdrücken und insofern der Schrift, dem Taubstummenalphabet, symbolischen Riten, Höf-

1 Ferdinand de Saussure, *Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft*. Berlin 32001, 12.

2 Ebd., 19.

3 Ebd., 18.

lichkeitsformen, militärischen Signalen usw. usw. vergleichbar. Nur ist sie das wichtigste dieser Systeme.“⁴ Merkwürdig genug, womit Saussure die Sprache hier vergleicht! Bedenkenswert ist vor allem der Vergleich mit der Schrift. Saussure sagt ausdrücklich, die Sprache sei ‚der Schrift [...] vergleichbar‘. Es ist gerade dieser Vergleich, auf den Derrida aufmerksam geworden ist, ihn hat er sich keineswegs entgehen lassen wollen. Derrida versucht darzulegen, daß dieser Vergleich für die Sprache und die Schrift so etwas wie „eine gemeinsame Wurzel“⁵ voraussetze. Und er kündigt an: „Wir werden uns eingehender und konkreter damit befassen, was die Sprache nicht nur zu einer Art Schrift – ‚vergleichbar der Schrift‘ [...], wie es eigenartigerweise bei Saussure heißt –, sondern zu einer Art *der* Schrift macht. Oder vielmehr zu einer Möglichkeit, die in der Möglichkeit von Schrift überhaupt begründet ist“⁶.

Was Saussure in Anbetracht seiner oben wiedergegebenen Bemerkung vorschwebt und die Frage nach der oben genannten Disziplin beantwortet, ist der sich direkt daran anschließenden Schlußfolgerung zu entnehmen, in der es heißt: „Man kann sich also vorstellen eine Wissenschaft, welche das Leben der Zeichen im Rahmen des sozialen Lebens untersucht; diese würde einen Teil der Sozialpsychologie bilden und infolgedessen einen Teil der allgemeinen Psychologie; wir werden sie Semeologie (von griechisch *sēmeîon*, ‚Zeichen‘) nennen.“⁷

Die Semeologie (gelegentlich auch ‚Semiologie‘ und bei Karl Bühler sogar ‚Sematologie‘ genannt⁸) ist laut Saussure ein Teilgebiet der Psychologie, wobei von Folgendem ausgegangen werden soll: „Sache des Psychologen ist es, die genaue Stellung der Semeologie zu bestimmen; Aufgabe des Sprachforschers ist es, zu bestimmen, wodurch die Sprache ein besonderes System in der Gesamtheit der semeologischen Erscheinungen ist.“⁹

4 Ebd., 19.

5 Jacques Derrida, *Grammatologie*. Frankfurt a. M. 1974, 90.

6 Ebd.

7 Ferdinand de Saussure, *Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft*. Berlin ³2001, 19.

8 Vgl. Karl Bühler, *Die Axiomatik der Sprachwissenschaften*. Frankfurt a. M. 1969, 39.

9 Ferdinand de Saussure, *Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft*. Berlin ³2001, 19.

Nun schlägt Derrida eine alles andere als unerhebliche Substitution vor. Seinen Überlegungen zufolge (auf die wir hier im einzelnen werden eingehen müssen) soll man „im Programm des *Cours de linguistique générale* das Wort *Semiologie* durch *Grammatologie* ersetzen“¹⁰. Saussure zitierend, setzt Derrida an genau der Stelle ein, wo jener, mit Blick auf die ihm vorschwebende Wissenschaft, sagt: ‚Wir werden sie Semeologie [...] nennen‘. Diese Disziplin steht bei Saussure erst in ihrem Anfangsstadium; Gleiches gilt auch für die Grammatologie – so daß Derrida sich der Worte Saussures bedienen kann. Das Saussure-Zitat Derridas, welches diesen Zusammenhang zum Ausdruck bringt, lautet: „Wir werden sie [Grammatologie] nennen ... Da sie noch nicht existiert, kann man nicht sagen, was sie sein wird. Aber sie hat Anspruch darauf, zu bestehen; ihre Stellung ist von vornherein bestimmt. Die Linguistik ist nur ein Teil dieser allgemeinen Wissenschaft, die Gesetze, welche die [Grammatologie] entdecken wird, werden auf die Linguistik anwendbar sein.“¹¹ In der diesem Zitat zugrundeliegenden Bemerkung Saussures, das sei noch einmal klar gestellt, kommt das Wort ‚Semeologie‘ zwei Mal vor; in Derridas Saussure-Zitat ist es beide Male durch ‚[Grammatologie]‘ ersetzt.

Ob auch die Grammatologie, wie die Semeologie, zur Psychologie zu rechnen ist? Derrida macht dazu keine direkte Aussage. Doch die Linguistik sieht er in genau demselben Verhältnis zur Grammatologie stehen, in dem sie laut Saussure zur Semeologie steht. „Als Wissenschaft von der Arbitrarität des Zeichens [...] würde die Grammatologie einen sehr umfassenden Bereich bedecken, von dem die Linguistik per abstractionem den ihr zustehenden Raum mit den Grenzen umgeben könnte, welche Saussure ihrem inneren System vorschrieb.“¹² Derrida spricht nicht nur von der Wissenschaft von der Arbitrarität des Zeichens, er spricht, nach eigener Einschätzung weniger über Saussure ‚hinausgehend‘ als ihm folgend und ihn weiterentwickelnd¹³, zudem von der „Wissenschaft von der Unmotiviertheit der Spur, Wissenschaft von der Schrift (vor der Rede und in der Rede)“¹⁴, vom „Zeichen-

10 Jacques Derrida, *Grammatologie*. Frankfurt a. M. 1974, 88.

11 Ebd., 88f.

12 Ebd., 88.

13 Vgl. ebd., 97.

14 Ebd.

Werden des Symbols“¹⁵ sowie vom „Unmotiviert-Werden des Symbols“¹⁶. Was soll das alles heißen? Eines steht fest: Der hier angesprochenen Arbitrarität bzw. Unmotiviertheit kommt in Derridas Argumentation eine Schlüsselposition zu.

Was das Verhältnis von Sprache und Schrift betrifft, so hat Saussure eine ganz traditionelle Ansicht. Für ihn sind Sprache und Schrift „zwei verschiedene Systeme von Zeichen; das letztere besteht nur zu dem Zweck, um das erstere darzustellen“¹⁷ bzw. zu repräsentieren. Saussures Untersuchungsgegenstand ist die Sprache, nicht die Schrift. Die Schrift wird quasi ausgeklammert, auch ihr *Verhältnis* zur (gesprochenen) Sprache ist nicht sein Gegenstand. Er sagt: „Nicht die Verknüpfung von geschriebenem und gesprochenem Wort ist Gegenstand der Sprachwissenschaft, sondern nur das letztere, das gesprochene Wort allein ist ihr Objekt.“¹⁸ Die Sprache ist ein System von Zeichen, das sprachliche Zeichen als Verknüpfung von Lautbild und Vorstellung aber ist arbiträr.¹⁹

Für Derrida ergibt sich hier ein Problem. Er behauptet:

„Die These von der Arbitrarität der Zeichen stellt [...] das erklärte Vorhaben Saussures in Frage, die Schrift in die Finsternis jenseits der Sprache zu stoßen. Seine These berücksichtigt zwar ein konventionelles Verhältnis zwischen dem Phonem und dem Graphem (in der phonetischen Schrift zwischen dem Phonem als Signifikant-Signifikat und dem Graphem als Signifikanten), doch verbietet sie gerade dadurch, daß das Graphem das ‚Abbild‘ des Phonems sei. Um aber die Schrift als ‚externes System‘ ausschließen zu können, war es unerlässlich, daß diese These sie zu einem ‚Abbild‘, einer ‚Repräsentation‘ und einer ‚(bildlichen) Darstellung‘, zu einem äußeren Reflex der Sprachwirklichkeit stempelte.“²⁰

15 Ebd., 83.

16 Ebd.

17 Ferdinand de Saussure, Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft. Berlin 32001, 28.

18 Ebd.

19 Vgl. ebd., 79

20 Jacques Derrida, Grammatologie. Frankfurt a. M. 1974, 78f. (Übersetzung richtiggestellt).

Das Graphem darf einerseits kein Abbild des Phonems sein, doch es muß andererseits ein Abbild sein, wenn die Schrift als externes System aus dem Untersuchungsbereich der Semeologie ausgeschlossen werden soll.

Derrida macht demgegenüber geltend, daß „im systematischen Prinzip der alphabetischen und allgemeiner der phonetischen Schrift kein Verhältnis ‚natürlicher‘ Repräsentation, kein Verhältnis der Ähnlichkeit oder der Teilhabe [...] impliziert ist. [...] Die Definition der Schrift als ‚Abbild‘ und damit als *natürliches Symbol* der Sprache muß also gerade im Namen der Arbitrarität des Zeichens abgelehnt werden.“²¹ Berücksichtige man aber Saussures Ausführungen über die Differenz zwischen Symbol und Zeichen, dann sei es „nicht mehr einzusehen, wie er einerseits von der Schrift sagen kann, sie sei ‚Abbild‘ oder ‚(bildhafte) Darstellung‘ der Sprache, und wie er andererseits die Sprache und die Schrift als ‚zwei verschiedene Systeme von Zeichen‘ [...] definieren kann.“²²

Daß Saussure die Schrift als ‚Bild‘, als ‚Abbild‘, als ‚Repräsentation‘ der Sprache bezeichnet, dies liest Derrida aus bestimmten Bemerkungen Saussures heraus²³; daß Saussure die Schrift als ‚Symbol‘ bezeichne, sie ‚als ‚Abbild‘ und damit als ‚natürliches Symbol‘ definiere, dies liest Derrida in Saussure hinein. Mit dem Symbolverständnis Saussures ist eine solche Sichtweise nicht vereinbar. Derrida gesteht dies sogar zu, wenn er sagt:

„Saussure vermochte die Schrift also niemals als ein wirkliches ‚Abbild‘, als eine ‚(bildliche) Darstellung‘, als eine ‚Repräsentation‘ der gesprochenen Sprache oder als ein Symbol zu denken. Berücksichtigt man, daß er diese unangemessenen Begriffe dennoch benötigte, um über die Exteriorität der Schrift zu befinden, so muß man daraus schließen, daß eine ganze Schicht seines Diskurses, die Intention der *VI. Kapitels (Repräsentation der Sprache durch die Schrift)*, alles andere als wissenschaftlich war.“²⁴

Symbole sind für Saussure *motiviert* und in diesem Sinn ‚natürliche‘ Zeichen; die sprachlichen Zeichen, um die es ihm geht, aber

21 Ebd., 79 (Hervorhebung hinzugefügt).

22 Ebd.

23 Vgl. ebd., 64.

24 Ebd., 80.

sind *unmotiviert*, die Übereinkunft, von der mit Bezug auf sie gesprochen wird, ist arbiträr. Als ‚motiviert‘ hat Saussure die Schrift nicht bezeichnet, ‚symbolisch‘ hat er sie nicht genannt.

Derrida bezieht sich, was die Verwendung des Symbolbegriffs betrifft, auf Aristoteles, Hegel, Peirce und Saussure. Aristoteles und Peirce sprechen von Symbolen, wenn sie *konventionelle* Zeichen im Sinn haben. Im Unterschied dazu sprechen Hegel und Saussure von Symbolen, wenn sie *motiviert*e Zeichen meinen. Letzteres wird bei Derrida durchaus berücksichtigt, und zwar beispielsweise dann, wenn er sagt, „daß nur die *natürlich* genannten Zeichen, die bei Hegel und Saussure ‚Symbole‘ heißen, sich der Semiologie als Grammatologie entziehen“²⁵, oder wenn er geltend macht, daß „im systematischen Prinzip der alphabetischen und allgemeiner der phonetischen Schrift [...] kein ‚symbolisches‘ Verhältnis im Sinne Hegels und Saussures“²⁶ impliziert sei.

Im Hinblick auf Aristoteles und dessen Rede vom Symbol verhält es sich etwas komplizierter. In den von Aristoteles geschilderten Verhältnissen erblickt Derrida eine Situation, von der er behauptet, daß sie zu überwinden sei. Derrida geht von der folgenden Beschreibung aus:

„Wenn beispielsweise für Aristoteles ‚das in der Stimme Verlautende (τα εν τη φωνη) Symbole sind für die in der Seele hervorgerufenen Zustände [„*son*t les symboles des états de l’âme‘] (παθηματα της ψυχης) und das Geschriebene Symbol für das in der Stimme Verlautende ist [„*et* les mots écrits les symboles des mots émis par la voix‘] (*De interpretatione* I, 16 a 3), so deshalb, weil die Stimme als Erzeuger der *ersten* Symbole [„*des premier* symboles‘] wesentlich und unmittelbar mit der Seele verwandt ist. Als Erzeuger des ersten Signifikanten ist sie nicht bloß ein Signifikant unter anderen. Sie bezeichnet den ‚Seelenzustand‘, der seinerseits die Dinge in natürlicher Ähnlichkeit widerspiegelt oder reflektiert.“²⁷

25 Ebd., 78.

26 Ebd., 79.

27 Jacques Derrida, *De la Grammatologie*. Paris 1967, 21f. Dt., *Grammatologie*. Frankfurt a. M. 1974, 24. (Die deutsche Übersetzung, in der von Zeichen (anstelle von Symbolen) die Rede ist, ist hier modifiziert worden.)

So wie Aristoteles am Anfang von *Peri hermeneias* (*De interpretatione*) von ,σύμβολα' (*symbola*) spricht, so spricht auch Derrida von ,Symbolen' (*les symboles*). Doch was Derrida nicht zu beachten scheint, das sind die bei Aristoteles in unmittelbarer Nachbarschaft dieser Bezeichnung vorkommenden Ausdrücke ,σημεία πρώτων' (*semeía próton*)²⁸; hinsichtlich des ersten dieser beiden Ausdrücke (*σημεία*) spricht Derrida ebenfalls von Symbolen, nicht von Zeichen, der ganze Ausdruck findet sich übersetzt durch ,premier symboles'. Ganz zu Recht nimmt Roy Harris daran Anstoß. Harris, der Aristoteles' Rede von ,symbola' für auffallend (*striking*) hält,²⁹ bemerkt: "Derrida passes over in silence the fact that in this same passage from *De Interpretatione* Aristotle distinguishes between signs (*semeia*) and symbols (*symbola*), although in quite a different way from Saussure."³⁰

Bei Derrida also ist von ,ersten Symbolen' die Rede, weder davon, daß die stimmlichen Verlautbarungen *in erster Linie* (*próton*) Zeichen (*semeía*) für die Widerfahrnisse der Seele seien (und erst in zweiter Linie Zeichen für die Dinge), noch davon, daß für die Widerfahrnisse der Seele in erster Linie die stimmlichen Verlautbarungen Zeichen seien (das Geschriebene aber erst in zweiter Linie).

Daß Aristoteles zwischen Symbol und Zeichen unterscheidet, dieser Umstand findet sich bei Derrida nicht beachtet. Was ihm aber nicht entgegengehalten werden kann, ist, daß er (deswegen auch) die bei Saussure vorkommende Unterscheidung zwischen Zeichen und Symbol nicht beachtet hätte. Das bei Saussure im Gegensatz zur Unmotiviertheit (Arbitrarität) des Zeichens stehende Motiviert-Sein des Symbols wird bei Derrida ausführlich thematisiert. Wie bereits erwähnt, spricht Derrida mit Blick auf Saussure vom „Zeichen-Werden des Symbols“³¹ und mit Blick auf Peirce vom „Unmotiviert-Werden des Symbols“³².

Doch wenn Derrida die von Aristoteles über Rousseau und Hegel bis zu Saussure reichende Auffassung der phonetischen

28 Vgl. auch Eckard Rolf, *Symboltheorien. Der Symbolbegriff im Theoriekontext*. Berlin 2006, 13.

29 Vgl. Roy Harris, *Saussure and his Interpreters*. Edinburgh 2001, 174. 30 Ebd., 173.

31 Jacques Derrida, *Grammatologie*. Frankfurt a. M. 1974, 83.

32 Ebd.

Schrift mit der Formel „Zeichen der Zeichen“³³ (*Signe de signe*) beschreibt (und nicht mit der Formel ‚Symbol des Symbols‘, wie es nach Aristoteles eigentlich heißen müßte), dann ist dies vertretbar, denn das, was bei Aristoteles ‚Symbol‘ heißt, dies ist das konventionelle Zeichen.³⁴

Warum aber spricht Derrida vom ‚Zeichen-Werden‘ bzw. vom ‚Unmotiviert-Werden‘ des Symbols? Für Derrida „drängt sich der Gedanke auf, daß die Schrift dem gesprochenen Wort äußerlicher, sofern sie nicht dessen ‚Abbild‘ oder ‚Symbol‘, und ihm zugleich innerlicher ist, wo es in sich selbst eine Schrift darstellt.“³⁵ An einer anderen Stelle heißt es: „Wenn ‚Schrift‘ Inschrift und vor allem dauerhafte Vereinbarung von Zeichen bedeutet (was den alleinigen, irreduziblen Kern des Schriftbegriffs ausmacht), dann deckt die Schrift im allgemeinen den gesamten Bereich der sprachlichen Zeichen.“³⁶ „Das aber bedeutet nicht weniger als eine Reform des Schriftbegriffs.“³⁷ In Anbetracht der phonologistischen Argumentation, die von der Nachrangigkeit der Schrift gegenüber dem gesprochenen Wort ausgeht, darf „nicht übersehen werden, daß sie einen ‚wissenschaftlichen‘ Begriff des gesprochenen Worts einem vulgären Schriftbegriff gegenüberstellt.“³⁸ Es geht Derrida „weder um die Rehabilitierung der Schrift im engeren Sinn noch um die Umkehrung eines evidenten Abhängigkeitsverhältnisses. Der Phonologismus duldet so lange keinen Einwand, wie man die geläufigen Begriffe von gesprochenem Wort und Schrift, die das feste Gewebe seiner Argumentation bilden, weiter verwendet.“³⁹ Bei dem, was Derrida vorschwebt, handelt es sich um eine „generalisierte Schrift“⁴⁰, und er glaubt, „daß die gesprochene Sprache bereits dieser Schrift zuzurechnen ist. Doch setzt das einen modifizierten Schriftbegriff voraus, den wir vorerst nur antizipieren können.“⁴¹ Die sich in der These von der Arbitrarität des sprachli-

33 Ebd., 53.

34 Vgl. Eckard Rolf, *Symboltheorien. Der Symbolbegriff im Theoriekontext*. Berlin 2006, 12.

35 Jacques Derrida, *Grammatologie*. Frankfurt a. M. 1974, 81.

36 Ebd., 78.

37 Ebd., 95.

38 Ebd.

39 Ebd., 98.

40 Ebd., 97.

41 Ebd.

chen Zeichens manifestierende Idee der Vereinbarung jedenfalls kann laut Derrida „vor der Möglichkeit der Schrift und außerhalb ihres Horizontes nicht gedacht werden.“⁴²

Für Derrida „impliziert der Begriff der Schrift(graphie) [...] die Instanz der *vereinbarten Spur (trace instituée)*.“⁴³ „Die vereinbarte Spur ist ‚unmotiviert‘“⁴⁴. Doch „darf das Wort ‚Vereinbarung‘ (‚institution‘) im System der klassischen Gegensätze nicht verfrüht interpretiert werden.“⁴⁵

Die Spur selbst ist etwas an *diesem* Ort und zu *dieser* Zeit, kurz: hier-und-jetzt Anwesendes, Gegenwärtiges. Darüber hinaus (oder als solche) hat sie eine Verweisstruktur: Sie verweist auf etwas Abwesendes. Derrida spricht von der „Abwesenheit eines *anderen* Hier-und-Jetzt [...] [das als solches] erscheint und sich als irreduzible Abwesenheit in der Anwesenheit der Spur gegenwärtigt“⁴⁶. Zwischen dem Anwesenden und dem Abwesenden ‚erscheint‘ eine Differenz, die – so wie ein vorübergehender Eindruck im nächsten Moment noch da, noch nicht ganz weg ist – *retendiert* wird. „Die vereinbarte Spur“, heißt es, „läßt sich ohne den Gedanken an die Retention der Differenz in einer Verweisstruktur nicht denken, in der die Differenz *als solche* erscheint“⁴⁷.

Derrida hält solche Gegensätze wie die zwischen Natur und Konvention (Übereinkunft), Symbol und Zeichen für abgeleitet, deriviert. Er versucht die Spur *diesseits* solcher Gegensätze zu denken. Denn „erst die Möglichkeit der Spur macht diese Gegensätze sinnvoll.“⁴⁸ Dabei muß man sich jedoch von jeder substantialistischen Vorstellung der Spur verabschieden. Denn es gilt, wie Derrida in einem anderen Zusammenhang hervorhebt: „Die Spur ist weder sichtbar noch unsichtbar.“⁴⁹ Das heißt, auf diese Weise bestimmt, ist die Spur mit den Mitteln einer zweiwertigen Logik nicht zu erfassen: Es werden ihr die beiden Seiten des kontradik-

42 Ebd.

43 Ebd., 81.

44 Ebd.

45 Ebd.

46 Ebd., 82.

47 Ebd.

48 Ebd.

49 Jacques Derrida, „Ousia und gramme. Notiz über eine Fußnote in *Sein und Zeit*“. In: Ders., *Randgänge der Philosophie*. Wien 1988, 53-84, hier: 83.

torischen Gegensatzes sichtbar/unsichtbar zugleich abgesprochen.

Die Unmotiviertheit hält Derrida nicht für einen Zustand (eine Eigenschaft), sie ist für ihn ein Prozeß. Er spricht von der „Bewegung der Unmotiviertheit“⁵⁰, vom ‚Unmotiviert-Werden‘: „[D]ie Spur ist indefinit ihr eigenes Unmotiviert-Werden. In der Sprache Saussures müßte man (was er nicht macht) sagen: es gibt weder Symbole noch Zeichen, sondern nur ein Zeichen-Werden des Symbols.“⁵¹ In ähnlicher Weise könnte man mit Blick auf Peirce, für den Symbole konventionelle Zeichen sind, „von einem Unmotiviert-Werden des *Symbols* sprechen, wobei sein Begriff des Symbols dem Zeichenbegriff, welchen Saussure dem Symbol gegenübergestellt hat, analog ist“⁵².

Saussure, haben wir gehört, schließt die Schrift aus seinem Untersuchungsbereich, der gesprochenen Sprache, aus. Er tut dies quasi unter Berufung auf den Laut. Nun macht Derrida darauf aufmerksam, daß Saussure sich hinsichtlich der Bestimmung dessen, was an der Sprache wesentlich ist, veranlaßt gesehen hat, auch den Laut auszuschließen. Derrida argumentiert folgendermaßen:

„Da die Differenz niemals an sich und per definitionem eine sinnlich wahrnehmbare Fülle ist, widerspricht ihre Notwendigkeit der Behauptung einer von Natur aus lautlichen Wesenheit der Sprache. [...] Saussure selbst zieht diese Konsequenz, und zwar gegen die Prämissen, mit deren Hilfe er das innere System der Sprache definiert. So muß er jetzt das ausschließen, wodurch er die Schrift ausschließen konnte“.⁵³

Saussure sagt in der Tat: „Das Wesentliche an der Sprache ist [...] dem lautlichen Charakter des sprachlichen Zeichens fremd.“⁵⁴ Und er hält es nicht für möglich, „daß der Laut an sich, der nur ein materielles Element ist, der Sprache angehören könnte. Er ist für sie nur etwas Sekundäres, ein Stoff, mit dem sie umgeht.“⁵⁵

50 Jacques Derrida, *Grammatologie*. Frankfurt a. M. 1974, 83.

51 Ebd.

52 Ebd.

53 Ebd., 92.

54 Ferdinand de Saussure, *Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft*. Berlin ³2001, 8.

55 Ebd., 141.

Mit dem Lautbild, von dem Saussure spricht, verhält es sich allerdings anders. Das Lautbild ist, nach Derrida, „das Vernommene: nicht der vernommene *Laut*, sondern das Vernommen-Sein des Lautes. Das Vernommen-Sein ist seiner Struktur nach phänomenal und gehört einer anderen Ordnung an, die von der Ordnung des wirklichen Lautes in der Welt vollständig verschieden ist.“⁵⁶ Als das *Vernommen-Sein* des Lautes exemplifiziert das Lautbild (Saussures) die *différance-mit-einem-a*. Was ist damit gemeint?

Die *différance* ist etwas Operierendes, sie ist „eine reine Bewegung“⁵⁷. Sie ist, *einerseits*, das, was die Differenz, den Unterschied, die Form hervorbringt. Die *différance* ist „die Formation der Form.“⁵⁸ „Sie ist von keiner sinnlich wahrnehmbaren, hörbaren oder sichtbaren, lautlichen oder graphischen Fülle abhängig, sondern ist im Gegenteil deren Bedingung. Obwohl sie nicht existiert, obwohl sie niemals ein *Anwesend-Seiendes* außerhalb jeder Fülle ist, geht ihre Möglichkeit all dem zu Recht voran, was man Zeichen (Signifikat/Signifikant, Inhalt/Ausdruck usw.) Begriff oder Operation, motorisch oder sinnlich nennt.“⁵⁹ Die *différance* aber „ist *andererseits* das Eingedrückt-Sein des Abdrucks (*empreinte*).“⁶⁰

Das Eingedrückt-Sein des Abdrucks kann als eine Eigenschaft des Abdrucks angesehen werden, es ist seine wesentliche Eigenschaft. Ohne diese Eigenschaft wäre der Abdruck nicht das, was er ist. Ähnlich verhält es sich mit dem Vernommen-Sein des Lautes, mit dem, was das Lautbild, Derrida zufolge, phänomenal betrachtet ist. Derrida sagt: „Bekanntlich unterscheidet Saussure zwischen dem ‚Lautbild‘ (*image acoustique*) und dem gegenständlichen Laut (*son objectif*) [...]. Diese Unterscheidung ermöglicht es ihm, die Akustik und Physiologie in genau dem Augenblick (phänomenologisch) zu reduzieren, wo er die Wissenschaft von der Sprache begründet. Das Lautbild ist die Struktur des Erscheinens eines Lautes, was alles andere ist als der erscheinende Laut.“⁶¹ „Diese geringfügige, aber entscheidende Verschiedenartigkeit

56 Jacques Derrida, *Grammatologie*. Frankfurt a. M. 1974, 111.

57 Ebd., 109.

58 Ebd., 110.

59 Ebd., 109.

60 Ebd., 110.

61 Ebd.

kann nur durch eine phänomenologische Reduktion hervorgehoben werden. Letztere ist somit für die Analyse des Vernommen-Seins des Lautes unerlässlich“⁶².

Für Saussure ist das Lautbild, die eine Seite des sprachlichen Zeichens, ein psychisches Phänomen (ebenso wie dessen andere Seite, die Vorstellung, ein psychisches Phänomen ist). Um mit dieser Bestimmung nicht, wie Saussure, auf dem Boden der Psychologie zu landen, orientiert sich Derrida an der Phänomenologie Husserls. Derrida sagt: „‚Psychisches Abbild‘ nennt Saussure das Lautbild, das strukturierte Erscheinen des Lautes, die ‚sinnliche‘, von der *différance* *erlebte* und gestaltete ‚Materie‘; Husserl würde dies die von jeglicher mundanen Realität unterschiedene *hyle/morphe*-Struktur nennen.“⁶³ „Die *hyle/morphe*-Struktur ist eine *reelle* (und nicht *reale* [i. Orig. dt.]) Komponente des Erlebten und nicht eine *Realität* [i. Orig. dt.]. Was den intentionalen Gegenstand betrifft, zum Beispiel den Inhalt des Abbildes, so gehört er *reell* [i. Orig. dt.] weder zur Welt noch zum Erlebten; er ist eine nicht-reelle Komponente des Erlebten.“⁶⁴ Die *hyle/morphe*-Struktur ist also eine *reelle*, der intentionale Gegenstand hingegen eine *nicht-reelle*, weder zur Welt noch zum Erlebten gehörende, Komponente des Erlebten.

Wenn Derrida die Schrift zu einem grundlegenden Phänomen erklärt und von der Sprache (im Sinne Saussures) sagt, auch und gerade sie sei eine Art der Schrift, dann benutzt er einen verallgemeinerten bzw. abstrahierten Begriff von Schrift, den er mit Hilfe anderer Begriffe wie dem der Spur oder dem der *différance* zu charakterisieren versucht. Mit der Schrift hat Austin sich nicht beschäftigt. Daß er noch in einer Fußnote zur Neunten Vorlesung von *How to Do Things with Words* sagt: „Der Einfachheit zuliebe beschränken wir uns weiterhin auf *gesprochene* Äußerungen.“⁶⁵, dies hält Derrida offenbar für unverzeihlich bzw. für zumindest provokant. Ein Indiz dafür, daß es sich so verhält, ist, daß er Austins Bemerkung seiner Abhandlung „Signatur Ereignis Kontext“ als Motto voranstellt.

62 Ebd., 111.

63 Ebd. (Übersetzung leicht abgeändert.)

64 Ebd., 112f.

65 John Langshaw Austin, *Zur Theorie der Sprechakte* (*How to do things with words*). Stuttgart 1972/²1979, 130, Anm. 37.

10 Derridas Austin

Erhöhte Wachsamkeit ist geboten, wenn Derridas Stellungnahme zu Austin und dessen Version der Sprechakttheorie unter den diesem Abschnitt gegebenen Titel gestellt wird. Ob beabsichtigt oder nicht: Der Titel ist ein Zitat. Er taucht bereits in Searles 'Reply to Derrida' auf. „*Derrida's Austin*“ ist der Titel des zweiten Abschnitts der *Reply*.¹ Dieser Titel soll hier weiterverwendet werden. Doch soll damit keine Vorentscheidung über die Debatte gefällt werden, die sich im Anschluß an Derridas Austin-Kritik zwischen Searle und Derrida entsponnen hat.

Eines aber kann schon an dieser Stelle gesagt werden: Die Kritik Derridas an Austin ist nicht immanent. Sie besteht in erster Linie darin, daß er Gegebenheiten benennt, von denen er dann sagt, Austin habe sie nicht berücksichtigt. Ob es aber Austins Aufgabe gewesen wäre, beispielsweise die der Arbitrarität des sprachlichen Zeichens innewohnende Konventionalität zu beachten, steht auf einem anderen Blatt.

Der Aufsatz, in dem Derrida zu Austins Version der Sprechakttheorie Stellung nimmt, trägt den Titel „Signatur Ereignis Kontext“ (im Folgenden, dem französischen Original entsprechend, = *Sec*). Derridas Aufsatz geht auf einen Vortrag zurück, der, 1971 gehalten, „sich an eine Zuhörerschaft eminenten Spezialisten der ‚Philosophie französischer Sprache‘ (Kongreß in Montreal)“² gerichtet hat. Diesen Spezialisten konnte die Entzifferung der Über-

1 Jacques Derrida, „Limited Inc a b c ...“. In: Jacques Derrida, *Limited Inc*. Wien 2001, 53-168, hier: 136.

2 Ebd., 132.

schrift des dritten Abschnitts von *Sec* zugemutet werden, in dem Derrida auf Austins Theorie zu sprechen kommt. Die Überschrift dieses dritten Abschnitts lautet: „*Die Parasiten. Iter, von der Schrift: daß sie vielleicht nicht existiert*“³.

In „Limited Inc a b c...“ ist Derrida so freundlich, diesen Titel zu erläutern. Der zweite Teil der Überschrift, der mit ‚Iter‘ beginnende, ist eine Art Zitat: Er *wiederholt* und *modifiziert* zugleich, er ist dasselbe wie das, was er wiederholt, und doch etwas anderes. Dieses Zugleich desselben und eines anderen gilt es zu beachten. Der mit ‚Iter‘ beginnende Teil der Überschrift des dritten Abschnitts von *Sec* ist ein Zitat, ein Zitat „des Titels der Fünften der *Metaphysischen Meditationen über die Erste Philosophie* von René Descartes.“⁴ Bei Descartes heißt es „*et iterum de Deo, quod existat*“ (zu Deutsch „*und nochmals von Gott, daß er existiert*“⁵). Es kann hier noch weniger als bei Derrida darum gehen zu erörtern, „warum Descartes es für notwendig hielt, ein zweites Mal die Existenz Gottes zu demonstrieren, wo doch der Nachweis gemäß der Ordnung der Gründe seit der Dritten der *Meditationen* für erbracht gehalten wurde.“⁶ Festzuhalten aber ist zunächst die Differenz: daß Descartes von Gott sagt, daß er existiert – während Derrida hinsichtlich der Schrift in Erwägung zieht, daß sie vielleicht *nicht* existiert. Das ‚vielleicht‘ soll nicht so verstanden werden, als setze es „die Stellung der Schrift der Gottes entgegen“⁷; aber:

„Indem es die Existenz der Schrift im Unentscheidbaren beläßt, markiert das ‚vielleicht‘, daß die ‚Möglichkeit‘ des Graphematischen die Schrift (und den Rest) der Autorität des ontologischen Diskurses, der Alternative von Existenz oder Nicht-Existenz entzieht, die immer einen einfachen und entscheidbaren Diskurs über die Anwesenheit und/oder Abwesenheit voraussetzt. Die *restance* [die übriggebliebenheit] der Spur ist weder Anwesenheit noch Abwesenheit. Sie entgeht der Vereinnah-

3 Jacques Derrida, „Signatur Ereignis Kontext“. In: Jacques Derrida, *Limited Inc*. Wien 2001, 15-45, hier: 32.

4 Jacques Derrida, „Limited Inc a b c ...“. In: Jacques Derrida, *Limited Inc*. Wien 2001, 53-168, hier: 132.

5 Vgl. ebd., 133.

6 Ebd.

7 Ebd., 134.

mung jedes onto-theologischen Diskurses, selbst wenn sie ihn zuweilen ermöglicht.“⁸

Die Logik eines *tertium non datur* hinsichtlich der Alternative Anwesenheit/Abwesenheit ist durch die ‚restance‘ der Spur außer Kraft gesetzt. Die ‚Möglichkeit‘ des Graphematischen entzieht die Schrift einer solchen (zweiwertigen) Logik.

Was aber bedeutet es, wenn in dem bei Derrida vorkommenden Descartes-Zitat von der Schrift anstelle von Gott gesprochen wird? Derrida sagt: „Indem es ‚über die Schrift‘ an die Stelle von ‚Gott‘ gesetzt hat, hat *Sec* nicht nur ein Wort durch ein anderes, einen Sinn oder ein Seiendes in ihrer jeweiligen Endlichkeit durch ein anderes ersetzt, das ihm entsprechen würde (oder nicht): *Sec* benennt die Schrift an diesem Ort, wo die Iterierbarkeit des Beweises (der Existenz Gottes) *Schrift macht*, schreiben macht“⁹. Das heißt: Der Beweis der Existenz Gottes, der bei Descartes schon in dessen Dritter Meditation erbracht worden ist, erweist sich am Anfang der Fünften Meditation, also in dem Moment, wo er erneut erfolgen soll, als wiederholbar, iterierbar. Diese Iterierbarkeit aber ‚macht schreiben‘, ist konstitutiv für Schrift, ermöglicht diese gewissermaßen. Wäre die Iterierbarkeit *nicht* gegeben: Gäbe es die Möglichkeit der Wiederholung *nicht*, dann gäbe es auch nichts, das schreiben machen würde. *Sec* benennt die Schrift an dem Ort, wo die Iterierbarkeit des Beweises Schrift macht.

Die in *Sec* oberhalb des Abschnitts, in dem Derrida auf Austin zu sprechen kommt, auftauchende Überschrift hat, wie wir gesehen haben, noch einen anderen (sogar vorangehenden, ersten) Teil: ‚Die Parasiten‘. Diesen Teil der Überschrift erläutert Derrida so:

„Was die Funktion des Wortes ‚Parasiten‘ (im Plural) betrifft, wie auch im anderen Titel, ‚Signaturen‘ [dem vierten Teil von *Sec*], intituiert sie *gleichzeitig* (und parasitiert sich damit schon in ihrem Funktionieren) die Parasiten im allgemeinen (Sprachphänomene, die in diesem Kapitel von *Sec* und in der austinschen Literatur behandelt werden) *und* was unmittelbar im Titel folgt, nämlich ein Beispiel, eine sich ereignende Parasitierung eines Titels durch einen anderen (der dadurch nicht mehr ganz ein Titel ist), die Parasitierung des berühmten, René Descartes entlehnten

8 Ebd.

9 Ebd., 133.

Titels, der sich bereits selbst parasitiert hatte, wie man soeben gesehen hat.“¹⁰

Der erste Teil der Überschrift des Austin gewidmeten Teils von *Sec* weist zum einen auf die von Austin selbst ins Spiel gebrachte Thematisierung parasitärer Erscheinungen hin; zugleich verweist dieser Teil des Titels auf das Zitat des Descartes-Titels und dessen Modifikation, worin Derrida ein weiteres Beispiel für ein parasitäres Vorgehen erblickt, so wie er ein solches parasitäres Vorgehen auch schon dem Umstand zuschreibt, daß Descartes die Existenz Gottes ein zweites Mal demonstriert hat.

Worin aber besteht Derridas Stellungnahme zu Austin, wird man (vielleicht etwas ungeduldig) fragen. „Signatur Ereignis Kontext“ (= *Sec*) hat, von einleitenden Bemerkungen ohne eigene Überschrift abgesehen, drei Abschnitte (also insgesamt vier). Der zweite Teil trägt die Überschrift „Schrift und Telekommunikation“, der vierte lautet „Signaturen“. Der dritte Teil, dessen Überschrift wir bereits kennengelernt haben, ist ebenso wie der vierte Austin gewidmet.

Worin besteht die Einlassung Derridas auf Austins Theorie der performativen Äußerungen, auf das von diesem entdeckte Phänomen? Nun, Derrida hebt zunächst als Verdienst Austins hervor, daß er „den Kommunikationsbegriff als rein semiotischen, sprachlichen oder symbolischen Begriff gesprengt hat. Der Performativ ist eine ‚Kommunikation‘, die sich nicht wesensmäßig darauf beschränkt, einen semantischen Inhalt zu transportieren“¹¹. Einer der Gründe dafür: „Austins Auffassung von Illokution und Perlokution bezeichnet nicht den Transport oder den Übergang eines Sinninhalts, sondern gewissermaßen die Kommunikation einer ursprünglichen (in einer *allgemeinen Handlungstheorie* zu definierenden) Bewegung, einen Vorgang und die Erzeugung einer Wirkung.“¹² Mitteilen z. B. hieße, „eine Kraft durch einen Impuls eines Zeichens [*marque*] zu kommunizieren.“¹³ Ein weiterer Grund für die Sprengwirkung von Austins Entdeckung: Ein Performativ

10 Ebd., 134.

11 Jacques Derrida, „Signatur Ereignis Kontext“. In: Jacques Derrida, *Limited Inc.* Wien 2001, 15-45, hier: 34.

12 Ebd., 33.

13 Ebd.

„beschreibt nicht etwas, das außerhalb oder vor der Sprache [*langage*] existiert. Es produziert oder transformiert eine Situation, es wirkt“¹⁴. Ein dritter Grund für das in Derridas Augen bestehende Verdienst von Austins Entdeckung: „Austin mußte die Analyse des Performativs der Autorität des *Wahrheitswertes*, der Opposition wahr/falsch, zumindest in ihrer klassischen Form, entziehen und sie mitunter durch den Wert der Kraft, des Kraftunterschiedes (*illocutionary* oder *perlocutionary force*) ersetzen. (Das ist es, was mir in diesem durchaus nietzscheanischen Denken auf Nietzsche hinzudeuten scheint [...])“¹⁵ Die von Austin ins Leben gerufene Kommunikationskategorie des Performativs ist „verhältnismäßig originell“¹⁶, sie hat jedoch, sagt Derrida, und dies ist sein Hauptvorwurf, etwas unberücksichtigt gelassen: „Austin hat nicht berücksichtigt, was in der Struktur der *Lokution* (daher vor jeder illokutionären oder perlokutionären Bestimmung) bereits dieses System von Prädikaten in sich birgt, die ich *allgemein graphematisch* nenne“¹⁷. Wie ist dieser Vorwurf zu verstehen?

Um den Sinn dieses Vorwurfs zu erläutern, muß der zweite Abschnitt von „Signatur Ereignis Kontext“ herangezogen werden, in dem es, laut Überschrift, um den Zusammenhang von „Schrift und Telekommunikation“ geht. Schrift, das ist es, was darin, vereinfacht gesagt, aufgezeigt wird, benötigt keinen Kontext. Schrift funktioniert in Abwesenheit des Senders, in Abwesenheit des Empfängers, unter Absehung vom Signifikat, unter Absehung vom Referenten, unter Absehung von jeder bedeutungsverleihenden Intention. Ein geschriebenes Zeichen, betont Derrida, enthält „eine Kraft zum Bruch mit seinem Kontext, das heißt mit der Gesamtheit der Anwesenheiten, die den Moment seiner Einschreibung organisieren.“¹⁸ „Die Abwesenheit des Senders, des Empfängers, vom Zeichen [*marque*], das er hinterläßt, das sich von ihm ablöst und über seine Gegenwart hinaus und jenseits der gegenwärtigen Aktualität seines Sagen-Wollens, ja sogar über sein Leben hinaus weiterwirkt, diese Abwesenheit, die dennoch zur

14 Ebd.

15 Ebd., 33f.

16 Ebd., 33.

17 Ebd., 34.

18 Ebd., 27.

Struktur jeder Schrift [...] gehört“¹⁹, sie ist das, um dessen Hervorhebung Derrida bemüht ist.

Die Thematisierung des Umstands, daß ein geschriebenes Zeichen normalerweise in Abwesenheit des Empfängers vorgebracht wird, mag trivial erscheinen; für das Funktionieren von Schrift ist dieser Umstand aber konstitutiv. ‚Schriftliche Kommunikation‘ muß

„lesbar bleiben, trotz des völligen Verschwindens jedes Empfängers, der im allgemeinen bestimmt wird, damit sie ihre Funktion als Schrift, das heißt ihre Lesbarkeit erfüllt. Sie muß wiederholbar – iterierbar – sein in absoluter Abwesenheit des Empfängers oder der Gesamtheit der empirisch bestimmbar Empfänger. Diese Iterabilität – (*iter*, nochmals, kommt von *itara*, *anders* im Sanskrit, und alles Folgende kann als Ausbeutung dieser Logik gelesen werden, die die Wiederholung mit der Andersheit verknüpft) strukturiert das Zeichen [*marque*] der Schrift selbst, übrigens ganz gleich, um welchen Schrifttypus es sich auch handeln mag (den piktographischen, hieroglyphischen, ideographischen, phonetischen oder alphabetischen, um sich dieser alten Kategorien zu bedienen). Eine Schrift, die nicht über den Tod des Empfängers hinaus strukturell lesbar – iterierbar – wäre, wäre keine Schrift.“²⁰

Es geht aber nicht nur um den Empfänger. „Was für den Empfänger gilt, gilt aus denselben Gründen auch für den Sender oder Produzenten. Schreiben ist das Produzieren eines Zeichens [*marque*], das eine Art Maschine darstellt, die ihrerseits produktiv ist und die durch mein zukünftiges Verschwinden prinzipiell nicht daran gehindert werden wird, zu funktionieren und sich lesen und umschreiben zu lassen.“²¹

Schrift funktioniert jedoch nicht nur in Abwesenheit von Sender und Empfänger. Wiederholbar, iterierbar ist eine signifikante Form auch in Abwesenheit ihres Referenten (Bezugsgegenstands). Auch wenn mein Gesprächspartner den Himmel aktuell nicht sehen kann, kann ihm meine Aussage ‚Der Himmel ist blau‘ verständlich sein.²²

19 Ebd., 21.

20 Ebd., 24.

21 Ebd., 25.

22 Vgl. ebd., 29.

Iterierbar ist eine signifikante Form zudem „auch in Abwesenheit eines bestimmten Signifikats oder der aktuellen Bedeutungsintention [*intention de signification*], wie jeder anwesenden Kommunikationsintention.“²³ Was den ersten Punkt, die Abwesenheit eines bestimmten Signifikats, anbelangt, so macht Derrida geltend: daß ein Zeichen immer noch Schrift ist, „insofern es in seiner Identität als Zeichen [*marque*] durch einen Code geregelt – wäre er auch unbekannt und nicht sprachlich – durch seine Iterabilität auch in Abwesenheit von diesem oder jenem, im Grenzfall also von jeglichem empirisch bestimmten ‚Subjekt‘ konstituiert ist. Dies impliziert, daß es keinen Code gibt – Organon der Iterabilität –, der strukturell geheim wäre.“²⁴ Es gibt Geheimcodes, doch es gibt keinen strukturell geheimen, prinzipiell unentzifferbaren Code.

Den zweiten Punkt, die Abwesenheit einer aktuellen Bedeutungsintention, verdeutlicht Derrida, im Rückgriff auf Husserl²⁵, unter Bezugnahme auf „das Phänomen der *Krise* des Sinns.“²⁶ „Ich kann Symbole handhaben, ohne sie aktiv und aktuell mit Aufmerksamkeit und Bedeutungsintention [*intention de signification*] zu beseelen“²⁷ (erste Stufe der Krise des Sinns). Dies hindert das Zeichen nicht daran, zu funktionieren. „Die Krise oder Leere des mathematischen Sinns beschränkt den technischen Fortschritt nicht (die Intervention der Schrift ist hier entscheidend, wie Husserl selbst [...] anmerkt).“²⁸ Ich kann eine *widersinnige* Bemerkung machen (zweite Stufe der Krise des Sinns), kann von einem quadratischen Kreis sprechen. „‚Quadratischer Kreis‘ markiert zwar die Abwesenheit des Referenten, auch die Abwesenheit eines gewissen Signifikats, aber nicht die Abwesenheit von Sinn.“²⁹ Ich kann schließlich eine *unsinnige* (sinnlose) Bemerkung machen (dritte Stufe der Krise des Sinns): Ich kann so etwas sagen wie

23 Ebd., 29.

24 Ebd., 25.

25 Vgl. Edmund Husserl, *Logische Untersuchungen*. Zweiter Band: *Untersuchungen zur Phänomenologie und Theorie der Erkenntnis*. Tübingen 1901/51968, 54 und 236.

26 Jacques Derrida, „Signatur Ereignis Kontext“. In: Jacques Derrida, *Limited Inc*. Wien 2001, 15-45, hier: 30.

27 Ebd.

28 Ebd.

29 Ebd.

„Das Grün ist oder‘. Aber auch das „bedeutet [*signifie*] immer noch: *Beispiel für Ungrammatikalität*.“³⁰ Auch eine ‚unsinnige‘ Bemerkung (dieser Art) kann in einem bestimmten Kontext als signifikantes Zeichen funktionieren.³¹

All die erwähnten Aspekte des Kontextes sind für das Funktionieren der Schrift nicht konstitutiv. Aufgrund dieses Befundes gelangt Derrida zu einer auch die gesprochene Sprache miteinbeziehenden Verallgemeinerung, wenn er sagt:

„Diese strukturelle Möglichkeit, des Referenten oder des Signifikats (und somit auch der Kommunikation und ihres Kontextes) beraubt zu werden, macht, wie mir scheint, jedes Zeichen [*marque*], auch ein mündliches, ganz allgemein zu einem Graphem, das heißt [...] zur nicht-anwesenden *restance* [Übriggebliebenheit] eines differentiellen Zeichens [*marque différentielle*], das von seiner vorgeblichen ‚Produktion‘ oder seinem Ursprung abgeschnitten ist.“³²

Womit man nach Derrida bei Zeichen grundsätzlich rechnen muß, das ist die

„Möglichkeit des Herausnehmens und des zitathaften Aufpfropfens, die zur Struktur jedes gesprochenen oder geschriebenen Zeichens [*marque*] gehört, und die noch vor und außerhalb jeglichen Horizonts semiolinguistischer Kommunikation jedes Zeichen [*marque*] als Schrift konstituiert; als Schrift, das heißt als Möglichkeit des Funktionierens, das an einem gewissen Punkt von seinem ‚ursprünglichen‘ Sagen-Wollen, und seiner Zugehörigkeit zu einem sättigbaren und zwingenden Kontext getrennt wurde. Jedes Zeichen [*signe*], sprachlich oder nicht, gesprochen oder geschrieben (im geläufigen Sinn dieser Opposition), als kleine oder große Einheit, kann *zitiert* – in Anführungszeichen gesetzt – werden; von dort aus kann es mit jedem gegebenen Kontext brechen und auf absolut nicht sättigbare Weise unendlich viele neue Kontexte erzeugen.“³³

Im zweiten Abschnitt von *Sec* macht Derrida also vor allem auf die folgenden drei Sachverhalte aufmerksam. Erstens: Um ihre Funktion erfüllen zu können, muß Schrift *iterierbar* sein. Eine

30 Ebd., 32.

31 Vgl. ebd., 31.

32 Ebd., 29.

33 Ebd., 32.

Schrift, die nicht iterierbar wäre, wäre keine Schrift. Zweitens: Die Möglichkeit, sämtlicher Aspekte des Kontextes beraubt zu werden, macht jedes Zeichen, auch ein mündliches, zu einem *Graphem* (in dem verallgemeinerten Sinn, den Derrida diesem Begriff gibt). Drittens: Für jedes Zeichen gilt, daß es *zitiert* und dadurch in neue Kontexte hineingestellt werden kann.

Dies alles steht hinter dem an Austin gerichteten Vorwurf, er habe nicht berücksichtigt, was in der Struktur der Lokution das System von Prädikaten in sich berge, die Derrida ‚allgemein graphematisch‘ nennt. Laut Derrida ist jedes Zeichen ein Graphem, das heißt Schrift in einem verallgemeinerten, abstrakten Sinn, und zwar insofern, als es sämtlicher Aspekte des Kontextes beraubt werden kann; als Schrift kann ein Zeichen auch unter solchen depravierten Umständen noch funktionieren. In Austins Analysen spielt der Kontext nun aber eine essentielle Rolle. Derrida empfindet als Problem, daß Austin gerade auf diejenigen Aspekte des Kontextes abhebt, von denen Derrida gezeigt hat, daß sie entfallen können, ohne das Zeichen seiner Funktion, *lesbar*, *entzifferbar* zu sein, zu berauben. Derrida beobachtet, „daß Austins Analysen ständig einen Wert von *Kontext* verlangen“³⁴. Austin spricht gewissermaßen vom ‚totalen Kontext‘. Er sagt: „The total speech act in the total speech situation is the *only actual* phenomenon which, in the last resort, we are engaged in elucidating.“³⁵

In Art und Umfang der bei Austin zu beobachtenden Kontext-Berücksichtigung erblickt Derrida das folgende Problem: „Eines dieser wesentlichen Elemente – und nicht nur eines unter anderen – bleibt klassischerweise das Bewußtsein, die bewußte Anwesenheit der Intention des sprechenden Subjektes in der Totalität seines lokutionären Aktes. Dadurch wird die performative Kommunikation wieder Kommunikation eines intentionalen Sinns“³⁶, verliert also wieder die Eigenschaft, die Derrida an Austins Kommunikationsbegriff zuvor lobend hervorgehoben hat, als er sagt: „Der Performativ ist eine ‚Kommunikation‘, die sich nicht wesensmäßig darauf beschränkt, einen semantischen Inhalt zu transportieren“³⁷.

34 Ebd., 34.

35 J. L. Austin, *How to Do Things with Words*. Oxford 1962/²1975, 148.

36 Jacques Derrida, „Signatur Ereignis Kontext“. In: Jacques Derrida, *Limited Inc*. Wien 2001, 15-45, hier: 34.

37 Ebd.

Ein weiteres Problem für Austins Konzeption aus der Sicht Derridas: „Diese bewußte Anwesenheit der Sprechenden oder Empfangenden, die am Vollzug eines Performativs teilhaben, ihre bewußte und intentionale Anwesenheit während des gesamten Vorgangs impliziert teleologisch, daß der präsenten Totalisierung kein *Rest* entgeht.“³⁸

Mit der Inanspruchnahme des Kontextes soll noch ein weiteres Problem zusammenhängen. Derrida moniert, daß Austin mit dem ersten der von ihm unterschiedenen sechs Arten von Unglücksfällen: mit dem Hinweis darauf, daß es für performative Äußerungen ein konventionelles Verfahren geben muß, auf das sich der Sprecher beziehen kann, „nur die Konventionalität zu betrachten scheint, die den *Umstand* der Aussage, ihre kontextuelle Umgebung, bildet und nicht eine gewisse Konventionalität[,] die dem innewohnt, was die Lokution selbst konstituiert, all das, was man kurz unter dem problematischen Titel der ‚Arbitrarität des Zeichens‘ zusammenfassen wird“³⁹. Die Konvention, die es Austin zufolge geben muß, damit der Vollzug einer performativen Äußerungen gelingen kann, unterscheidet sich in der Tat von derjenigen Konventionalität, die laut de Saussure die beiden Seiten des sprachlichen Zeichens zueinander in Beziehung setzt. Die eine Art von Konvention schließt die andere aber nicht aus. Insofern greift Derridas Einwand nicht.

Ein anderes Problem, das Derrida in Austins Ausführungen enthalten sieht: „Austin fragt sich nicht, welche Konsequenzen sich aus der Tatsache ergeben, daß ein Mögliches – ein mögliches Risiko – *immer* möglich und gewissermaßen immer eine notwendige Möglichkeit ist.“⁴⁰ ‚Möglichkeit‘ und ‚Notwendigkeit‘ sind Modalbegriffe. Die ‚notwendige Möglichkeit‘, von der Derrida hier spricht und die er bei Austin nicht berücksichtigt sieht, ist eine modale Modalität. Eine andere Form von modaler Modalität zeigt sich bei Derrida in dem Moment, in dem er auf *Eine gewisse unmögliche Möglichkeit, vom Ereignis zu sprechen*⁴¹ zu sprechen kommt. Dort versucht er zu zeigen, „inwiefern die Unmöglichkeit,

38 Ebd., 34f.

39 Ebd., 36.

40 Ebd.

41 Jacques Derrida, *Eine gewisse unmögliche Möglichkeit, vom Ereignis zu sprechen*. Berlin 2003.

eine gewisse Unmöglichkeit, vom Ereignis zu sprechen, oder eine gewisse unmögliche Möglichkeit, vom Ereignis zu sprechen, uns dazu zwingt, nicht nur das ‚Sprechen‘ und das ‚Ereignis‘, sondern auch das, was das Wört ‚möglich‘ in der Geschichte der Philosophie besagt, anders zu denken.“⁴²

Derrida nimmt auch Stellung zu der Tatsache, daß Austin in der Zweiten Vorlesung seiner Vorlesungsreihe zweimal einer allgemeineren Theorie anspricht, aber beide Male zurückweist: daß er im Rahmen seiner Vorlesungsreihe also weder eine allgemeine Handlungstheorie noch eine allgemeine Theorie der Äußerung aufzustellen beabsichtigt. Die erste dieser beiden ‚Ausschließungen‘ einer allgemeineren Theorie wird bei Derrida lediglich erwähnt; die andere nimmt er aufs Korn. Derrida sagt: „Der zweite Akt dieser Ausschließung betrifft direkter unsere Ausführungen. Es geht eben um die Möglichkeit jeder performativen Äußerung (und *a priori* jeder anderen), ‚zitiert‘ zu werden. Nun schließt Austin diese Eventualität [...] aus. Er besteht auf der Tatsache, daß diese Möglichkeit *abnormal, parasitär* bleibt.“⁴³ Denn „wie Saussures Ausschließung der Schrift ist auch Austins Ausschließung des Parasitären nicht einfach ein Irrtum, der hätte vermieden werden können. Sie ist strategischer Bestandteil seines Unternehmens.“⁴⁴ Dem hält Derrida die Frage entgegen: „Könnte eine performative Äußerung gelingen, wenn ihre Formulierung nicht eine ‚codierte‘ oder iterierbare Aussage wiederholen würde, mit anderen Worten[,] wenn die Formel, die ich ausspreche, um eine Sitzung zu eröffnen, ein Schiff oder eine Ehe vom Stapel laufen zu lassen, nicht als einem iterierbaren Muster *konform* identifizierbar wäre, wenn sie also nicht in gewisser Weise als ‚Zitat‘ identifiziert werden könnte?“⁴⁵ Die Möglichkeit, sie zu wiederholen, sie zu reproduzieren, gehört laut Derrida zur Standardstruktur einer performativen Äußerung. „Diese *Möglichkeit* ist Teil des vorgeblichen ‚*standard case*‘. Sie gehört in wesentlicher, inne-

42 Ebd., 16.

43 Jacques Derrida, „Signatur Ereignis Kontext“. In: Jacques Derrida, Limited Inc. Wien 2001, 15-45, hier: 37.

44 Jonathan Culler, Dekonstruktion. Derrida und die poststrukturalistische Literaturtheorie. Reinbek bei Hamburg 1988, 134.

45 Jacques Derrida, „Signatur Ereignis Kontext“. In: Jacques Derrida, Limited Inc. Wien 2001, 15-45, hier: 40.

rer, permanenter Art dazu“⁴⁶. „Da jede ernsthafte performative Äußerung auf verschiedene Arten reproduziert werden kann und selbst die Wiederholung einer konventionellen Prozedur ist, kann die Möglichkeit der Wiederholung nicht etwas Äußerliches sein, das die performative Äußerung heimsucht.“⁴⁷

Hinsichtlich der Zitathaftigkeit, die hier in Erwägung gezogen ist, muß nicht angenommen werden, sie sei von genau derselben Art wie die bei Austin gemeinte, wenn er sagt: „In einer *ganz besonderen Weise* sind performative Äußerungen hohl und nichtig, wenn sie von einem Schauspieler auf der Bühne gesprochen werden oder wenn sie in einem Gedicht vorkommen“⁴⁸ etc.; doch wenn die grundsätzliche Iterabilität jeder Äußerung zugestanden wird, dann können ‚unernste‘ Äußerungen „von der gewöhnlichen Sprache [*langage*] nicht mehr ausgeschlossen werden, wie Austin es wünschte.“⁴⁹

Die Iterabilität wirkt sich auch auf die Rolle aus, die der Intention des Sprechers zuzuschreiben ist. Wenn die „Iterationsstruktur gegeben ist, wird die Intention, die die Äußerung beseelt, niemals sich selbst und ihrem Inhalt durch und durch präsent sein. Die Iteration, die sie *a priori* strukturiert, bringt eine wesentliche Dehiszenz und einen wesentlichen Bruch in sie hinein.“⁵⁰ Dies wiederum wirkt sich negativ auf die Bestimmbarkeit des Kontextes aus: „Damit sich ein Kontext, in dem von Austin geforderten Sinn, erschöpfend bestimmen läßt, müßte die bewußte Intention sich selbst und anderen vollkommen gegenwärtig und aktuell transparent sein, da sie ein bestimmender Brennpunkt des Kontextes ist.“⁵¹ Diese Annahme aber hält Derrida für ein Trugbild.

Im vierten Abschnitt von *Sec* erläutert Derrida das, was ihm mit seiner kritischen Stellungnahme zu Austin vorschwebt, anhand der Signatur, der Unterschrift, die, wenn sie geleistet wird,

46 Jacques Derrida, „Limited Inc a b c ...“. In: Jacques Derrida, *Limited Inc*. Wien 2001, 53-168, hier: 142.

47 Jonathan Culler, *Dekonstruktion. Derrida und die poststrukturalistische Literaturtheorie*. Reinbek bei Hamburg 1988, 134.

48 John L. Austin, *Zur Theorie der Sprechakte (How to do things with Words)*. Stuttgart 1972/1979, 43.

49 Jacques Derrida, „Signatur Ereignis Kontext“. In: Jacques Derrida, *Limited Inc*. Wien 2001, 15-45, hier: 40f.

50 Ebd., 40.

51 Ebd., 41.

auch (so etwas wie) einen performativen Akt darstellt, allerdings einen schriftlichen! Auch mit Bezug auf die Signatur besteht Derrida auf der konstitutiven Funktion der Iterabilität. Er sagt:

„Die Wirkungen der Signatur sind die alltäglichsache der Welt. Aber die Möglichkeitsbedingung dieser Wirkungen ist gleichzeitig, wieder einmal, die Bedingung ihrer Unmöglichkeit, der Unmöglichkeit ihrer strengen Reinheit. Um zu funktionieren, das heißt um lesbar zu sein, muß eine Signatur eine wiederholbare, iterierbare, imitierbare Form haben; sie muß sich von der gegenwärtigen und einmaligen Intention ihrer Produktion loslösen können. Ihre Selbigkeit [*mêmetè*] ist es, die, indem sie ihre Identität und Einmaligkeit verändert, das Siegel spaltet.“⁵²

Auch die Signatur wird durch ihre Iterierbarkeit erst ermöglicht. Das eine Vorkommen einer Signatur muß einem anderen Vorkommen derselben Signatur hinreichend ähneln, um identifiziert werden zu können; doch das eine Vorkommen ist niemals vollkommen identisch mit einem anderen Vorkommen ein-und-derselben Signatur.

Derridas Aufsatz ist von ihm selbst unterzeichnet. Er trägt zwei Vorkommen seiner Unterschrift: eine handschriftliche und eine gedruckte Version. Dies illustriert die thematisierte Wiederholbarkeit der Signatur ebenso wie die dadurch inaugurierte Veränderung ihrer Identität und Einmaligkeit. In Klammern daneben steht eine Anmerkung, die, neben anderem, den von Derrida angenommenen Vorrang der Schrift andeutet. Es heißt: „Der – geschriebene – Text dieser – mündlichen – Mitteilung [*communication*] mußte vor der Tagung [in Montreal] an die *Association des sociétés de philosophie de langue française* geschickt werden. Eine solche Sendung mußte daher unterschrieben werden. Was ich gemacht habe und hier mache. Wo? Da. J.D.“⁵³

Wie ist Derridas Stellungnahme zu Austins Version der Sprechakttheorie einzuschätzen? Wie wirkt sie auf einen Anhänger Austins, wie auf einen Vertreter der Sprechakttheorie? Was für eine Haltung gegenüber Austin läßt Derridas Stellungnahme erkennen? Handelt es sich bei ihr um eine Kritik? Und, wenn ja: Handelt es sich um eine eher immanente oder eher um eine transzendente Kritik?

52 Ebd., 43f.

53 Ebd., 45.

Wie eingangs angedeutet, läßt sich Derridas Vorgehen folgendermaßen charakterisieren: Er benennt Gegebenheiten, von denen er sagt, Austin habe sie nicht berücksichtigt. Austin habe z. B. bestimmte, in der Struktur der Lokution enthaltende Gegebenheiten nicht berücksichtigt, zu denen auch die der Arbitrarität des Zeichens innewohnende Konventionalität gehört. Derrida errichtet dabei eine Art Maßstab bzw. stellt er eine These auf (die These, daß jedes Zeichen in dem Sinne ein Graphem sei, daß es auch ohne Kontext funktionieren könne), um dann zu behaupten, daß Austin auch und gerade diesem Maßstab nicht entspreche bzw. den Inhalt dieser These nicht beachtet habe. Derrida wirft Austin zudem vor, den Kontext zu beachten, während er doch selbst davon ausgeht, gezeigt zu haben, daß Zeichen auf einen Kontext prinzipiell nicht angewiesen sind, um funktionieren zu können, um lesbar zu sein. Ein weiterer Punkt, den Derrida gegenüber Austin geltend macht, besteht in dem Verhältnis zur Zitierbarkeit, einer Möglichkeit, die generell gegeben sein soll, während sie bei Austin übersehen worden sei.

Eine Kritik ist das schon. Doch wie berechtigt oder unberechtigt sie auch sein mag – den Eindruck, immanent zu sein, erweckt sie nicht. Statt dessen läßt sie Austin schlecht dastehen. Kein Wunder, daß sie bei Searle, dem Hauptvertreter der Sprechakttheorie, in Gestalt von dessen Meta-Kritik eine heftige Reaktion hervorgerufen hat.

11 Searles Derrida

Heftig hat Searle auf Derridas Austin-Kritik reagiert. Den Fehdehandschuh hat er aufgehoben. "Reiterating the Differences: A Reply to Derrida", so lautet die Überschrift der Entgegnung Searles.¹ Wie Mark Alfino mitteilt, hat Searle es abgelehnt, den Wiedruck in *Limited Inc.* zu genehmigen.² Searles „Antwort an Derrida“ mußte deshalb zusammengefaßt werden. Laut Gerald Graff, der diese Aufgabe übernommen hat, widmet sich Searles ‚Reply‘

„vor allem vier zusammenhängenden Aspekten der Argumentation Derridas in ‚Signatur Ereignis Kontext‘: 1) Derridas Gleichstellung des gesprochenen Diskurses mit der Schrift; 2) seinem Einspruch gegen die Ansicht, die den Sinn einer Aussage mit den Intentionen des Sprechers oder Schreibers gleichsetzt; 3) den Implikationen des Begriffs der ‚Iterabilität‘, eines Wortes, mit dem Derrida die Wiederholbarkeit derselben Ausdrücke in unterschiedlichen Kontexten bezeichnet (was für Derrida immer eine Transformation impliziert); 4) seiner Kritik von Austins Behandlungen der fiktionalen *speech acts* als ‚Parasiten‘ der nicht fiktionalen, normalen oder ‚ernsthaften‘ *speech acts*.“³

-
- 1 Vgl. John R. Searle, "Reiterating the Differences: A Reply to Derrida". In: *Glyph* 1 (1977), 198-208.
 - 2 Vgl. Mark Alfino, "Another Look at the Derrida-Searle Debate". In: *Philosophy and Rhetoric* 24(2), 143-152, hier: 143.
 - 3 „Reiterationen der Differenzen: Antwort an Derrida‘ von John R. Searle. Zusammenfassung von Gerald Graff“. In: Jacques Derrida, *Limited Inc.* Wien 2001, 47-51, hier: 47.

Wenn man es ganz genau nimmt, müßte man sagen, daß eine Vertauschung der Punkte 2) und 3) der bei Searle zu beobachtenden Reihenfolge der Themen eher gerecht würde.

Searles ‚Antwort an Derrida‘ hat, abgesehen von zwei einleitenden Absätzen, zwei Hauptabschnitte. Der erste dieser beiden Hauptabschnitte (I) trägt die Überschrift ‚Writing, Permanence, and Iterability‘, der zweite (II) ist mit ‚Derrida’s Austin‘ überschrieben. Die Formulierung der zweiten Überschrift impliziert Kritik: Searle nämlich ist der Ansicht, daß Austin in Derridas Ausführungen nicht wiederzuerkennen sei. Searle schickt seinen Ausführungen eine generelle Bemerkung voran, in der er geltend macht, Derrida habe sich auf die für Austins Sprachtheorie zentrale These gar nicht eingelassen – eine Konfrontation zweier unterschiedlicher philosophischer Positionen habe also gar nicht stattgefunden. Searle sagt:

“IT WOULD BE a mistake, I think, to regard Derrida’s discussion of Austin as a confrontation between two prominent philosophical traditions. This is not so much because Derrida has failed to discuss the central theses in Austin’s theory of language, but rather because he has misunderstood and misstated Austin’s position at several points, as I shall attempt to show, and thus the confrontation never quite takes place.”⁴

Ad I: Im ersten Hauptabschnitt seiner Auseinandersetzung mit Derrida wirft Searle die Frage auf, was es genau sei, das die geschriebene von der gesprochenen Sprache unterscheide. Ist es (überhaupt, wirklich) die Iterabilität? Oder ist es die Abwesenheit des Empfängers? Die letztere kann für den Unterschied laut Searle nicht verantwortlich sein, denn schriftliche Kommunikation kann, wie er geltend macht, auch in Anwesenheit eines Empfängers stattfinden.⁵

Das wichtigste unterscheidende Merkmal eines geschriebenen Textes ist, so Searle, seine relative Permanenz. Searle behauptet nun, Derrida habe die Iterabilität eines Textes mit dessen Permanenz konfundiert.⁶ Und: “This confusion of permanence with ite-

4 John R. Searle, “Reiterating the Differences: A Reply to Derrida”. In: *Glyph 1* (1977), 198-208, hier: 198.

5 Vgl. ebd., 200.

6 Vgl. ebd.

rability lies at the heart of his argument for assimilating features of the written text with features of spoken words.”⁷

In Derridas Argumentation erblickt Searle eine bestimmte Mehrdeutigkeit. Searle sieht in der Abtrennbarkeit eines Textes von seinem Verfasser und der Abtrennbarkeit der Bedeutung von dem sie tragenden Ausdruck zwei unterschiedliche Erscheinungen. Er sagt:

“The way in which a written text is weaned from its origin is quite different from the way in which any expression can be severed from its meaning through the form of ‘iterability’ that is exemplified by quotation.”⁸ Genuin graphematisch ist für Searle nur das, was einen geschriebenen Text von seinem Verfasser abzutrennen erlaubt: “The principle according to which we can wean a written text from its origin is simply that the text has a permanence that enables it to survive the death of its author, receiver, and context of production. This principle is genuinely ‘graphematic.’”⁹

Die Trennung von Ausdruck und Bedeutung ist in Searles Sicht etwas anderes. Ein Ausdruck kann dadurch von seiner Bedeutung separiert werden, daß er zitiert wird. Zitation („quotation“) verlagert die Aufmerksamkeit von der Bedeutung auf den Ausdruck selbst, erlaubt es, ihn unabhängig von seiner Bedeutung zu betrachten. Etwas Graphematisches aber vermag Searle in diesem Vorgang nicht zu entdecken.¹⁰

Überhaupt wirft Searle Derrida eine verfehlte Auffassung von der Zitation vor, zudem ein verfehltes Verständnis der Unterscheidung zwischen Gebrauch („use“) und Erwähnung („mention“). Das Husserl entlehnte Beispiel für eine unsinnige, sinnlose Äußerung („Das Grün ist oder“), mit Bezug auf welches Derrida zu zeigen versucht, daß eine Äußerung auch dann noch bedeutungsvoll ist bzw. sein kann, wenn sie unsinnig ist, wird von Searle anders eingeschätzt. Searle sagt: “The sequence ‘le vert est ou’ does not MEAN an example of ungrammaticality, it does not mean anything, rather it IS an example of ungrammaticality. The relation of meaning is not to be confused with instantiation. [...] The sequence ‘le

7 Ebd.

8 Ebd.

9 Ebd., 200f.

10 Vgl. ebd., 201.

vert est ou' can indeed be *mentioned* as an example of ungrammaticality, but to mention it is not the same as to *use* it. In this example it is not used to mean anything; indeed it is not used at all."¹¹

Der zweite Fragenkomplex, dem Searle im ersten Hauptabschnitt seiner Ausführungen zugewandt ist, bezieht sich auf die vermeintliche Tatsache, daß Schrift funktionieren kann in Abwesenheit des Senders, in Abwesenheit des intendierten Empfängers oder in Absehung vom Produktionskontext. Searle wirft die Frage auf, ob dies wirklich zeige, daß Schrift kein Träger von Intentionalität sei. Er bestreitet dies. Was die Intentionalität betrifft, so sieht er zwischen geschriebener und gesprochener Sprache keinen Unterschied. Searle sagt: "The situation as regards intentionality is exactly the same for the written word as it is for the spoken: understanding the utterance consists in recognizing the illocutionary intentions of the author and these intentions may be more or less perfectly realized by the words uttered, whether written or spoken."¹²

Ad II: Der im zweiten Hauptabschnitt erfolgenden Meta-Kritik an Derridas Austin-Kritik stellt Searle den Hinweis voran, "that I hold no brief for the details of Austin's theory of speech acts"¹³. Searle hat sich mit Austins Version der Sprechakttheorie in der Tat mehrfach kritisch auseinandergesetzt.¹⁴ Es geht ihm infolgedessen nicht darum, Austin zu verteidigen. "The problem is rather that Derrida's Austin is unrecognizable. He bears almost no relation to the original."¹⁵

Ausgelöst ist Derridas Kritik an Austin (wenn man einmal davon absieht, daß letzterer sich in seinen Untersuchungen auf die gesprochene Sprache beschränkt, was Derrida ein Dorn im Auge zu sein scheint) vornehmlich durch dessen Einschätzung des Sta-

11 Ebd., 203.

12 Ebd., 202.

13 Ebd., 204.

14 Vgl. John R. Searle, "Assertions and Aberrations". In: Bernard Williams/Alan Montefiore (eds.), *British Analytical Philosophy*. London 1966, 41-54; John R. Searle, "Austin on Locutionary and Illocutionary Acts". In: *The Philosophical Review* 77 (1968), 405-424; John R. Searle, "A Taxonomy of Illocutionary Acts". In: Keith Gunderson (ed.), *Language, Knowledge, and Mind*. Minneapolis 1975, 344-369.

15 John R. Searle, "Reiterating the Differences: A Reply to Derrida". In: *Glyph* 1 (1977), 198-208, hier: 204.

tus, der performativen Äußerungen dann zuzuschreiben ist, wenn diese auf der Bühne, in einem Gedicht oder in einem Selbstgespräch vorkommen. Austin hält solche Vorkommen performativer Äußerungen für *parasitär*. Derrida erblickt darin den Versuch, die Zitierbarkeit in Abrede zu stellen. Seine Kritik an Austin beinhaltet die Annahme, dieser würde den performativen Äußerungen die Möglichkeit absprechen, zitierbar zu sein.¹⁶ Den performativen Äußerungen diese Möglichkeit abzusprechen, dies hält Derrida für verfehlt: "According to Derrida (and contrary to what he supposes is Austin's view) a performative can succeed only if its formulation repeats a coded or iterable utterance, only if it is identifiable in some way as a citation."¹⁷ Denn: „Da jede ernsthafte performative Äußerung auf verschiedene Weise reproduziert werden kann und selbst die Wiederholung einer konventionellen Prozedur ist, kann die Möglichkeit der Wiederholung nicht etwas Äußerliches sein, das die performative Äußerung heimsucht.“¹⁸ Ganz im Gegenteil: Wie Derrida betont, wird die performative Äußerung „von Anfang an von dieser Möglichkeit strukturiert.“¹⁹

Searles Meta-Kritik an Derridas Austin-Kritik umfaßt die folgenden fünf Punkte. (1) Derrida habe den Sinn des Ausschlusses parasitärer Formen bei Austin vollkommen mißverstanden. "Derrida has completely mistaken the status of Austin's exclusion of parasitic forms of discourse from his primary investigations of speech acts."²⁰ (2) Derrida habe die Haltung Austins gegenüber dem parasitären Diskurs mißverstanden. (3) Derrida nehme fälschlicherweise an, "that by analyzing serious speech acts before considering the parasitic cases, Austin has somehow denied the very possibility that expressions can be quoted."²¹ (4) Mißverständlicherweise verknüpfe Derrida den Sinn, in dem von der Schrift gesagt werde, sie verhalte sich parasitär zur gesprochenen Sprache, mit dem Sinn, in dem vom fiktionalen Diskurs gesagt werde, er verhalte sich parasitär zum nichtfiktionalen. (5) Von der

16 Vgl. ebd., 203.

17 Ebd., 204.

18 Jonathan Culler, *Dekonstruktion. Derrida und die poststrukturale Literaturtheorie*. Reinbek bei Hamburg 1988, 134.

19 Ebd.

20 John R. Searle, "Reiterating the Differences: A Reply to Derrida". In: *Glyph 1* (1977), 198-208, hier: 204.

21 Ebd., 206.

Iterabilität sprachlicher Formen nehme Derrida mißverständlicherweise an, sie widerstreite der Annahme, daß die Intention das Kernstück der Bedeutung und der Kommunikation sei. "A leitmotif of Derrida's entire discussion is the idea that somehow the iterability of linguistic forms (together with the citationality of linguistic forms and the existence of writing) militates against the idea that intention is the heart of meaning and communication, that indeed, an understanding of iteration will show the 'essential absence of intention to the actuality of the utterance'."²² Dies aber könne nicht gezeigt werden, selbst wenn all das, was Derrida über Iterabilität gesagt habe, wahr sei.

Zur Erläuterung dieser Punkte seiner Meta-Kritik an Derridas Austin-Kritik sagt Searle folgendes:

Ad (1): Austins Ausschluß parasitärer Formen aus seiner Untersuchung der (nichtparasitären) Standardformen performativer Äußerungen sei eine bloße Forschungsstrategie gewesen. Es habe sich dabei lediglich um einen temporären Ausschluß gehandelt, keinen grundsätzlichen. Derrida aber scheine anzunehmen, "that Austin's exclusion is a matter of great moment, a source of deep metaphysical difficulties, and that the analysis of parasitic discourse might create some insuperable difficulties for the theory of speech acts."²³ Searle hält Austins Vorgehen für richtig. Wenn erst einmal eine allgemeine Theorie der Sprechakte entwickelt ist, fällt die Beschäftigung mit dem parasitären Diskurs leichter. Dies hat auch die Entwicklung der Sprechakttheorie gezeigt: Searle weist zu Recht darauf hin, daß Arbeiten in der Nachfolge Austins die Frage nach dem Status des parasitären bzw. fiktionalen Diskurses geklärt haben. Dies gilt zumindest für Searles eigenen Aufsatz zum logischen Status fiktionalen Diskurses.²⁴ Performative Äußerungen, die von einem Schauspieler auf einer Bühne getätigt werden, oder solche, die in einem Gedicht oder in einem Selbstgespräch vorkommen, sind, so Searle,

22 Ebd., 207.

23 Ebd., 205.

24 Vgl. John R. Searle, „Der logische Status fiktionalen Diskurses“. In: Ders., *Ausdruck und Bedeutung. Untersuchungen zur Sprechakttheorie*. Frankfurt a. M. 1982, 80-97.

“in a perfectly straightforward sense [...] ‘parasitical’ on the standard cases: there could not, for example, be promises made by actors in a play if there were not the possibility of promises in real life. The existence of the pretended form of the speech act is logically dependent on the possibility of the nonpretended speech act in the same way that any pretended form of behavior is dependent on nonpretended forms of behavior, and in that sense the pretended forms are *parasitical* on the nonpretended forms.”²⁵

An der These vom parasitären Vorkommen performativer Äußerungen in Theateraufführungen, Gedichten und Selbstgesprächen hält Searle also fest.

Ad (2): Zur Begründung der These, Derrida habe die Haltung Austins gegenüber dem parasitären Diskurs mißverstanden, bringt Searle unter anderem, quasi in Gestalt einer bloßen Gegenbehauptung, vor, daß es einfach ein Fehler sei, wenn man behauptete, “that Austin thought parasitic discourse was not part of ordinary language.”²⁶

Ad (3): In eine vergleichsweise große Verlegenheit fühlt sich Searle gebracht durch die Derrida zugeschriebene Annahme, Austin habe die Möglichkeit der Zitation in Abrede gestellt dadurch, daß er die Analyse ernsthafter Sprechakte einer Betrachtung parasitärer Fälle vorangestellt habe. Searle hält dem entgegen, das Phänomen der Zitation (‘the phenomenon of citationality’) dürfe mit dem parasitären Diskurs nicht gleichgesetzt werden. Dies aber scheint Derrida in Searles Sicht nicht beachtet zu haben. Searle sagt: “Derrida in this argument confuses no less than three separate and distinct phenomena: iterability, citationality, and parasitism.”²⁷ Parasitäre Äußerungen jedoch seien lediglich *Beispiele* für Iterabilität. “Like all utterances, parasitic forms of utterances are instances of, though not modifications of, iterability”²⁸.

Ad (4): Gegenüber der Derrida zugeschriebenen Annahme, die geschriebene Sprache bzw. die Schrift sei in einem ähnlichen Sinn parasitär zur gesprochenen Sprache wie Fiktion parasitär sei im Hinblick auf Nichtfiktion, macht Searle geltend: “In the case of the

25 John R. Searle, “Reiterating the Differences: A Reply to Derrida”. In: *Glyph 1* (1977), 198-208, hier: 205.

26 Ebd., 206.

27 Ebd.

28 Ebd.

distinction between fiction and nonfiction, the relation is one of logical dependency. One could not have the concept of fiction without the concept of serious discourse. But the dependency of writing on spoken language is a contingent fact about the history of human languages and not a logical truth about the nature of language.”²⁹ Für Searle ist also die geschriebene Sprache abhängig von der gesprochenen ebenso wie die Fiktion abhängig ist von der Nichtfiktion. Unterschiedlich ist nur die jeweilige Art der Abhängigkeit: Im ersteren Fall ist sie historischer, im zweiten logischer Art.

Ad (5): Der Derrida zugeschriebenen Annahme, die Iterabilität sprachlicher Formen sei unvereinbar mit der Vorstellung, daß die Intention das Herzstück der Bedeutung und der Kommunikation sei, hält Searle, quasi als Gegenthese, entgegen: “The iterability of linguistic forms facilitates and is a necessary condition of the particular forms of intentionality that are characteristic of speech acts.”³⁰ “Iterability [...] is not as Derrida seems to think something in conflict with the intentionality of linguistic acts, spoken or written, it is the necessary presupposition of the forms which that intentionality takes.”³¹ Zwischen Iterabilität und Intentionalität gibt es laut Searle kein irgendwie geartetes Spannungsverhältnis.

Man sieht: Obwohl es Searle, worauf er selbst aufmerksam macht, keineswegs um eine bloße oder gar kritiklose Verteidigung Austins geht, verteidigt er ihn doch in mehrfacher Hinsicht gegen die Vorwürfe Derridas. Letzteres gilt vor allem für das Vorgehen Austins, für die in *How to Do Things with Words* eingeschlagene Forschungsstrategie: die Entwicklung einer allgemeinen Theorie der Sprechakte einer Befassung mit ‚parasitären‘ Vorkommen performativer Äußerungen vorzuziehen.

Was jedoch das Verhältnis der gesprochenen zur geschriebenen Sprache betrifft, so wären Searles Einlassungen möglicherweise etwas weniger traditionell ausgefallen, wenn er mehr von Derrida gelesen hätte. Searle stützt sich in seinen Derrida-kritischen Überlegungen offenbar ausschließlich auf die Lektüre von „Signatur Ereignis Kontext“. Hätte er z. B. auch Derridas *Grammatologie* gelesen, wäre ihm sicherlich nicht entgangen, daß Derrida einen

29 Ebd., 207.

30 Ebd., 208.

31 Ebd.

abstrakten Begriff von Schrift entwickelt und zum Ausgangspunkt seiner Auseinandersetzungen gemacht hat, auch und vor allem derjenigen mit Austin.

Eine weitere Schwäche Searles benennt Richard Rorty, der sagt: "The weakness of Searle's treatment of Derrida is that he thinks of him as doing amateurish philosophy of language rather than asking metaphilosophical questions about the value of such philosophy."³²

32 Richard Rorty, "Deconstruction and Circumvention". In: Ders., Essays on Heidegger and others. Philosophical papers. Volume 2. Cambridge 1991, 85-106, hier: 94, Anm. 12.

12 Derridas Searle

Dagmar Searle, die Gattin von John R. Searle, ist diejenige Person, der fast alle seine Bücher gewidmet sind. Ausnahmen gibt es nur zwei: Die Aufsatzsammlung *Consciousness and Language* trägt die Widmung ‚For Grace‘; die in *Expression and Meaning* enthaltenen Aufsätze sind versammelt ‚For Thomas and Mark‘. Doch hier heißt es in der Danksagung: „Most of all I wish to thank my wife, Dagmar Searle, for her constant help and advice.”¹ Diese Bemerkung findet sich auch in den Danksagungen zu *Intentionality* und *The Rediscovery of the Mind*, im letzteren Fall ergänzt um einen Hinweis, in dem Searle den sowohl gedanklichen als auch motivationalen Einfluß seiner Frau hervorhebt, wenn er sagt: „As always, she has been my greatest intellectual influence and my strongest source of encouragement and inspiration. It is to her that this book is dedicated.”²

Daß Autoren und Autorinnen ihre Bücher ihren jeweiligen Ehegatten widmen, ist alles andere als ungewöhnlich. Und wenn sie sich bei ihnen für Unterstützungen, Entlastungen, Ratschläge und sonstige Hilfen bedanken, dann ist auch das alles andere als ungewöhnlich. Bei Searle jedenfalls ist es durchgängige Praxis. Widmungen und Danksagungen machen deutlich, daß Autoren von Büchern wie auch Verfasser von Aufsätzen in der Regel in einem sozialen Umfeld leben, aus dem heraus sie Hilfen erhalten,

1 John R. Searle, *Expression and Meaning. Studies in the Theory of Speech Acts*. Cambridge 1979, vi.

2 John R. Searle, *The Rediscovery of the Mind*. Cambridge, Mass. 1992, x.

die gedanklicher und/oder motivationaler Art sind, die aber auch einfach in einer arbeitsteiligen Freistellung bestehen können. Daß Autoren vollkommen autonom sind und ohne die geringste Unterstützung, und sei es von einer sogenannten Schreibkraft, arbeiten, ist selten der Fall. Dies alles aber ist trivial und so gut wie jedem bekannt. Derrida jedoch macht es zum Thema.

Searles "Reiterating the Differences: A Reply to Derrida" ist 1997 in Band 1 der Zeitschrift *Glyph* erschienen. „Ich bekam das Manuskript kurz vor Weihnachten 1976“, heißt es bei Derrida.³ „Oben links, oberhalb des Titels, las ich dies [...] ‚Copyright © by John R. Searle‘. [...] Handschriftlich oberhalb des © das Datum hinzugefügt: 1977.“⁴

Derrida fragt nach dem Sinn dieser Copyright-Angabe:

„‚Unterschreibt‘ John R. Searle seine Entgegnung? Macht er von seinem Recht auf Erwiderung Gebrauch? Von seinem Recht als Autor? Aber was läßt ihn denn fürchten [*redouter*], daß man daran zweifelt [*doute*], daß man versucht, ihn zu bestehlen, daß man dieses Sujet mißversteht, daß man sich seine Originalproduktion aneignet? Wie wäre dies möglich? Ist so etwas denn zu enteignen? Übertragbar? Wer würde daran denken, gegenzuzeichnen [*contresigner*] oder seine Signatur zu imitieren?“⁵

Ein Problem stellt die problematisierte Copyright-Angabe Searles aus der Sicht Derridas vor allem wegen des folgenden Hinweises dar: "I am indebted to H. Dreyfus and D. Searle for discussion of these matters." [„Ich stehe für die Diskussion dieser Angelegenheiten in der Schuld von H. Dreyfus und D. Searle.“] Das ist die erste Fußnote der *Reply*.⁶ Searle dankt also auch hier seiner Frau Dagmar, zudem Hubert Dreyfus, dem in Berkeley lehrenden Phänomenologen, der als einer der ersten Kritiker der Künstliche-Intelligenz-Forschung hervorgetreten ist.⁷ Das Problem, das sich aus Derridas Sicht hier stellt, ergibt sich aus der Selbstzuschreibung des Copy-

3 Jacques Derrida, „Limited Inc a b c ...“. In: Ders., *Limited Inc*. Wien 2001, 53-168, hier: 54.

4 Ebd.

5 Ebd.

6 Ebd., 56.

7 Vgl. Hubert L. Dreyfus, *Die Grenzen der Künstlichen Intelligenz. Was Computer nicht können*. Königstein/Ts. 1985.

right-Hinweises: Wie kann Searle für sich (allein) das Copyright beanspruchen, wo er sich doch mit seiner Frau und Hubert Dreyfus beraten hat? Welcher Anteil an dem in der ‚Reply to Derrida‘ enthaltenen Gedankengut gebührt wem? Welchen Anteil an dem unter Searles Namen präsentierten Gedankengut hat Searle selbst, welchen seine Frau, welchen Anteil hat Dreyfus? Derrida stellt fest: „Wenn John R. Searle wegen dieser ganzen Diskussion in der Schuld von D. Searle steht, dann müßte das ‚wahre‘ Copyright einem gespaltenen, vervielfachten, konjugierten/vereinigten [*conjugué*], (auf-) geteilten Searle zukommen“⁸. Und es wird, fährt Derrida fort, „noch komplizierter, wenn auch meinem alten Freund H. Dreyfus die Schuld gebührt, mit dem ich selbst gearbeitet, diskutiert und Gedanken ausgetauscht habe, sodaß, wenn die Searles mich durch ihn ‚gelesen‘, ‚verstanden‘ und mir ‚widersprochen‘ haben, auch ich auf irgendeine ‚Aktie‘ oder ‚Obligation‘, wenn nicht sogar irgendeine ‚Holding‘ in der Gesellschaft dieses ‚Copyrights‘ Anspruch erheben kann.“⁹

Was die Urheberrechte an der ‚Reply‘ anbelangt, so spricht Derrida von einer ‚Holding‘, die diese Rechte innezuhaben scheint. Drei Autoren sind ausgemacht: Außer John R. und D. Searle gehört auch H. Dreyfus dazu. Derrida spricht in der Folge dann aber von „drei + n Autoren“¹⁰, denn zumindest sich selbst rechnet er auch dazu. Mit Blick auf seine Diskussionen mit Hubert Dreyfus sagt er dies *expressis verbis*: „Ich‘ beanspruche daher auch das Copyright der *Reply*.“¹¹ Was die Autorschaft an der ‚Reply‘ betrifft, so beansprucht Derrida also allen Ernstes, mit im Boot zu sein. Und auch die Rede von der (Aktien-)Holding nimmt er durchaus ernst.

Etwas später fragt er sich:

„Warum habe ich gesagt ‚eine mehr oder weniger anonyme Gesellschaft‘? Der Ausdruck ‚drei + n Autoren‘ erscheint mir rigoroser [...] bei der Schwierigkeit, die ich habe, den sicheren Ursprung, den wahren Verantwortlichen der *Reply* zu nennen: nicht nur aufgrund der von John R. Searle übernommenen Schulden *sogar bevor* er mit der Beantwortung

8 Jacques Derrida, „Limited Inc a b c ...“. In: Ders., *Limited Inc*. Wien 2001, 53-168, hier: 56.

9 Ebd.

10 Ebd., 57.

11 Ebd., 56.

beginnt, sondern auch wegen der ganzen mehr oder weniger anonymen Tradition des Codes, des Erbes, des Vorrates an Argumenten, welchen er, wie ich, verpflichtet ist. Wie diese mehr oder weniger anonyme Gesellschaft nennen? Um die Schwerfälligkeit des wissenschaftlichen Ausdrucks ‚drei + n Autoren‘ zu vermeiden, beschließe ich hier und von diesem Augenblick an, den mutmaßlichen und kollektiven Autor der *Reply* auf französisch ‚Société à responsabilité limitée‘ [‚Gesellschaft mit beschränkter Haftung‘, englisch etwa ‚Limited Inc.‘, *A.d.Ü.*] zu nennen, was üblicherweise in der französischen Sprache mit *Sarl* abgekürzt wird.“¹²

Um also die seines Erachtens schwierige Urheberschaftsfrage der ‚*Reply*‘ in den Griff zu nehmen, spricht Derrida von einer Gesellschaft mit beschränkter Haftung, einer GmbH, bzw. einer ‚Limited Inc.‘, und wenn man sich im Französischen auf solch eine Gesellschaft bezieht, dann wählt man oftmals die Abkürzung ‚*Sarl*‘. Da Derrida der Ansicht ist, daß die meisten der in Searles ‚*Reply*‘ enthaltenen Gedanken auf die *Société à responsabilité limitée* zurückgehen, ist in Derridas Replik, wenn es darum geht, hervorzuheben, wer was behauptet hat, meistens von ‚*Sarl*‘ – und nur selten von Searle die Rede.

Aufgeworfen worden ist die Frage nach der Urheberschaft der ‚*Reply*‘ offenbar durch den Copyright-Hinweis, den Searle dem Manuskript seiner Veröffentlichung vorangestellt hat. Indem Derrida für seine Antwort den Titel „Limited Inc [...]“ wählt, macht er zunächst einmal geltend, daß die eigentliche Urheberschaft wesentlich komplizierter und hintergründiger ist, als Searle beansprucht. Dies allein muß nicht als eine schlechthin umwerfende Angelegenheit betrachtet werden, auch wenn es von Anfang an den Eindruck vermittelt, daß Derrida in seiner Antwort auf Searles Kritik nichts anbrennen lassen will, daß er keinen Aspekt dieser Kritik für unerheblich hält oder auf die leichte Schulter nimmt. Und das tut er in der Tat nicht.

Doch es steckt mehr und Substantielleres dahinter, wenn Derrida auf der Autorschaft *Sarls* besteht. Denn Derrida beobachtet eine Geste, „die sich in der *Reply* regelmäßig wiederholt. Sie besteht darin, als Einwand gegen *Sec* [„Signatur Ereignis Kontext“] das vorzubringen, was man sich zunächst, als hätte man keine an-

12 Ebd., 63.

deren Ressourcen, von *Sec* ausborgt.“¹³ Oder etwas anders formuliert: „Sarl setzt *Sec* ein Argument entgegen, das er de facto diesem entlehnt.“¹⁴

Erstes Beispiel für diese Geste: Sarl unterstellt *Sec* die Absicht, „zwischen Schrift und Rede [parole] zu unterscheiden, ja sogar sie einander entgegensetzen“¹⁵. Sarl fragt dann, was genau Schrift und Rede voneinander unterscheidet, „bringt zwei Hypothesen vor (*Is it iterability...?*, *Is it absence...?*), weist eine nach der anderen zurück und formuliert daraus einen Einwand gegen *Sec*“¹⁶. Doch man erinnere sich,

„daß *Sec* gewisse Prädikate verallgemeinert, die üblicherweise der Schrift vorbehalten sind, um zu zeigen, daß sie *auch* für die gesprochene Sprache und sogar darüber hinaus Geltung hätten. Es ist eigenartig, daß man, nachdem man daran erinnerte, daß *Sec* die der Schrift und der Rede [parole] *gemeinsamen* Eigenschaften analysierte, dem *entgegenhalten* will, daß es, vom Gesichtspunkt der Iterabilität, keine Differenz gibt: Das ist *die* These von *Sec*, wenn es eine gibt!“¹⁷

Die hierdurch exemplifizierte Geste, die sich in der ‚Reply‘ angeblich regelmäßig wiederholt, nennt Derrida den ‚Diskurs *gegen/von Sec*‘¹⁸, und er folgert: „Wenn man aus der einfachen Argumentation von *Sec* *Einwand gegen Sec* erhebt, so vielleicht, weil die Hand, die andere, die *Sec* unterschrieben hat, – über die Schulter blickend – auch die *Reply* diktiert hat.“¹⁹ Da die Hand, die *Sec* unterschrieben hat, diejenige Derridas ist, stellt er die Zugehörigkeit zu Sarl, sprich: die Mitautorschaft an der ‚Reply‘, unter Beweis, und er tut dies offenbar zu Recht.

Der vollständige Titel der Antwort Derridas lautet „Limited Inc a b c ...“. Die drei Kleinbuchstaben zusammen mit den Punkten deuten offenbar auf die ‚drei + n Autoren‘ hin, von denen Derrida spricht bis zu dem Zeitpunkt, an dem er die Bezeichnung ‚Sarl‘ einführt. Derrida beginnt mit dem Gebrauch der ersten drei

13 Ebd., 80.

14 Ebd., 91.

15 Ebd., 79.

16 Ebd.

17 Ebd.

18 Vgl. ebd., 80.

19 Ebd.

Kleinbuchstaben des lateinischen Alphabets, und er verwendet die restlichen Kleinbuchstaben dieses Alphabets zur Kennzeichnung der sich dann anschließenden einzelnen Abschnitte seiner Entgegnung auf Searle. Das heißt: Derridas Entgegnung besteht aus 23 grundsätzlich mehrere Seiten umfassenden Einzelentgegnungen. Sie wird quasi *ausbuchstabiert*. Die längste dieser Einzelentgegnungen, die unter dem Buchstaben ‚r‘, hat einen Umfang von über 25 Seiten. Derridas gesamte Entgegnung hat (in der deutschen Übersetzung) einen Umfang von 115 Seiten. Zum Vergleich: *Sec* hat einen Umfang von 30 Seiten, Searles ‚Reply‘ umfaßt (im englischen Original) elf Seiten.

Derridas Ausführungen scheinen den Anspruch zu erheben, erschöpfend zu sein. Keine der Bemerkungen Searles bleibt ohne Antwort, keine der Bemerkungen Searles bleibt unerwähnt, soll heißen: nichtzitiert. In Derridas Ausführungen kommt Searles ‚Reply‘ in zitatierter Form (nahezu) vollständig wieder vor.

Searle bezieht sich in seiner ‚Reply‘ ausschließlich auf Derridas „Signatur Ereignis Kontext“ (also auf *Sec*). Das heißt, andere Schriften Derridas, vor allem dessen *De la Grammatologie*, bleiben unberücksichtigt. Dies hat zur Folge, daß Searle mehreres entgangen zu sein scheint: daß Derrida bei all seinen Betrachtungen von einem *abstrakten Schriftbegriff* ausgeht; daß er von einer Möglichkeit spricht, die „jedes Zeichen [*marque*], auch ein mündliches, ganz allgemein zu einem Graphem“²⁰ macht; daß dieser Graphembegriff zwischen geschriebener und gesprochener Sprache *nicht* unterscheidet, ja daß *Sec* die Frage nach dem, was die geschriebene von der gesprochenen Sprache unterscheidet, zu einer „disqualifizierten Frage“²¹ erklärt. Searle ist in seinen Überlegungen aber weiterhin an der herkömmlichen Unterscheidung zwischen gesprochener und geschriebener Sprache orientiert, er vernachlässigt die (von Derrida behauptete) Notwendigkeit, „von der Schrift (im geläufigen Sinn) zum Graphem überzugehen“²² – was eine der wichtigsten Quellen des Mißverständnisses darstellt, das, zumindest aus der Sicht Derridas, auf seinen Seiten vorliegt.

20 Jacques Derrida, „Signatur Ereignis Kontext“. In: Jacques Derrida, Limited Inc. Wien 2001, 15-45, hier: 29.

21 Jacques Derrida, „Limited Inc a b c ...“. In: Ders., Limited Inc. Wien 2001, 53-168, hier: 80.

22 Ebd., 88.

Für seinen Aufsatz „Signatur Ereignis Kontext“ verwendet Derrida die Abkürzung ‚Sec‘. Dies tut er bereits in diesem Aufsatz (nicht erst in „Limited Inc a b c...“). Französisch ‚sec‘ heißt auf Deutsch ‚trocken‘, auf Englisch ‚dry‘. Es ist vielleicht nicht nur Selbstironie, wenn Derrida seine eigene Abhandlung als ‚trocken‘ bezeichnet. Daß er es tut, darauf macht er in Gestalt einer Fußnote zu „Limited Inc a b c ...“ selbst aufmerksam. Er sagt:

„Man kann nämlich auf der vorletzten Seite von *Sec* folgendes lesen: ‚Um zu funktionieren, das heißt um lesbar zu sein, muß eine Signatur eine wiederholbare, iterierbare, imitierbare Form haben; sie muß sich von der gegenwärtigen und einmaligen Intention ihrer Produktion lösen können. Ihre Selbigeit [*mêmeté*] ist es, die, indem sie Identität und Einmaligkeit verändert, das Siegel [in Englisch *seal*] spaltet. Um diese sehr trockene [*sec*] Darlegung abzuschließen [in Englisch: *To conclude this very dry discussion*]: ...‘ (*Sec*, S. 43) [...] *Sec* ist hier nicht zufälligerweise, das kann man mir glauben, kursiv. Es folgen drei Punkte, die zum sichtlichen Simulacrum ‚meiner‘ Signaturen, meines zerstückelten, gespaltenen, vervielfältigten Siegels führen.“²³

Wir erinnern uns: Derrida hat, um die Wiederholbarkeit, aber auch die Andersheit in der Wiederholung, das Zusammenbestehen von Identität und Andersheit, zu verdeutlichen oder zu exemplifizieren, *Sec* mit drei Vorkommen seiner Signatur enden lassen: mit einer Reproduktion der handschriftlichen Version, mit einer gedruckten Version seines Namens sowie mit seinen Initialen. Und er hat, ebenfalls in *Sec*, zwecks Erläuterung dessen, was er unter ‚Iterabilität‘ versteht, darauf aufmerksam gemacht, daß lateinisch ‚iter‘, ‚nochmals‘, im Sanskrit ‚itara‘, ‚anders‘, heiße und daß seine darauffolgenden Ausführungen „als Ausbeutung dieser Logik gelesen werden [können], die Wiederholung mit Andersheit verknüpft.“²⁴ Die Struktur der Iteration „impliziert *gleichzeitig* Identität und Differenz.“²⁵

23 Ebd., 244, Anm. 4.

24 Jacques Derrida, „Signatur Ereignis Kontext“. In: Jacques Derrida, *Limited Inc*. Wien 2001, 15-45, hier: 24.

25 Jacques Derrida, „Limited Inc a b c ...“. In: Ders., *Limited Inc*. Wien 2001, 53-168, hier: 89.

Jede Signatur, darauf will Derrida aufmerksam machen, ist „wesensmäßig ‚imitierbar“²⁶. Ich leiste nicht nur einmal in meinem Leben eine Unterschrift, „ich imitiere und reproduziere ständig meine ‚eigene‘ Signatur.“²⁷

Die eigentliche argumentative Auseinandersetzung mit Searles ‚Reply‘ beginnt in Abschnitt ‚I‘. Derrida stellt zunächst einmal fest, daß „Sarl über Signatur, Ereignis, Kontext kein Wort verliert“²⁸, „daß unter den von Sarl *völlig ausgelassenen* ‚Punkten‘ all jene sind, die [...] 1. von der Signatur [...] 2. vom Ereignis [...] 3. vom Kontext [...] handeln.“²⁹ Derrida ist schon mit Searles These, *Sec* spalte sich in zwei Teile, nicht einverstanden. Denn: „Um bei den äußerlichen und akademischen Zeichen zu bleiben, *Sec* setzt sich aus *drei* Kapiteln und nicht aus zwei Teilen zusammen, plus einer Einleitung, einem Epilog, einem Titel und schwer einzuordnenden Signaturen, und nichts davon ist nebensächlich oder völlig zufällig.“³⁰ Man sieht: Derrida bezieht einen bewußt philologischen Standpunkt, und wenn er sogar den Titel für einen Teil oder jedenfalls gesondert zu benennenden Aspekt von *Sec* hält, dann läßt sich erlauben, für wie wichtig er auch (auf den ersten Blick) äußerlich erscheinende Aspekte eines Textes hält. Searle ist demgegenüber, wie seine soeben erwähnte Gliederungs-These erkennen läßt, mehr oder weniger ausschließlich an Inhaltlichem interessiert, an einzelnen Aussagen oder Aussagekomplexen.

In dem auf Abschnitt ‚I‘ folgenden Abschnitt ‚m‘ geht es dann um die oben bereits erwähnte Geste, die sich in der ‚Reply‘ regelmäßig wiederholt und die Derrida mit der Bezeichnung ‚Diskurs gegen/von *Sec*‘ versehen hat.

Hier zunächst ein Überblick über die weiteren Themen bzw. Stationen der argumentativen Auseinandersetzung Derridas mit Searles bzw. Sarls ‚Reply‘:

n: es geht um das Thema ‚Abwesenheit des Empfängers‘;

o: es geht um die Gegenüberstellung des von Searle hervorgehobenen Moments der ‚Permanenz‘ und Derridas Begriff der ‚resistance‘, des ‚Übriggebliebenseins‘;

26 Ebd., 60.

27 Ebd.

28 Ebd., 78.

29 Ebd.

30 Ebd., 77.

p: es geht um die Erläuterung des Begriffs des ‚genuin Graphematischen‘;

q: es geht um das von Searle hervorgehobene Problem der Intention(alität);

r: es geht (nahezu auf den gesamten 25 Seiten dieses Abschnitts) um die Diskussion der ersten von zwei Möglichkeiten, die Rolle der Intention unter Absehung vom Kontext zu diskutieren;

s: es geht (1) um die zweite Möglichkeit, die Rolle der Intention unter Absehung vom Kontext zu diskutieren, und (2) um Fragen der Berücksichtigung des Kontextes;

t: es geht um den Unterschied zwischen ‚Gebrauch‘ (‚use‘) und ‚Erwähnung‘ (‚mention‘);

u: es geht um Searles bzw. Sarls Ansicht über ‚Derrida’s Austin‘;

v-z: in den restlichen fünf Abschnitten werden die fünf unter dem Titel ‚Derrida’s Austin‘ vorgebrachten Kritikpunkte Searles bzw. Sarls diskutiert.

Ad n: Derrida macht gegenüber Searle geltend, daß er nicht von der Notwendigkeit, sondern lediglich von der Möglichkeit der Abwesenheit des Empfängers gesprochen habe. „In *Sec* wurde niemals gesagt, daß diese Abwesenheit *notwendig* wäre, sondern nur, daß sie *möglich* sei (Sarl stimmt dem zu), und daß man daher diese Möglichkeit berücksichtigen müsse: Sie gehört, *als Möglichkeit*, zur Struktur jedes Zeichens [*marque*], eben zur Struktur seiner Iterabilität.“³¹ Die Abwesenheit beispielsweise des Empfängers ist selbstverständlich kein notwendiges Merkmal der Kommunikation, doch die Möglichkeit der Abwesenheit ist notwendigerweise gegeben. Mit anderen Worten: „Wenn man zugesteht, daß die Schrift (und das Zeichen [*marque*] im allgemeinen) in Abwesenheit des Senders, des Empfängers, des Kontextes der Produktion und so weiter funktionieren *können muß*, impliziert dies, daß dieses Vermögen, die Fähigkeit, diese *Möglichkeit immer* eingeschrieben ist, daher *notwendigerweise als Möglichkeit* in das Funktionieren oder die funktionelle Struktur des Zeichens [*marque*] eingeschrieben ist.“³²

31 Ebd., 81.

32 Ebd., 81f.

Die *Iterabilität*, die *Wiederholbarkeit*, das heißt die Möglichkeit der Wiederholung, ist sogar in einem Zeichen erkennbar, „das *tatsächlich* nur ein einziges Mal vorgekommen zu sein scheint.“³³ Derrida fügt hinzu:

„Ich sage bewußt *scheint*, denn dieses einzige Mal ist durch seine Struktur der *Wiederholbarkeit* von vornherein in sich selbst geteilt oder vervielfacht. Es ist es tatsächlich sogleich [*aussi sec*], in dem einzigen Mal; und genau da verwischt die Graphik der *Iterabilität* die klassische Gegenüberstellung von Tatsache und Recht, von Tatsache und Möglichem (oder Virtuellem), von Notwendigkeit und Möglichkeit. Es verwischt die klassische Gegenüberstellung und zwingt zu einer stärkeren ‚Logik‘.“³⁴

Wenn Searle (bzw. Sarl) im Hinblick auf die (wenn auch als solche nicht hinreichend beachtete Behauptung der *Möglichkeit* der) Abwesenheit des Empfängers geltend macht, der Gebrauch geschriebener Sprache (‚written communication‘) könne (auch oder sogar) in *Anwesenheit* des Empfängers vorkommen, und zur Illustration auf die Zusammenstellung eines für mich selbst bestimmten Einkaufzettels hinweist, dann muß in Rechnung gestellt werden, daß von einer Identität von Sender und Empfänger mit Blick auf diese Situation im Grunde genommen nicht die Rede sein kann. Wäre diese Identität gegeben, wäre ein Einkaufszettel überflüssig. Ein Einkaufszettel verdankt, anders gesagt, seine Existenz der *Begrenztheit* des Erinnerungsvermögens bzw. dem jedem bekannten Phänomen der *Gedächtnislücke*. Ich benutze einen Einkaufszettel, um sicherzustellen, daß ich wirklich all das einkaufe, was ich einkaufen will, und nichts von dem, was ich einkaufen wollte, vergesse. Nicht jeder kann sich grundsätzlich auf sich selbst hundertprozentig verlassen. Dies gilt auch für kürzere Zeitspannen.

„Die *shopping list for myself*‘ wäre weder herstellbar noch brauchbar, sie wäre nicht das, was sie ist, und könnte nicht stattfinden, wenn sie nicht von Beginn an in *Abwesenheit* des Senders und Empfängers: des *bestimmten* und *aktuell* anwesenden Senders und Empfängers funktionieren könnte, wenn ihr das nicht *möglich* wäre. Und tatsächlich funktioniert sie nur, wenn diese Bedingungen gegeben sind. *Im selben Augen-*

33 Ebd., 82f.

34 Ebd., 83.

blick, in dem ‚ich‘ eine ‚shopping list‘ mache, weiß ich [...], daß sie eine solche nur sein wird, wenn sie meine Abwesenheit impliziert, wenn sie sich schon von mir ablöst, um jenseits meines ‚anwesenden‘ Aktes zu funktionieren, und wenn sie zu einem anderen Zeitpunkt brauchbar ist, in meiner Abwesenheit, in Abwesenheit des jetzt-anwesenden-Ich, sei es die einfache ‚Gedächtnislücke‘, die sie ihrer Bestimmung gemäß eben ersetzt, gleich danach, im Augenblick selbst, der schon der folgende Augenblick ist, in Abwesenheit des mit einer Hand mit einem Bic-Kugelschreiber Jetzt-Schreibenden. So spitz er auch ist, teilt er sich schon, wie das *stigmè* jedes Zeichens [*marque*]. Der Sender und der Empfänger der *shopping list* sind nicht derselbe: selbst wenn sie denselben Namen tragen und sich auf die Identität des Ichs stützen können.“³⁵

Und etwas später heißt es:

„[S]elbst in dem Grenzfall, wenn ich schreibe, um mich *in dem Augenblick* (wieder) lesen zu können [gilt]: Dieser Augenblick wird konstituiert, das heißt geteilt eben durch die Iterabilität dessen, das sich darin ereignet. Selbst wenn der Sender und der Empfänger dasselbe *Subjekt* wären, bezieht sich jeder von ihnen auf ein Zeichen [*marque*], bei dem sie spüren, daß es dafür geschaffen ist, ohne sie, den Augenblick seiner Produktion oder seiner Rezeption auszukommen“³⁶.

Gleiches gilt, laut Derrida, auch für das zweite Beispiel Searles bzw. Sarls für den Gebrauch geschriebener Sprache in *Anwesenheit* des Empfängers.

„Ich gebe also meinem Begleiter während eines Konzerts oder eines Vortrags Notizen. Der Sender und der Empfänger erwecken den Anschein, anwesend, dem anderen, sich selbst und dem, was sie lesen oder schreiben, präsent zu sein. Aber die Notizen können nur insofern geschrieben oder gelesen werden, als mein Nachbar auf meinen anwesenden Beistand verzichten kann, um das zu lesen, was ich ohne seinen anwesenden Beistand schreiben konnte, sowie insofern als diese beiden möglichen Abwesenheiten selbst in dem Augenblick, in dem ich schreibe und in dem er liest, die Möglichkeit der Botschaft entwerfen.“³⁷

35 Ebd., 83.

36 Ebd., 84.

37 Ebd., 84f.

Diese möglichen Abwesenheiten (des Lesers, des Schreibers), „– die eben die Notiz ersetzen soll und die sie daher impliziert – [hinterlassen] sogleich [*aussi sec*] ihre Markierung [*marque*] im Zeichen [*marque*]. Sie *versehen* [*remarquement*] das Zeichen [*marque*] im vorhinein mit einer *neuerlichen* Markierung. Diese *neuerliche* Markierung [*remarque*] ist *eigenartigerweise* Teil des Zeichens [*marque*].“³⁸

Ad o: Derrida erläutert, warum er von einer ‚nicht-anwesenden ‚*restance*‘ spricht, und er stellt klar, daß sie nicht zu verwechseln sei mit der von Sarl hervorgehobenen ‚Permanenz‘ eines schriftlichen Dokuments. Derrida hebt hervor,

„daß in *Sec* die *restance*, die nichts mit den ‚*scripta manent*‘ zu tun hat, mit der minimalen Möglichkeit der neuerlichen Markierung [*re-marque*] (siehe oben) und der Struktur der Iterabilität verbunden ist. [...] Die Iterabilität setzt eine minimale *restance* voraus [...], damit die Selbst-Identität *in, quer durch* und selbst *hinsichtlich* der Veränderung [*altération*] wiederholbar und identifizierbar ist. [...] Die ‚reinsten‘ Iteration – aber sie ist niemals rein – bringt *in sich selbst* die Abweichung [*écart*] einer Differenz mit sich, die sie als Iteration konstituiert. Die Iterabilität eines Elements spaltet *a priori* seine eigene Identität, ohne zu berücksichtigen, daß sich diese Identität nicht anders *bestimmen*, abgrenzen kann als in differentieller Beziehung mit anderen Elementen, und trägt die Marke dieser Differenz. Und weil diese Iterabilität differentiell ist, im Inneren jedes ‚Elements‘ und zwischen den ‚Elementen‘, weil sie jedes Element, indem sie es konstituiert, zerbricht, weil sie es mit einer Artikulationsbruchstelle markiert, ist die *restance*, obwohl unentbehrlich, niemals diejenige einer vollen Präsenz: Sie ist eine differentielle Struktur, die der Präsenz oder dem (einfachen oder dialektischen) Gegensatz Präsenz und Absenz entgeht [...]. Wie die Spur (als Spur) ist sie weder anwesend noch abwesend.“³⁹

Anwesenheit und Abwesenheit stehen in einem kontradiktorischen Gegensatz zueinander. Anders als im Falle eines konträren Gegensatzes (schwarz/weiß zum Beispiel), gilt für den kontradiktorischen Gegensatz das Gesetz des *tertium non datur*. Wie hier bereits gesagt⁴⁰, heißt das: Entweder ist etwas anwesend oder nicht; wenn es aber nicht anwesend ist, dann ist es abwesend. Wenn nun

38 Ebd., 85.

39 Ebd., 89.

40 Vgl. den Abschnitt über *Derridas Austin*.

aber von der Spur gesagt wird, sie sei weder anwesend noch abwesend, „weder sichtbar noch unsichtbar“⁴¹, dann sprengt dies die herkömmliche zweiwertige Logik, von Derrida auch als „*einfache* Logik (Begehren/Nicht-Begehren zum Beispiel)“⁴² bezeichnet. Und genau solch eine Sprengung hat Derrida im Sinn: Er spricht von einer „durch die Graphik der *restance* dekonstruierten Logik“⁴³, einer Logik, der zufolge die ‚*restance*‘ selbst „*strictu sensu* kein Begriff“⁴⁴ ist. An einer anderen Stelle heißt es (mit Bezug auf die Frage nach der Möglichkeit von Idealisierungen):

„Der einzigartige Charakter dieser Struktur der Iterabilität, vielmehr dieser Kette, denn man kann die Iterabilität durch jede Art Supplement supplementieren (wie *différance*, Graphem, Spur und so weiter), besteht darin, daß sie, indem sie Identität *und* Differenz, Wiederholung *und* Veränderung und so weiter trägt, das Projekt der Idealisierung möglich macht, aber ‚*sich selbst*‘ nicht für eine reine, einfache und idealisierbare Begrifflichkeit eignet. Kein Prozeß oder Projekt der Idealisierung ohne Iterabilität, aber keine mögliche Idealisierung *der* Iterabilität.“⁴⁵

Das Zeichen ist, sobald es in Erscheinung tritt, von seinem Ursprung abgeschnitten. „Der Schnitt findet sogleich [*aussi sec*] statt, sobald es das Zeichen [*marque*] gibt. Er ist nicht negativ, er bedingt ‚positiv‘ das Auftauchen des Zeichens [*marque*]. Er ist die Iterabilität selbst, das Wiedermarkierbare/Bemerkenswerte [*remarquable*] des Zeichens [*marque*], und er verläuft zwischen dem *Wieder-* des Wiederholten und dem *Wieder-* des Wiederholenden und durchquert und transformiert die Wiederholung.“⁴⁶

Ad p: Was heißt ‚genuin graphematisch‘? Für Derrida ist das genuin Graphematische, von dem in der ‚Reply‘ die Rede ist, „nur eine sehr bestimmte, besondere, abgeleitete Form der allgemeinen

41 Jacques Derrida, „Ousia und gramme. Notiz über eine Fußnote in *Sein und Zeit*“. In: Ders., Randgänge der Philosophie. Wien 1988, 53-84, hier: 83.

42 Jacques Derrida, „Limited Inc a b c ...“. In: Ders., Limited Inc. Wien 2001, 53-168, hier: 122.

43 Ebd., 90.

44 Ebd.

45 Ebd., 115f.

46 Ebd., 90.

Iterabilität oder Graphemhaftigkeit.“⁴⁷ Dieser Begriff ist für Derrida nichts anderes als „der geläufige und traditionelle ‚klassische‘ Begriff, dessen Überarbeitung *Sec* vorschlägt, indem gewisse Prädikate daraus entnommen werden, die man auf jedes Zeichen [*marque*] ausdehnen kann.“⁴⁸

Ad q: Derrida hebt zunächst hervor, daß er keineswegs hat in Abrede stellen wollen, daß die Intentionalität, wie von Sarl behauptet, hinsichtlich der gesprochenen und geschriebenen Sprache dieselbe Rolle spielt. Bei Derrida heißt es: „Einmal mehr wird das im Diskurs *gegen/von Sec* reappliziert. Ich stimme natürlich zu, daß die Rolle ‚dieselbe‘ ist: Genau das sagt *Sec*[,] und Sarl wiederholt es unweigerlich, einmal mehr in der verkehrenden Form eines Einwands!“⁴⁹ Zudem erinnert Derrida daran, „daß *Sec* zu *keinem* Zeitpunkt die *Abwesenheit*, die schlichte Abwesenheit der Intentionalität behauptet.“⁵⁰ Worauf aber kommt es Derrida an?

Es geht ihm darum, aufzuzeigen bzw. in *Sec* aufgezeigt zu haben, „daß das graphematische Zeichen [*marque*] (im allgemeinen) die Möglichkeit impliziert, ohne die volle und aktuelle Präsenz des intentionalen Aktes zu funktionieren“⁵¹. Von Husserls Analyse der Intentionalität ausgehend, sich aber zugleich gegen sie wendend, ist das, was für Derrida fraglich geworden ist, „eben die Fülle der intentionalen Bedeutung oder des Sagen-Wollens, all die Werte des Bewußtseins, der Präsenz und der ursprünglichen Intuition, die die Phänomenologie bestimmen.“⁵² Worum es Derrida geht, das sind die *strukturellen* Möglichkeiten. Er sagt mit Bezug auf *Sec*:

„Einmal mehr muß präzisiert werden, daß es sich um eine Analyse handelt, die *strukturellen Möglichkeiten* Rechnung trägt: Da es *möglich* ist, daß X unter solchen Bedingungen funktioniert (zum Beispiel ein Zeichen [*marque*], wenn die Intention nicht voll und aktuell anwesend ist), gehört die Möglichkeit einer gewissen Nicht-Präsenz oder einer gewis-

47 Ebd., 92.

48 Ebd.

49 Ebd., 93.

50 Ebd., 94.

51 Ebd., 97.

52 Ebd.

sen Nicht-Aktualität zur Struktur des in Betracht gezogenen Funktionierens und gehört ihr *notwendigerweise* an.“⁵³

Es ist die die Struktur des Zeichens bildende Iterabilität, welche „die Intention spaltet oder in einen Abstand rückt, sie daran hindert, voll präsent zu sein, in der Aktualität ihrer Absicht oder eines Sagen-Wollens.“⁵⁴ Aktuelle bzw. vollkommene Fülle kann nicht erreicht werden.

„Die auf ein Iterierbares gerichtete und von ihm als iterierbar bestimmte Intention oder Aufmerksamkeit mag noch so sehr nach der aktuellen Fülle streben, sie kann sie aus strukturellen Gründen nicht erreichen: Sie kann in keinem Fall voll, aktuell, ganz bei ihrem Gegenstand und bei sich selbst anwesend sein. Sie ist durch ihre Iterabilität von vornherein gespalten und zum anderen hin verschleppt, von vornherein in einem Abstand zu sich selbst. Dieser Abstand ist ihre Möglichkeit selbst. Anders gesagt: Wenn dieser Abstand ihre Möglichkeit ist, wartet er nicht, er passiert ihr nicht wie ein Unfall hier oder dort. Die Intention ist *a priori* (sogleich) [*aussi sec*] auf-/verschiebend [*différente*].“⁵⁵

Ad r: Der Abschnitt r, mit 25 Seiten der längste Unterabschnitt von „Limited Inc a b c ...“, behandelt, hatten wir gesagt, die erste Phase von Sarls Versuch, die Intention unter Absehung vom Kontext zu behandeln. Diskutiert wird die erste von zwei Möglichkeiten, die (von Sarl) unterschieden worden sind. (Die zweite Möglichkeit der ersten Phase und die ganze zweite Phase wird in Abschnitt s besprochen.) Doch worum genau geht es in Abschnitt r?

Um diese Frage zu beantworten, muß zunächst noch einmal an die in *Sec* enthaltene ‚Demontage‘ des (totalen) Kontextes erinnert werden: Dort wird geltend gemacht, daß das Funktionieren der Zeichen, ihre *Lesbarkeit*, unabhängig davon gewährleistet ist, ob auf entscheidende Größen des Kontextes wie den Empfänger, den Sender, dessen Intention etc. zurückgegriffen werden kann. Die These, daß „das Zeichen [*marque*] nicht aufhört zu funktionieren, sofern ein Minimum dabei lesbar oder verständlich bleibt, ist genau der Ausgangspunkt der Argumentation von *Sec*.“⁵⁶ Dies ist

53 Ebd., 96.

54 Ebd., 96f.

55 Ebd., 95.

56 Ebd., 105f.

offenbar nicht in dem Sinn zu verstehen, daß der Kontext für irrelevant erklärt wird; gesagt wird lediglich, daß Zeichen auch dann funktionieren, wenn essentielle Kontextmerkmale nicht gegeben, nicht verfügbar sind. Dies sollte beachtet werden, denn gleich zu Beginn des Abschnitts 1 wird von seiten Derridas in Abrede gestellt, daß es möglich sei, die Intention zu analysieren in Absehung vom Kontext. „Die Intention“, heißt es, „die selbst vom Kontext geprägt ist, ist der Bildung des ‚totalen‘ Kontextes nicht fremd. Sie ist für Austin sogar eines seiner wesentlichen Elemente. Und dennoch erlaubt sich Sarl, die Berücksichtigung des Kontextes vorläufig auszuschließen.“⁵⁷ Dies sozusagen aus Derridas Mund zu hören und gegen Sarl geltend gemacht zu sehen, mag überraschend erscheinen. Doch es enthält einen weiteren Hinweis darauf, was Derrida wirklich meint und wie er verstanden werden möchte.

Nun aber zu der ersten Phase des Versuchs, die Intention in Absehung vom Kontext zu analysieren, und der ersten der beiden bei Sarl unterschiedenen Möglichkeiten, dies zu tun. Diese erste Möglichkeit behandelt den – *prima facie* elementar und alltäglich erscheinenden – Fall, daß ein Autor gesagt hat, was er meinte, und daß auch verstanden wird, was er gesagt hat. Ein solcher Fall enthält eine Idealisierung, eine Idealisierung allerdings, die Derrida aufgrund der Struktur des Zeichens für kontraindiziert hält, „nämlich die Entsprechung eines *meaning* zu sich selbst, eines *saying* zu sich selbst, des *understanding* zu einem geschriebenen oder mündlichen *sentence*, zu einem Zeichen [*marque*] im allgemeinen.“⁵⁸ In dem Moment, in dem, wer auch immer, ‚...‘ sagen oder schreiben will, greift, was

„jenseits dieses Augenblicks das Funktionieren des [...] Zeichens [*marque*] sicherstellen wird, nämlich die Möglichkeit ein anderes Mal wiederholt zu werden, greift das selbst die ‚ideale‘ Fülle oder Selbstpräsenz der Intention, des Sagen-Wollens und *a fortiori* der Entsprechung zwischen *meaning* und *saying* an, spaltet und enteignet sie. Die Iterabilität verändert, parasitiert, kontaminiert, was sie identifiziert und zu wiederholen ermöglicht; sie macht, daß man (schon, immer, auch) etwas anderes sagen will als man sagen will, man etwas anderes sagt als das,

57 Ebd., 100.

58 Ebd., 102.

was man sagt *und* sagen möchte, etwas anderes versteht als ... und so weiter.“⁵⁹

Im Hinblick auf Sagen, Meinen und Verstehen, ja schon im Hinblick auf das Sagen-Wollen gibt es keine Identität ohne Differenz, keine Wiederholung ohne Veränderung. Derrida betont: „Die Zeit und der Ort des *anderen Mals* (*the other time*) arbeiten und verändern schon *at once*, sogleich [*aussi sec*], das *erste Mal*, den ersten Schlag und das *at once*. Solcherart sind die Tücken [*vices*], die mich interessieren: das andere Mal im ersten Mal, mit einem Schlag, *at once*.“⁶⁰

Des weiteren wehrt sich Derrida gegen die Unterstellung Sarls, er, Derrida, glaube an etwas hinter den Äußerungen Liegendes, irgendwelche die sichtbaren Zeichen belebenden inneren Bilder. Derrida weist diese Unterstellung zurück, indem er auf die in *Sec* enthaltene „explizite Kritik an den Begriffen der ‚Repräsentation‘, der ‚Kommunikation‘ und des ‚Ausdrucks‘“⁶¹ verweist, die nach seinem Dafürhalten allesamt an irgendeine dissoziierbare Intention appellieren, und an den „Argwohn gegen das Zeichen [*signe*] und sogar gegen die Opposition Signifikant/Signifikat“⁶², was ihn anstelle von ‚signe‘ durchgängig ‚marque‘ verwenden läßt.

Doch bei Searle scheint die Derrida unterstellte Sichtweise durchaus vorhanden zu sein. Denn wenn in der ‚Reply‘ die Rede davon ist, daß „in serious literal speech the sentences are precisely the realizations of the intentions“⁶³, dann scheint sich darin zu bestätigen,

„daß nicht nur das Kriterium der Intention (verantwortlich und absichtlich, ihrer selbst bewußt) ein notwendiger Rekurs ist, um das ‚Ernsthafte‘ und das ‚Wörtliche‘ zu definieren [...], aber vor allem, daß diese Intention, *seiner* [Searles] *Meinung nach*, ‚hinter‘ der phänomenalen Äußerung stehen muß [...]: Kein Kriterium *innerhalb* dieser phänomenalen Aussage kann nämlich eine Aussage, wenn sie ernst ist, von der gleichen, wenn sie nicht ernst ist, unterscheiden. Nur die Intention zählt hier, und sie vermengt sich mit der ‚Realisierung‘. Nichts unterscheidet,

59 Ebd., 103.

60 Ebd.

61 Ebd., 109.

62 Ebd.

63 Ebd., 112.

abgesehen von der sie leitenden Intention, ein ernstes oder aufrichtiges Versprechen von dem gleichen nicht ernstesten oder aufrichtigen ‚Versprechen‘.“⁶⁴

Schließlich weist Derrida die Unterstellung Sarls zurück: „In *Sec*, *intentions must all be conscious*“⁶⁵. Derrida erinnert daran, daß in *Sec* von einer ‚strukturellen Unbewußtheit‘ im Sinne der Psychoanalyse die Rede ist,⁶⁶ und sagt:

„Was die ‚strukturelle Unbewußtheit‘ betrifft, die *Sec* ins Treffen führt, sie mußte zumindest die Möglichkeit *anlegen*, eine allgemeine Graphematik mit einer Axiomatik zu verbinden, die sich nicht auf die ‚Psychologie‘ oder ‚Phänomenologie‘ des Bewußtseins beschränken würde, sondern darauf, was zum Beispiel und vorläufig das Unbewußte heißt. Denn dieses Unbewußte wird von der Axiomatik (die auch eine Axiologie ist) der aktuellen Theorie der *speech acts*, insbesondere so wie sie von Searle formuliert wird, absolut ausgeschlossen.“⁶⁷

Derrida zeigt auf, daß die Art und Weise, in der Searle (in *Sprechakte*) den Akt des Versprechens analysiert, „jedes andere Letztkriterium als das distinkte, determinierende und determinierbare Bewußtseins der betreffenden Intentionen, Begehren oder Bedürfnisse“⁶⁸ ausschließt.

Gegen Searles letztlich allein auf der Ebene des Bewußtseins argumentierende Version der Sprechakttheorie führt Derrida eine „Graphematik des Unentscheidbaren“⁶⁹ ins Feld. Er geht davon aus, es genüge, „in den Schafstall der *speech acts* einige Wölfe des Typs ‚Unentscheidbarkeit‘ (*pharmakon*, *Gift**, Supplement, Hymen) oder des Typs ‚Unbewußtes‘ (unbewußte Lust kann als Unlust empfunden werden, steht in *Jenseits des Lustprinzips* zu lesen), des Typs ‚primärer Masochismus‘ und so weiter einzulassen, und der Hirte kann seine Schafe nicht mehr zählen“⁷⁰. Die ‚Wölfe‘, die Begriffe dieses Typs sind es auch, mit deren Hilfe Derrida die einfa-

64 Ebd.

65 Ebd., 118.

66 Vgl. ebd., 119.

67 Ebd., 121.

68 Ebd., 122.

69 Ebd., 123.

70 Ebd.

che zweiwertige Logik zu dekonstruieren sucht. Auch im Schafstall der zweiwertigen Logik sollen sie unter Beweis stellen, was zu leisten sie imstande sind.

Ad s: Die zweite der beiden von Sarl angesprochenen Möglichkeiten, die Intention in Absehung vom Kontext zu analysieren, bezieht sich auf den Umstand, daß ein Text irgendwie korrupt ist und deshalb die Intention seines Autors nicht wiedergibt. Diese Möglichkeit aber gehört zu den bereits in *Sec* thematisierten Dingen. Derrida sagt: „Was die Nichtentsprechung von *meaning* and *saying* und die besagte ‚Korruption‘ des Textes betrifft, [...] ist ihre Ausschließung [...] genau der Gegenstand der von *Sec* vorge schlagenen Kritik.“⁷¹

Die zweite Phase von Sarls Befassung mit der Rolle des Kontextes weist keinen besonderen Umfang auf, sie umfaßt „nur sieben oder acht Zeilen“⁷², was Derrida zu der Frage veranlaßt: „Wie kann ein Theoretiker der *speech acts* ein kontextuelles Kriterium zu einem zweitrangigen Kriterium machen oder zumindest zu einem Kriterium, dessen Berücksichtigung man ohne Schaden ausschließen oder verzögern kann?“⁷³ Derrida stellt dann klar, daß sich Sarl (i) mit der Orientierung am Modell der phonetischen oder sogar alphabetischen Schrift, (ii) mit der Orientierung an der Vorstellung vom Text als der Kommunikation eines Inhalts und (iii) mit der Vorstellung vom Text als dem Inhalt einer Äußerung, die direkt oder in transkribierter Form gegeben sein kann, auf ein „in *Sec* (und andernorts) in Frage gestellt[es]“⁷⁴ Schrift- bzw. Sprach- bzw. Textmodell bezieht.

Ad t: Derrida setzt sich mit dem Vorwurf, nicht (richtig) zwischen Gebrauch („use“) und Erwähnung („mention“) unterscheiden zu haben, zur Wehr. In Sarl wird moniert, Derrida habe behauptet, das (auf Husserl zurückgehende) Beispiel für eine unsinnige Äußerung („Das Grün ist oder“) *bedeute* ‚Beispiel für Ungrammatikalität‘, während es eher ein Beispiel für Ungrammatikalität *sei*. Derrida macht nun aber darauf aufmerksam, daß hier ein ‚immer noch‘ unterschlagen worden ist. In *Sec* ist zu lesen ‚bedeutet immer noch‘. Derrida macht geltend: „*Bedeutet immer noch*‘, das be-

71 Ebd., 125.

72 Ebd., 126.

73 Ebd., 127.

74 Ebd., 128.

deutet, daß immer noch eine weitere Bedeutung, eine zusätzliche Bedeutung [*signification supplémentaire*] dazukommen kann, um sich auf eine andere aufzupropfen, sogar auf eine Nicht-Bedeutung.“⁷⁵

Um jedoch die Unterscheidung zwischen Gebrauch und Erwähnung auf die Probe zu stellen, klärt Derrida auf über den Sinn der in *Sec* enthaltenen Überschrift ‚*Die Parasiten. Iter, von der Schrift: daß sie vielleicht nicht existiert*‘.⁷⁶ Was daran unter anderem aufgezeigt werden soll, ist, daß die Frage, ob es sich bei dieser Anspielung auf die Überschrift der Fünften Metaphysischen Meditation Descartes (‚Vom Wesen der materiellen Dinge, und nochmals von Gott, daß er existiert‘) um einen Fall von Gebrauch oder Erwähnung handelt, nicht leicht zu beantworten ist. Ist die zuerst genannte Überschrift ein Zitat? „Es gibt keine Anführungszeichen. Und dennoch, wenn das Wort ‚*iter*‘ hier selbst eine Iteration ohne Anführungszeichen ist, ist es schwierig – da der gesamte Text den Kontext darstellt und sich an eine Zuhörerschaft eminenten Spezialisten der ‚Philosophie französischer Sprache‘ (Kongreß von Montreal) richtet –, hier nicht von Zitat zu sprechen.“⁷⁷ Es läßt sich, mit anderen Worten, nicht immer entscheiden, ob ein Wort oder ein Satz zitiert und mithin lediglich erwähnt, oder ob es/er gebraucht wird.

Ad u: Derrida wehrt sich gegen den Vorwurf, er habe behauptet, Austin schlosse die Möglichkeit aus, daß performative Äußerungen zitiert werden können. Derrida macht geltend: „Nicht nur, daß *Sec* niemals eine solche Ungeheuerlichkeit vorbringt, sondern es *beginnt* damit, daß es in Erinnerung ruft, daß Austin die Möglichkeit erwähnt, daß ein Performativ (und *a fortiori* andere Äußerungen) zitiert werden können, daß er dieser immer offenen Möglichkeit Rechnung trägt, in gewisser Weise Rechnung trägt.“⁷⁸ Derrida räumt ein, daß das Mißverständnis, welches seines Erachtens auf seiten Sarls vorhanden ist, auf die in *Sec* enthaltene Unterscheidung zwischen *Möglichkeit* und *Eventualität* zurückzuführen

75 Ebd., 130.

76 Siehe dazu auch den Abschnitt über *Derridas Austin*.

77 Jacques Derrida, „Limited Inc a b c ...“. In: Ders., *Limited Inc*. Wien 2001, 53-168, hier: 132.

78 Ebd., 139.

ren ist, eine Unterscheidung, die durch die Übersetzung von *Sec* ins Englische verloren gegangen ist.⁷⁹

Mit der – kritisch anmutenden – Charakterisierung ‚Derridas Austin‘ ist Derrida nicht einverstanden. Doch aufgrund der in seinen Augen fehlerhaften Kritik sieht er sich zu der folgenden Retourkutsche ermutigt. Zunächst Sarl zitierend, sagt Derrida: „*The problem is rather that Derrida’s Austin is unrecognizable. He bears almost no relation to the original.*“ [„Das Problem ist vielmehr, daß Derridas Austin nicht wiederzuerkennen ist. Er steht in so gut wie keiner Beziehung zum Original.“] Und das stimmt. Aber das, was nicht wiederzuerkennen und ohne Beziehung zum Original ist, das ist nicht nur Austin, sondern ‚*Derrida’s Austin*‘. Ich unterschreibe das, was Sarl sagt: Wenn man ihn liest, ‚*Derrida’s Austin is unrecognizable*‘.⁸⁰

Die restlichen Abschnitte v bis z beinhalten die Erwiderungen Derridas auf die unter der Bezeichnung ‚Derridas Austin‘ versammelten Kritikpunkte Sarls.

Ad v (Ewiderung auf den *ersten Einwand*): Sarl behauptet, Derrida habe den Status der Exklusion parasitärer Formen aus der Untersuchung der Sprechakte mißverstanden. Derrida stellt zunächst klar: „*Sec hat niemals vorgeschlagen, die ‚Untersuchung‘ von Versprechungen mit Versprechungen von Schauspielern auf der Bühne zu ‚beginnen‘ (‚start‘).*“⁸¹ Derrida glaubt statt dessen, „daß man *nicht damit beginnen kann, und auch nicht darf*, die Möglichkeit dieser Eventualitäten *auszuschließen*: zunächst, da diese *Möglichkeit* zur sogenannten ‚Standard‘-Struktur gehört.“⁸² Die Parasitierung ist immer möglich, sie „bedarf nicht des Theaters oder der Romanliteratur“⁸³. Die Möglichkeit der Parasitierung „ist Teil des vorgeblichen ‚*standard case*‘.“⁸⁴ „Die ‚Standard‘-Fälle von Versprechen und Feststellungen (*statements*) würden nicht als solche stattfinden, mit ihren ‚normalen‘ Wirkungen, wenn sie nicht von ihrer Bildung an parasitiert, *heimgesucht* wären von der Möglich-

79 Vgl. ebd.

80 Ebd., 141.

81 Ebd., 142.

82 Ebd.

83 Ebd.

84 Ebd.

keit, wiederholt zu werden unter *allen möglichen Arten*, darunter dem Theater, der Dichtung oder dem Selbstgespräch⁸⁵.

Darüber hinaus hält Derrida die Bestimmung der ‚positiven‘, ernstesten, nicht-parasitären, Standard-Werte für dogmatisch. Seines Erachtens ist es unstatthaft,

„zu sagen, daß zwischen diesen positiven Werten und den Werten, die man ihnen gegenüberstellt (‚nicht standard‘, nicht ernst, anormal, parasitär und so weiter), zwischen diesen ‚nonpretended forms‘ und den ‚pretended forms‘, die Beziehung von *logischer Abhängigkeit* gegeben sei. [...] Wenn die ‚ernste‘ oder im allgemeinen ‚nonpretended‘ Form eines *speech act* in ihrer ersten Möglichkeit, in ihrer Struktur selbst nicht das Vermögen in sich trüge, einer ‚pretended form‘ stattzugeben, hätte sie einfach nicht statt, sie wäre unmöglich.“⁸⁶

Für Derrida ist die von Austin und Searle ins Spiel gebrachte logische Abhängigkeit der *vorgegeben* Formen von den *nichtvorgegebenen* nicht einfach als logische Priorität zu verstehen; in der Abstempelung der vermeintlich abhängigen Größe zur parasitären, abnormalen erblickt er eine „dogmatische Axiologie“⁸⁷, soll heißen: eine Abwertung der abhängigen Größe. Derrida sieht darin die Herrschaft der traditionellsten Metaphysik am Werk: „Die traditionellste Metaphysik herrscht über das austinsche Erbe: über sein Vermächtnis und über die Übernahme dieses Vermächtnisses durch seine Erben.“⁸⁸ Indiz dafür sei: „Die hierarchisierende Axiologie, die ethisch-ontologischen Unterscheidungen, die sich nicht damit zufriedengeben, die Werte rund um eine ideale und unauffindbare Grenze entgegensetzen, sondern diese Werte einander *unterordnen* (normal/abnormal, eigen/parasitär, voll/leer, ernst/nicht ernst, wörtlich/nicht wörtlich, kurz, positiv/negativ und ideal/nicht ideal)“⁸⁹.

Derrida hat sich auch mit dem Aufsatz über den „logischen Status fiktionalen Diskurses“ befaßt, in dem Searle Austins Konzepts des *Vorgebens* (‚Pretending‘) weiterentwickelt. Doch sieht Derrida darin die schon Austin attestierte dogmatische Axiologie

85 Ebd., 143.

86 Ebd., 145.

87 Ebd., 146.

88 Ebd., 148.

89 Ebd.

nur reproduziert. „[Ü]ber die Struktur und die Möglichkeit des Parasitismus selbst, über die (Be-)Wertung normal/abnormal“⁹⁰, stellt Derrida mit Bezug auf Searles Aufsatz fest, werde nichts gesagt. „Die Logik des Parasitismus“, so Derrida weiter, „ist, in einem Wort, keine Logik der Unterscheidung oder des Gegensatzes, und Searle will ohne Unterlaß den Parasitismus *innerhalb* einer Logik analysieren, die er als Wirkung gleichzeitig möglich und unmöglich macht.“⁹¹

Ad w: (Ewiderung auf den *zweiten Einwand*): Sarl legt zum einen dar, daß der Ausschluß parasitärer Formen aus der Untersuchung der Sprechakte keine moralische Disqualifikation des Parasitären beinhalte, und zum anderen, daß es einfach ein Fehler sei zu sagen, Austin habe gedacht, der parasitäre Diskurs sei kein Teil der Alltagssprache. Derrida erwidert im Hinblick auf den ersten Teil dieses Einwands: „Ich denke, daß die Theorie der *speech acts* im Grunde und in ihrem fruchtbarsten, strengsten und interessantesten Teil [...] eine Theorie des Rechts, der Konvention, der politischen Moral, der Politik als Moral ist. Sie beschreibt [...] die reinen Bedingungen eines ethisch-politischen Diskurses, worin ihre Intentionalität an Konventionalität oder eine Regel gebunden ist.“⁹² Im Hinblick auf den anderen Teil des Einwands insistiert Derrida mit folgender Bemerkung: „Aber auch wenn Austin dieses ‚Teilhaben‘ zugestanden hat, so hat er doch vorgeschlagen, diesen Teil ‚auszuschließen‘.“⁹³

Ad x (Ewiderung auf den *dritten Einwand*): Derrida wehrt sich gegen den Vorwurf, er habe Iterabilität, Zitathaftigkeit und Parasitismus vermengt. Derrida sagt: „*Niemals* wurde in *Sec* gesagt oder nahegelegt, daß das Phänomen der Zitathaftigkeit dasselbe wie das Phänomen des parasitären Diskurses wäre“⁹⁴. Zudem sei in *Sec* auch niemals behauptet worden, Austin habe die Möglichkeit geleugnet, „daß Ausdrücke zitiert werden können.[...] Es wurde gesagt, daß er sich durch die Ausschließung, von der wir eben gesprochen haben, der Mittel beraubte, in der normal genannten Struktur die *Möglichkeit* des Zitats – und einiger anderer Dinge –

90 Ebd., 151.

91 Ebd., 151f.

92 Ebd., 153.

93 Ebd., 154.

94 Ebd., 155.

zu berücksichtigen. Er beraubt sich der Mittel, eine Möglichkeit zu berücksichtigen, die in dem von ihm ‚normal‘ genannten Gebrauch eingeschrieben ist.“⁹⁵

Ad y (Erwiderung auf den *vierten Einwand*): Derrida bestreitet, daß er, wie von Sarl behauptet, den Sinn, in dem von der geschriebenen Sprache gesagt werden könne, sie sei gegenüber der gesprochenen parasitär, vermenge mit dem Sinn, in dem von der Fiktion gesagt werden könne, sie verhalte sich parasitär zur Nicht-Fiktion. Derrida versichert:

„Es handelt sich [...] nicht darum, diese Parasiten untereinander gleichzusetzen, sondern hier zu bemerken, daß man, im Fall der Schrift *auch, auch noch*, von Parasiten spricht, und daß es nicht zufällig oder insignifikant ist, daß man es in all diesen Fällen tut. Dieses Symptom interessiert mich seit langem. Die parasitäre Struktur ist diejenige, die ich überall unter dem Namen der Schrift, des Zeichens [*marque*], des Marschs [*marche*], des Rands [*marge*], der *différance*, des Pfropfreises [*greffe*], des Unentscheidbaren, des Supplements, des *pharmakon*, des *hymen*, des *parergon* und so weiter zu analysieren versuche.“⁹⁶

Hier gewährt Derrida erneut Einblick in das Arsenal der von ihm ins Feld geführten Waffen.

Ad z (Erwiderung auf den *fünften Einwand*): Sarl stellt, als Gegenthese gedacht, fest: „Die Iterabilität der linguistischen Formen stellt eine Erleichterung und notwendige Bedingung für die besonderen Formen der Intentionalität dar, welche für Sprechakte charakteristisch sind“⁹⁷. Derrida macht demgegenüber geltend: „Was durch die Iterabilität beschränkt wird, ist nicht die Intentionalität im allgemeinen, sondern ihr Bewußtseinscharakter oder ihre Selbstpräsenz (aktuell, voll und adäquat), die Einfachheit ihres Wesens, ihre *Unteilbarkeit*.“⁹⁸

Die Psychoanalyse also – läßt nochmals grüßen.

Die Frage, die sich hier letztlich stellt, lautet: Wie ist die Debatte ‚Searle – Derrida, Derrida – Searle‘ einzuschätzen? Auf diese Frage mag es verschiedene Antworten geben. Eine ist die von

95 Ebd., 154f.

96 Ebd., 162.

97 Ebd., 165.

98 Ebd.

Stanley Cavell. Er hält die Auseinandersetzung für schädlich. Er ist der Ansicht, sie wäre besser unterblieben.⁹⁹

⁹⁹ Vgl. dazu den Abschnitt über *Cavells Derrida*.

13 Cavells Derrida

“What Did Derrida Want of Austin?” Dies ist der Titel eines Vortrags, den Stanley Cavell am 4. Mai 1993 an der Bucknell University gehalten und zu dem er am darauffolgenden Tag auch noch ein gleichnamiges Seminar abgehalten hat.¹ Cavells Vortrag ist eine Antwort auf Derridas „Signatur Ereignis Kontext“. Wie Cavell gleich zu Beginn seines Vortrags darlegt, entsprechen die darin enthaltenen Ausführungen in etwa dem mittleren Drittel des mittleren Kapitels eines kleinen Buches, von dem er sagt, daß er es unter dem Titel “A Pitch of Philosophy” fertigzustellen gedenke.²

Cavell bezeichnet sich als Schüler Austins,³ zudem ist er ein ausgesprochener Anhänger des späten Wittgenstein. Ausdruck findet diese Orientierung vor allem in dem Buch *The Claim of Reason*.⁴ Cavell erinnert sich an dessen Entstehungszeit, wenn er sagt:

-
- 1 Vgl. Stanley Cavell, “What Did Derrida Want of Austin?”. In: Ders., *Philosophical Passages: Wittgenstein, Emerson, Austin, Derrida*. Oxford 1995, 42-65; “Seminar on ‘What Did Derrida Want of Austin’”. In: Ders., *Philosophical Passages: Wittgenstein, Emerson, Austin, Derrida*. Oxford 1995, 66-90.
 - 2 Vgl. Stanley Cavell, *A Pitch of Philosophy. Autobiographical Exercises*. Cambridge, Mass. 1994. – Dt.: *Die andere Stimme. Philosophie und Autobiographie*. Berlin 2002.
 - 3 Vgl. Stanley Cavell, *Die andere Stimme. Philosophie und Autobiographie*. Berlin 2002, 11f.
 - 4 Vgl. Stanley Cavell, *The Claim of Reason. Wittgenstein, Skepticism, Morality, and Tragedy*. Oxford 1979. – Dt.: *Der Anspruch der Ver-*

„Wenn ich damals in einem Satz den Grund dafür hätte angeben müssen, warum es dieses Buch gibt, so hätte er vielleicht gelautet: ‚Um zu helfen, die menschliche Stimme in die Philosophie zurückzuholen.‘ Das ist die Charta, die Austin und der späte Wittgenstein voraussetzen, wenn sie den Leser mit der Anmaßung ihrer Stimme in all ihrer unbegründeten und in gewissem Sinne unbegründbaren Arroganz konfrontieren – um ihrem Empfinden, daß die Stimme im Denken verlorengegangen ist, Geltung zu verschaffen. Sie ist in methodischer Hinsicht verloren gegangen durch das chronische Mißtrauen der Philosophie gegenüber der Alltagssprache [*ordinary language*], das in einer letzten Krisis in den von der analytischen Philosophie betriebenen, unvoreilhaftesten Vergleich (in den *Philosophischen Untersuchungen* nennt Wittgenstein ihn normativ) zwischen der Sprache des Alltags und logischen Konstruktionen mündete“⁵.

Cavell ist also bestrebt, der menschlichen Stimme im Denken erneut Geltung zu verschaffen. Nun aber sieht er sich in der Gestalt Derridas mit einem Autor konfrontiert, der der Stimme auf dem gleichen Schauplatz den Kampf ansagt. Derrida problematisiert das mit der menschlichen Stimme einhergehende Phänomen des *Sich-im-Sprechen-Vernehmens*. Dieses Phänomen ist konstitutiv für die von ihm bekämpfte Präsenz-Metaphysik, als welche er die gesamte abendländische Metaphysik bezeichnet. „*Die Geschichte der Metaphysik*“, sagt Derrida, „ist das absolute Sich-sprechen-hören-wollen.“⁶ Cavell beschreibt die Situation, mit der er sich durch Derrida konfrontiert gesehen hat, so:

„Das Angriffsziel von Derridas Dekonstruktion ist die metaphysische Stimme, ich meine die Stimme der Metaphysik, den Schatz der Philosophie; wohingegen Austin und Wittgenstein die Stimme, auf die sie sich berufen – wenn sie ihre Gesprächspartner dazu auffordern zu sagen, was sie sagen, und die Stimme zu erheben, wenn sie es nur wagen –, als Stimme des Alltäglichen [*the everyday*] oder des Gewöhnlichen [*the ordinary*] bezeichnen. Sie nennen sie so – und definieren dadurch kontext-

nunft. Wittgenstein, *Skeptizismus, Moral und Tragödie*. Frankfurt a. M. 2006.

- 5 Stanley Cavell, *Die andere Stimme*. Philosophie und Autobiographie. Berlin 2002, 97.
- 6 Jacques Derrida, *Die Stimme und das Phänomen*. Einführung in das Problem des Zeichens in der Phänomenologie Husserls. Frankfurt a. M. 2003, 138

tuell, was sie unter dem Gewöhnlichen [*the ordinary*] verstehen – gerade um ihren Appell von dem Appell an die Metaphysik *abzuheben*. [...] Derrida steht der metaphysischen Stimme ebenso ablehnend gegenüber wie Austin und Wittgenstein – freilich auf seine Art.“⁷

Cavells Intention aber ist es, ‚die menschliche Stimme in die Philosophie zurückzuholen‘. Wie mag ihm da Derridas Angriff auf die Stimme vorgekommen sein? „Derridas Behauptung, daß die Philosophie die Stimme übermäßig rühme“, sagt Cavell, „kam mir so vor, als machte sie mein Rufen nach ihr zunichte.“⁸ Kein Wunder, daß er auch von Derridas Austin-Kritik alles andere als begeistert ist.

Cavell spricht von „einer Begegnung bzw. einer gegenseitigen Verfehlung zwischen Austin und Derrida“⁹. Er hat den Eindruck, „that the encounter between Derrida and Austin and then Searle has proved to have done more harm than good.“¹⁰ Wie seine Auseinandersetzung mit Derridas Austin-Kritik aussieht, das beschreibt der musikerinteressierte Cavell in der sogenannten „Ouverture“ zu *Die andere Stimme* mit folgenden Worten:

„Im zweiten Kapitel greife ich eine berühmte Begegnung mit Austins Werk auf, die durch Jacques Derridas ‚Signatur Ereignis Kontext‘ initiiert wurde, worin Derrida Austins Originalität lobt, ihn jedoch letztlich dahingehend interpretiert, daß er der alten (falschen) Gewichtung der Stimme durch die Philosophie erliege, indem er die Ansicht vertritt, daß diese im Gegensatz zur Schrift die Ernsthaftigkeit und Innerlichkeit von Gedanken autorisiere. Entgegen Derrida mache ich geltend, daß Austin und Wittgenstein durch ihre Unterscheidung zwischen metaphysischer und normaler Sprache zwischen dem unterscheiden, was man als die Stimme der Metaphysik und als die Stimme des Gewöhnlichen bezeichnen könnte; aber sie verstehen den Schaden bei der Verhexung der Philosophie durch die metaphysische Stimme nicht als Herabsetzung der Schrift (grenzenlose Differenz, Fremdheit, Distanz usw.), sondern als Unterdrückung der gewöhnlichen Stimme (meiner begrenz-

7 Stanley Cavell, *Die andere Stimme*. Philosophie und Autobiographie. Berlin 2002, 102.

8 Ebd., 98.

9 Ebd., 29.

10 Stanley Cavell, „What Did Derrida Want of Austin?“. In: Ders., *Philosophical Passages: Wittgenstein, Emerson, Austin, Derrida*. Oxford 1995, 42-65, hier: 44.

ten Präsenz gegenüber der Welt und anderen in ihr, der kleinen Unterschiede und Vertrautheiten, die mein Dasein entwirft), was sich als Aufkommen des Skeptizismus und folglich auch der Thematik von Komödie und Tragödie deuten läßt.“¹¹

Vor allem der Tragödie, könnte man hinzufügen; denn gerade auf sie kommt Cavell, wie wir sehen werden, im Zusammenhang mit Austin zu sprechen.

Was die Auseinandersetzung Derridas mit Austin betrifft, so identifiziert Cavell zunächst einmal ein beiden offenbar gemeinsames Angriffsziel. Dies zeige sich in der „Wertschätzung des Umstandes, daß Austins Analyse der performativen Äußerungen exakt als Angriff auf das gelten kann, was die Dekonstruktion unter der Bezeichnung des Logozentrismus angreift.“¹² Cavell beeilt sich hinzuzufügen: „Ich nehme an, daß der Logozentrismus – ich spreche zögernd und gebrauche Sätze aus *Die Stimme und das Phänomen* – eine ‚Begrenzung des Sinns durch das Wissen, des Logos durch die Objektivität und der Sprache durch die Vernunft‘ benennt, die auf ‚die Einheit von Gedanke und Stimme im [in] Logos hinausläuft“¹³.

Auch Austin spricht von einer *Begrenzung*, wenn er, gleich in der Ersten Vorlesung von *How to Do Things with Words*, konstatiert: „Die Philosophen haben jetzt lange genug angenommen, das Geschäft von ‚Feststellungen‘ oder ‚Aussagen‘ [statements] sei einzig und allein, einen Sachverhalt zu ‚beschreiben‘ oder ‚eine Tatsache zu behaupten‘, und zwar entweder zutreffend oder unzutreffend.“¹⁴ Austin aber kennt bestimmte Arten von Feststellungen, auf die dies *nicht* zutrifft. Er denkt an explizit performative Äußerungen wie ‚Ich verspreche dir, daß ich kommen werde‘, ‚Ich bitte dich, aufzustehen‘ oder ‚Ich taufe dich auf den Namen Karin‘. Äußerungen dieser Art sind für Austin nur scheinbar Feststellungen: Die in ihnen enthaltenen Verbformen (‚verspreche‘, ‚bitte‘, ‚taufe‘) kommen nicht in berichtender Funktion vor, und

11 Stanley Cavell, *Die andere Stimme*. Philosophie und Autobiographie. Berlin 2002, 12 (Übersetzung korrigiert).

12 Ebd., 124.

13 Ebd. (Übersetzung korrigiert).

14 John L. Austin, *Zur Theorie der Sprechakte* (How to do things with Words). Stuttgart 1972/²1979, 25

die Äußerungen sind seines Erachtens auch nicht als wahr oder falsch anzusehen. Austin sagt:

„Man hat bemerkt, daß viele besonders haarige Wörter [wie ‚verspreche‘ oder ‚taufe‘ z. B.] in anscheinend deskriptiven Feststellungen nicht der Erwähnung eines besonders seltsamen Elementes im berichtenden Sachverhalt dienen, sondern daß sie Umstände anzeigen (nicht berichten), unter denen die Aussage gemacht wird, Einschränkungen, denen man sie unterwirft, daß sie anzeigen, wie sie zu nehmen ist, und dergleichen mehr. Wer solche Möglichkeiten, wie es früher gang und gäbe war, übersieht, begeht den ‚deskriptiven Fehlschluß‘“¹⁵.

Um diesen Fehlschluß geht es bereits in dem 1946 zum erstenmal erschienenen Aufsatz „Other Minds“ (dt.: „Fremdseelisches“). Es heißt: „Selbst wenn es zutrifft, daß ein Teil der Sprache jetzt rein deskriptiv ist, so war sie es doch ursprünglich nicht, und ein großer Teil der Sprache ist es immer noch nicht. Die Äußerung offensichtlich ritueller Ausdrücke bedeutet unter den angemessenen Umständen nicht, daß man die Handlung, die man vollzieht, *beschreibt*, sondern daß man sie *ausführt* („Ja‘ [‘I do‘])“¹⁶. In der Achten Vorlesung von *How to Do Things with Words* kommt Austin nochmals zurück auf diesen Fehlschluß. Inzwischen hat er seine Unterscheidung zwischen dem *lokutionären* und dem *illokutionären* Akt eingeführt. Den ersteren hält er für eine Angelegenheit der *Bedeutung*, den letzteren für eine Angelegenheit dessen, was er ‚*Kraft*‘ („force“) nennt. Mit Blick auf die zuerst genannte dieser beiden Unterscheidungen heißt es dann: „Man kann wohl sagen, daß die Philosophen diese Unterscheidung viel zu lange vernachlässigt haben; haben sie doch die Probleme alle als Probleme des ‚Sprachgebrauchs‘ behandelt. Und der ‚deskriptive Fehlschluß‘, von dem ich in der ersten Vorlesung gesprochen habe, entsteht ja gewöhnlich dadurch, daß man ein Problem der ersten Sorte irrtümlich als eines der zweiten Sorte aufgefaßt“¹⁷, soll heißen, daß man, in Austins Terminologie, einen Aspekt der illokutionären

15 Ebd., 26f.

16 John L. Austin, „Fremdseelisches“. In: Ders., *Gesammelte philosophische Aufsätze*. Stuttgart 1986, 101-152, hier: 136.

17 John L. Austin, *Zur Theorie der Sprechakte* (*How to do things with Words*). Stuttgart 1972/²1979, 117.

Kraft (des Sprachgebrauchs im engeren Sinn) irrtümlich als einen der Bedeutung angesehen hat.

Nun geht Cavell davon aus, daß Derrida eine gewisse Gemeinsamkeit gesehen habe zwischen der von ihm intendierten Kritik am Logozentrismus und Austins Warnung vor dem deskriptiven Fehlschluß (und, damit einhergehend, vor einer uneingeschränkten Anwendung des Wahrheitsbegriffs auf die Gesamtheit der Äußerungen). Durch die deflationäre Phrase (in der Bemerkung, es sei) ‚nicht das *Geschäft*‘ aller Feststellungen, etwas zu beschreiben und in diesem Sinne wahr oder falsch zu sein, komme Austin, heißt es bei Cavell, „as close as he can to saying, in Derrida’s terms, ‘not [the] internal and positive condition of possibility [of language]’.“¹⁸ Von Austins Entdeckungen, so Cavell weiter, habe sich Derrida zwangsläufig angezogen fühlen müssen. Doch in Anbetracht dessen, daß er sage, „daß Austin die Analyse der performativen Äußerungen der Autorität des Wahrheitswertes [...] entziehen und sie mitunter durch den Wert der Kraft [...] ersetzen mußte“¹⁹, was, laut Derrida, nichts weniger als *nietzscheanisch* sei, habe er, Cavell, gemerkt, „daß Derridas Wahrnehmung der Angelegenheit in etwa das Gegenteil“²⁰ von seiner eigenen sei. Cavell gesteht zwar zu, daß es in Austins Werk einen nietzscheanischen Zug gibt; wie noch darzulegen sein wird, ist dieser Zug darin für Cavell aber in einer anderen Weise enthalten als in der auf Nietzsches Favorisierung der Kraft gegenüber der Wahrheit Bezug nehmenden Austin-Deutung Derridas. Mit dieser Deutung ist Cavell nicht einverstanden. Daß er es nicht ist, sagt er ganz deutlich. Das, was Austin an die Stelle des Wahrheitsbegriffs setze, sei „*not force but ‘felicity’*.“²¹ „Aussagen, die der Wirklichkeit entsprechen, sind wahr, ansonsten falsch. (Dies definiert den Begriff der Aussage.) Performative Äußerungen, die der Wirklichkeit entspre-

18 Stanley Cavell, „What Did Derrida Want of Austin?“. In: Ders., *Philosophical Passages: Wittgenstein, Emerson, Austin, Derrida*. Oxford 1995, 42-65, hier: 50.

19 Stanley Cavell, *Die andere Stimme. Philosophie und Autobiographie*. Berlin 2002, 126 (Hervorhebung abgewandelt).

20 Ebd.

21 Stanley Cavell, „What Did Derrida Want of Austin?“. In: Ders., *Philosophical Passages: Wittgenstein, Emerson, Austin, Derrida*. Oxford 1995, 42-65, hier: 51.

chen, glücken, ansonsten sind sie auf eine spezifische Weise verunglückt.“²²

Cavell wirft Derrida eine Fehlplatzierung des Moments der Kraft vor. Zudem erhebe dieser Ansprüche auf eine Einschätzung der Momente des Glückens und Mißglückens von Äußerungen, von der er annehme, daß Austin sie nicht gehabt habe. Cavell drückt den Zusammenhang so aus: “Misplacing the role of ‘force,’ Derrida takes the role of ‘felicity’ and ‘infelicity’ to be one of determining failures of language as external to language rather than as conditions of language’s possibility – an insight he thinks Austin misses.”²³ Hier aber dürfte auf seiten von Cavell eine Fehleinschätzung vorliegen, denn es verhält sich eher so, wie Stanley E. Fish sagt, der feststellt: “Austin acknowledges the pervasiveness of infelicity but continues to think of infelicity as ‘accidental’ [...]. Derrida, on the other hand, regards infelicity not as accidental but as structural and founding”²⁴.

Doch wie könnte die Derrida unterstellte Einschätzung erklärt werden? Cavells Erklärung lautet: „Ein Teil der Antwort liegt in der Art und Weise, in der Derrida das auffaßt, was er Austins Zurückweisen, Aufschieben und Ausschließen einer ‚allgemeinen Theorie‘ nennt, die in allen Handlungen und Äußerungen ‚als wesentliches Prädikat oder als Gesetz [...] den Wert des Risikos oder der Möglichkeit des Mißlingens [untersuchen]‘ würde.“²⁵ Derrida fokussiert ganz ohne Frage das, wovon Austin sagt, daß er es aus seiner Untersuchung der performativen Äußerungen ausschließe. Doch scheint er das, was Austin ausschließt, dies jedenfalls ist Cavells These, für zwei Instanzen ein und derselben Theorie zu halten – während es in Wirklichkeit zwei unterschiedliche allgemeinere Theorien seien, die Austin ausschließt. Dadurch, daß Derrida mit Blick auf Austins Ausschließungshinweise von einem zweiten

22 Stanley Cavell, *Die andere Stimme*. Philosophie und Autobiographie. Berlin 2002, 127.

23 Stanley Cavell, “What Did Derrida Want of Austin?”. In: Ders., *Philosophical Passages: Wittgenstein, Emerson, Austin, Derrida*. Oxford 1995, 42-65, hier: 52.

24 Stanley E. Fish, “With the Compliments of the Author: Reflections on Austin and Derrida”. In: *Critical Inquiry* 8:4 (1982), 693-721, hier: 701.

25 Stanley Cavell, *Die andere Stimme*. Philosophie und Autobiographie. Berlin 2002, 133.

Akt des Ausschließens und vom Ganzen der allgemeinen Theorie spricht, „wird deutlich, daß er offenbar glaubt, Austin grenze eine Theorie zweimal aus, anstatt zwei verschiedene Theorien zu bemühen“²⁶.

“Derrida cites two instances of what he evidently takes to be an exclusion of one and the same such theory. But in the passages Derrida cites from Austin’s text there is the exclusion (if that is the word) of *two different* theories. The first theory considers performatives as actions; the second considers them as utterances. The first theory deals with, in Austin’s terms, ‘extenuating circumstances’ applying to all *actions*; the second deals with what Austin describes as parasitical uses or non-serious uses of any *utterance*.”

Die erste dieser beiden ausgeschlossenen Theorien ist die Theorie der Entschuldigungen; sie befaßt sich mit Fehlschlägen, die performative Äußerungen mit allen (anderen) Handlungen teilen. Die zweite Theorie ist die Lehre vom vorgeblichen (,pretense’) oder unaufrichtigen bzw. unernsten Verhalten; sie befaßt sich mit Fehlschlägen, die performative Äußerungen mit allen (anderen) Äußerungen teilen. Daß die aus Austins Beschäftigung mit den performativen Äußerungen ausgeschlossenen Theorien alle beide an anderen Orten entwickelt worden sind, dies hat Derrida offenbar nicht bemerkt. Bei Cavell jedenfalls heißt es: “Evidently Derrida was not aware that these are each theories that Austin had developed elsewhere: the former is the theory of excuses (one of Austin’s most notable contributions to philosophy), the latter is the theory of pretending or imitation (I’ll sometimes refer to it as a theory of insincerity) (which is one of Austin’s *least* notable contributions – by his own account).”²⁷

Mit den *Entschuldigungen* aber gerät auch das Tragische bzw. die Tragödie in den Blick – und mit der Tragödie – Nietzsche. „Entschuldigungen markieren den Bereich des Tragischen, das Jenseits des Entschuldbaren, des zu Rechtfertigenden, des Erklär-

26 Ebd., 140.

27 Stanley Cavell, “What Did Derrida Want of Austin?”. In: Ders., *Philosophical Passages: Wittgenstein, Emerson, Austin, Derrida*. Oxford 1995, 42-65, hier: 52.

baren“²⁸. Menschliche Handlungen können unentschuldig und/oder unerträglich sein. Für Cavell stellt sich dieser Umstand so dar:

„Dieser Weg zum Bewußtsein der Unerträglichkeit menschlicher Handlungen – ihrer Über-Bestimmung und ihrer Über-Verschuldung ebenso wie von der Unerreichbarkeit von Gerechtigkeit – ist eine Art Interpretation von Nietzsches Wahrnehmung dessen, was er im siebten Abschnitt der *Geburt der Tragödie* als Hamlets Lethargie deutet, die dieser unter Gefühlen des Ekels erlebt. Dies ist der von mir vorausgesagte Punkt, an dem ein nietzscheanischer Zug in Austins Werk hineinspielt. Es ist der sensibelste Punkt an Austins Einschreibung [*inscription*] des Tragischen – sagen wir der tragischen Einzäunung des alltäglichen Lebens –, und zwar in seiner Beschwörung von Euripides' *Hippolytos* in der ersten Vorlesung von *How to Do Things With Words*. Dieser Punkt ist in Austins Bemerkungen über *Hippolytos* ziemlich verborgen, und lange Zeit habe ich die Einschreibung nicht hinreichend ernst genommen.“²⁹

Worum handelt es sich? Was hat *Hippolytos* gesagt? Indem wir uns der Beantwortung dieser Fragen zuwenden, dies sollte bemerkt werden, begeben wir uns in den Bereich des Dramas bzw. seiner Aufführung auf einer Bühne, kurz: in den Bereich dessen, was Austin etwas später in seinem Text als ‚parasitär‘ bezeichnen wird.

Schon in der Ersten Vorlesung seiner Vorlesungsreihe befaßt sich Austin mit dem Moment des Unernten bzw. Fiktionalen im Zusammenhang mit der

„Frage nach der Absicht hinter einer Äußerung. Zum Beispiel darf ich sie weder scherzhaft noch als Verszeile niederschreiben. Aber wir haben dann leicht die Vorstellung, ihre Ernsthaftigkeit bestünde darin, daß die Worte (bloß) als äußeres, sichtbares Zeichen eines inneren geistigen Aktes fungierten – weil es gerade paßt oder weil man ihn festhalten oder mitteilen möchte. Von da ist es nur noch ein kleiner Schritt zu der unbewußten Annahme, daß die öffentliche Äußerung oft als wahre oder falsche Beschreibung des inneren Vollzugs gemeint sei. Ihren klassischen Ausdruck hat diese Vorstellung im ‚*Hippolytos*‘ (I.612) gefunden,

28 Stanley Cavell, *Die andere Stimme. Philosophie und Autobiographie*. Berlin 2002, 136.

29 Ebd.

w0 Hippolytos sagt: [...] ‚Meine Zunge hat geschworen, mein Herz (oder Geist oder sonst ein Künstler hinter den Kulissen) aber nicht.‘“³⁰

Eine Chance dieser Art, sich herauszureden, möchte Austin niemandem gewährt wissen. Er sagt: “Accuracy and morality alike are on the side of the plain saying *our word is our bond*.”³¹

Austins Euripides-Zitat wirft in Cavells Augen eine Reihe von Fragen auf. Er will diese lediglich erwähnen, ihnen nicht allzuviel Platz einräumen, deswegen setzt er sie in Klammern:

„(Ist Hippolytos, wenn er sagt: ‚Meine Zunge hat geschworen, mein Herz aber nicht‘ – ein Schauspieler auf der Bühne? Ist er der Ansicht, daß er sich auf irgendeiner Art innerer Bühne befindet? Glaubt Austin, daß die eine oder andere dieser Möglichkeiten hier zutrifft? Ist Austin der Ansicht, daß wir oder irgendjemand zu irgendeinem Zeitpunkt eventuell nicht in der Lage sind, diese Unterschiede zu erkennen? Oder sie im Falle des Hippolytos nicht zu erkennen, da wir sie bei uns selbst nicht erkennen können? Gibt es etwas an der Gestalt des Hippolytos, das Austin über all dies in Verwirrung stürzen könnte? Sein beißender Kommentar über den ‚Künstler hinter den Kulissen‘ deutet an, daß da etwas ist. Ich versuche, derlei Fragen nicht die Oberhand gewinnen zu lassen.)“³²

Wie aber steht es in Wirklichkeit um die von Hippolytos in Anspruch genommene *reservatio mentalis* (wenn es sich um eine solche handeln sollte)? Gibt es Kriterien, anhand deren man sie und die mit ihr einhergehende Unaufrichtigkeit erkennen könnte? Cavell ist der Ansicht, daß es derartige, tatsächliches von bloß vorgeblichem Verhalten zu unterscheiden erlaubende Kriterien nicht gibt; oder anders gesagt,

„daß wir einerseits Dinge vermittels Kriterien voneinander unterscheiden, die wir, wie wir feststellen, selbst für uns fixiert haben, und daß wir andererseits nicht durch Kriterien bedingte Annahmen haben über die Übergänge zwischen Wirklichkeit und Träumen, Phantasien, Ge-

30 John L. Austin, Zur Theorie der Sprechakte (How to do things with Words). Stuttgart 1972/21979, 31f.

31 J. L. Austin, How to Do Things with Words. Oxford 1962/21975, 10.

32 Stanley Cavell, Die andere Stimme. Philosophie und Autobiographie. Berlin 2002, 139f.

dichten, Malerei und Theater – Übergänge, die traditionell teilweise unter der Überschrift der ‚Nachahmung‘ untersucht wurden, und die beiläufig in den Passagen berührt werden, welche in Derridas Zitaten aus *How to Do Things With Words* als Auslöser von oder als Reaktion auf ein ‚Umschlagen‘ der Sprache eine große Rolle spielen.“³³

Cavell unterscheidet, kurz, zwischen Kriterien der *Identität* und Kriterien der *Existenz*. In *The Claim of Reason* sagt er: “Criteria are ‘criteria of being so’, not in the sense that they tell us of a thing’s existence, but of something like its identity, not of its *being* so, but of its being *so*. Criteria do not determine the certainty of statements, but the application of the concepts employed in statements.”³⁴ Das heißt: Für den einen der beiden von Austin aus seiner Untersuchung der performativen Äußerungen herausgehaltenen Themenkomplexe gibt es Kriterien, für den anderen gibt es keine. „Die Unterschiede zwischen Entschuldigungen sind durch Kriterien bedingt; die Unterschiede zwischen Nachahmung, Vortäuschen usw. und dem, was sie nachahmen oder vortäuschen (wirklich zu sein oder aufrichtig zu sein usw.) sind nicht durch Kriterien bestimmbar.“³⁵ An anderer Stelle fügt Cavell, wenn auch wiederum in eingeklammerter Form, hinzu:

„Daß es kein Mittel gibt [...], wodurch man das Echte oder Wirkliche vom Falschen oder Gefälschten unterscheiden kann, ist eine Möglichkeit, um die Entdeckung zu formulieren, die (meines Erachtens) von Wittgenstein stammt, und auf die ich vor einiger Zeit angespielt habe, nämlich daß da nichts ist, was er als Kriterien für die Unterscheidung zwischen Wirklichkeit und Traum bezeichnet, oder, wie ich hinzufügte, zwischen Belebtem und Unbelebtem, Aufrichtigkeit oder Ernsthaftigkeit und Unernst oder Hinterlist“³⁶.

Cavell geht davon aus, daß Austin „von dem Stück des Euripides mit seiner Studie über die Unergründbarkeit von Aufrichtigkeit

33 Ebd., 145.

34 Stanley Cavell, *The Claim of Reason*. Wittgenstein, Skepticism, Morality, and Tragedy. Oxford 1979, 45.

35 Stanley Cavell, *Die andere Stimme*. Philosophie und Autobiographie. Berlin 2002, 141f.

36 Ebd., 156.

sowohl angezogen wurde als auch dadurch beunruhigt war.“³⁷ Jedenfalls zeige sich an seiner Verwendung des *Hippolytos*, daß etwas an seiner Problematisierung des Ernsthaften verquer sei.³⁸ Austin sehe den Hippolytos durch eine Auffassung, die die in dessen Äußerung zum Ausdruck kommende *reservatio mentalis* für fungibel hielte, „mit einer Ausrede versorgt, den Bigamisten mit einer Entschuldigung für sein ‚Ja‘ und den Wettbetrüger mit einer Rechtfertigung für sein ‚Ich wette‘.“³⁹ Solche, auf märchenhafte innere Akte rekurrierende Erklärungen lehnt Austin, wie erwähnt, ab. Was er, laut Cavell, aber nicht berücksichtige, sei der Umstand, daß Hippolytos gar nicht imstande sei, „sein Versprechen zu brechen und sein Wissen über die unbändige Leidenschaft seiner Stiefmutter Phädra für ihn“⁴⁰ preiszugeben – wodurch die tragische, Phädra, Hippolytos und seinen Vater Theseus in den Tod reiße Entwicklung ermöglicht werde. Cavell sagt: „Wenn also Austin aus dem *Hippolytos* die Lehre zieht, daß *unser Wort uns bindet*, berücksichtigt er nicht den Fall, in dem der Spruch eher ein Fluch als eine vernünftige Maxime ist.“⁴¹ Cavell spricht mit Blick auf diesen Umstand von „Austins ‚Vergeßlichkeit‘“⁴², einer Vergeßlichkeit, die er folgendermaßen erklärt: „Meine spontane Vermutung über das, was Austin vergessen wollte, lautet, daß das Äußern von Worten sich nicht auf die gleiche Weise entschuldigen läßt wie die Ausübung von Handlungen; oder kurz gesagt, daß etwas zu sagen letztlich, oder vor allem, aus Austinschen Gründen nicht genau oder bloß oder offensichtlich etwas tun heißt.“⁴³

Das eine ist Austins ‚Vergeßlichkeit‘, das andere diejenige Derridas. Auch ihm wirft Cavell Vergeßlichkeit oder so etwas wie Vernachlässigung vor, nämlich, „that he neglects the inscription of tragedy in that text, Austin’s citation from Euripides’ *Hippoly-*

37 Ebd.

38 Vgl. ebd., 154.

39 John L. Austin, *Zur Theorie der Sprechakte* (How to do things with Words). Stuttgart 1972/21979, 32.

40 Stanley Cavell, *Die andere Stimme*. Philosophie und Autobiographie. Berlin 2002, 154.

41 Ebd., 154f.

42 Ebd., 159.

43 Ebd. (Übersetzung korrigiert).

tus.“⁴⁴ Cavell hält die Hervorhebung dieses Umstands nicht für eine Art Retourkutsche, sondern für den Ausdruck einer bestimmten bei Derrida im Hinblick auf Austin offenbar vorhandenen Einschätzung. Daß dieser sein Studium mit der klassischen Philologie begonnen hatte, dies ist Derrida möglicherweise nicht bekannt gewesen. Cavell betont:

“[Y]ou don’t have to have Derrida’s fields of ammunition to notice a citation from a Greek tragedy sitting there in the middle of Austin’s text. Its going generally unnoticed seems significant to me quite beyond its being just the sort of tip or uncharacteristic step that interests Derrida. I suggested that the significance of its invisibility lies in an implied, shared image of who Austin is as a thinker, an image against which it makes no sense that Austin would invoke tragic literature to figure his moral.”⁴⁵

Dem fügt Cavell zur Verdeutlichung dessen, was er moniert, hinzu: “Now to mention that brilliant readers do not notice Austin’s reference to Euripides is to imply that they do not sense it important enough – to Austin – to mention; and I attribute this sense to a fixed imagination of what Austin is capable of thinking; so to accept the obvious here demands a wholesale revision of this imagined figure.”⁴⁶

Ein weiterer Punkt, in dem Cavells Austin-Bild von demjenigen Derridas abweicht, betrifft die Einschätzung der Intention (des Sprechers). Cavell geht, völlig zu Recht, davon aus, „daß der Begriff der Intention im Gegensatz von Derridas Interpretation von Austin nicht Austins Vorstellung davon entspricht, was das Verstehen von Äußerungen steuert“⁴⁷. Derrida erblickt in der Intention so etwas wie ein ‚Organisationszentrum‘ des Kontextes.⁴⁸ Mit Blick auf den totalen Kontext und seine Elemente sagt er: „Ei-

44 Stanley Cavell, “Seminar on ‘What Did Derrida Want of Austin?’”. In: Ders., *Philosophical Passages: Wittgenstein, Emerson, Austin, Derrida*. Oxford 1995, 66-90, hier: 70.

45 Ebd., 79.

46 Ebd., 82.

47 Stanley Cavell, *Die andere Stimme. Philosophie und Autobiographie*. Berlin 2002, 157.

48 Vgl. Jacques Derrida, „Signatur Ereignis Kontext“. In: Jacques Derrida, *Limited Inc*. Wien 2001, 15-45, hier: 35.

nes dieser wesentlichen Elemente – und nicht nur eines unter anderen – bleibt klassischerweise das Bewußtsein, die bewußte Anwesenheit der Intention des sprechenden Subjektes in der Totalität seines lokutionären Aktes.“⁴⁹

Nun hat Austin schon bei der Erstpräsentation der sechs von ihm unterschiedenen Arten von Unglücksfällen (‘infelicities’) im Rahmen einer Fußnote zu Γ.1 darauf hingewiesen, daß er die Forderung, daß der Sprecher bestimmte „Absichten haben muß, nicht einfach zu den ‚Umständen‘“⁵⁰ schlagen möchte, um die es (genau gesagt) in A.2 geht; doch Derrida scheint diese Bemerkung in den Augen Cavells überzuinterpretieren. Bei Cavell heißt es: „Anscheinend hält Derrida Austins Bemerkung über das Haben von Absichten [...] für einen Hinweis darauf, daß die Intention ‚wichtiger‘ für die Etablierung einer performativen Äußerung sei“⁵¹ als andere Umstände. Dies aber trifft nicht zu. Denn auch wenn ich ein Versprechen gebe (indem ich sage ‚Ich verspreche...‘), ohne die Absicht zu haben, es einzulösen, „habe ich dennoch ein Versprechen gegeben“.⁵² „Dies scheint das Gegenteil davon zu sein, die Intention zum organisierenden Zentrum in der Analyse performativer Äußerungen zu machen“.⁵³

Man sieht, Cavell, von jeher erklärter Anhänger Austins, hält daran fest, ihn zu verteidigen. Natürlich auch gegen Derrida. Mag sein, daß dadurch einiges von dem, was in den Auseinandersetzungen zwischen Searle und Derrida zwischen den sich verhärtenden Fronten zerrieben zu werden drohte, schließlich doch wieder diskutabel geworden ist.

49 Ebd., 34.

50 John L. Austin, *Zur Theorie der Sprechakte* (How to do things with Words). Stuttgart 1972/21979, 37, Anm. 10.

51 Stanley Cavell, *Die andere Stimme*. Philosophie und Autobiographie. Berlin 2002, 163.

52 Ebd.

53 Ebd., 164.

14 Felmans Austin

Shoshana Felman macht aus Austin eine Art Diskursivitätsbegründer im Sinne Foucaults, das heißt einen Autor wie Marx oder Freud. In Austin erblickt Felman nicht nur oder nicht in erster Linie den Entdecker der performativen Äußerungen, sondern einen Autor, bei dem tendenziell alles, was er gesagt hat, vor allem aber, *wie* er es gesagt hat, von besonderer Wichtigkeit, ja Verführungskraft ist. Felman jedenfalls hat sich von Austin ‚verführen‘ lassen, wie sie selbst eingesteht. Am Anfang des § 4 ihres Buches *The Scandal of the Speaking Body* macht sie auf diesen Tatbestand aufmerksam, indem sie bekennt: “I had better declare at once that I am *seduced* by Austin. I like not only the openness I find in his theory, but the theory’s potential for scandal; I like not only what he says, but what he ‘does with words.’ And it is the import of this *doing* (as distinct from the saying, from the simple theoretical statement) that I want now to articulate. After having done things with what he says, I shall try to say what he does.”¹ Austin habe zwar unentwegt gefragt, was wir *tun*, wenn wir sagen, was wir sagen; die Ideengeschichte aber habe niemals den Versuch unternommen, den Spieß umzudrehen: “[T]he history of ideas has never inquired into what *Austin* was doing with what he was saying.”² Felman möchte diesem Versäumnis begegnen. Sie stellt Austin als einen Autor hin, der seinen Lesern Vergnügen bereitet, der sie zum Lachen bringt; der bewußt Fehlleistungen produziert;

1 Shoshana Felman, *The Scandal of the Speaking Body*. Don Juan with J. L. Austin or Seduction in Two Languages. Stanford 2003, 48.

2 Ebd., 49.

der weit verbreitete Annahmen und Vorurteile über den Haufen wirft; der ein theoretisches Fiasko erzeugt und dies mit Absicht tut, der seine eigenen Zwecke verfehlt und seine eigenen Versprechen nicht einhält – der jedoch, indem er dies alles tut, *Geschichte macht*. Gegen Ende ihrer gesamten Untersuchung kommt Felman noch einmal darauf zu sprechen, wenn sie sagt:

“At the beginning of this section, I said that I would try to say what Austin *does* with words. I have just suggested that he not only produces laughter, produces pleasure, produces slips and stumbles, explodes beliefs and prejudices, produces a theoretical fiasco or *fails* to meet his own ends, to keep his own promises, but also that, in doing this (like Freud, like Lacan, like Nietzsche, and moreover like Marx), he *makes history*: that his speech act participates in what one might well call the *logic of the scandal* of historical practice, owing to the very fact that it has enough force to set in motion a systematic series of misunderstandings, that is, a historical operation – no doubt unconscious – of repression.”³

Shoshana Felman ist Literaturwissenschaftlerin französischer Provenienz. Das Thema, das ihr vornehmlich am Herzen zu liegen scheint, ist der *Don Juan*-Mythos, so wie er in Molières gleichnamiger Komödie behandelt wird. In dieser Komödie spielt das *Versprechen* eine zentrale Rolle. “*Don Juan* is [...] indeed a play about promising.”⁴ Das Versprechen aber ist *das* Musterbeispiel für eine performative Äußerung, es ist das Paradigma, an dem am besten erörtert werden kann und am häufigsten erörtert worden ist, worum es der Sprechakttheorie geht. Die Situation, so wie sie sich Felman dargestellt haben mag, beschreibt John Forrester, der Historiker der Psychoanalyse, indem er sagt: “The promise is the linch-pin of Felman’s *rapprochement* of Molière’s *Don Juan* and Austin’s theory of performatives”⁵. Wenn es in Molières *Don Juan* vornehmlich um das Versprechen geht, dann würde man gern erfahren, was dazu von seiten der Sprechakttheorie an Aufschlussreichem gesagt werden kann. Dies herauszuarbeiten genügt Fel-

3 Ebd., 107.

4 Ebd., 13.

5 John Forrester, “What the psychoanalyst does with words: Austin, Lacan and the speech acts of psychoanalysis”. In: Ders., *The Seductions of Psychoanalysis*. Freud, Lacan and Derrida. Cambridge 1990, 141-167, Anmerkungen 340-352, hier: 345.

man jedoch nicht. Das in ihrem Buch verfolgte Interesse ist vielmehr zweifacher Art: "The question that this book will raise is [...] twofold: how does research on the performative shed light on the myth of Don Juan? but also, on the other hand, what light does the Don Juan myth shed on performative theory?"⁶

Daß die Theorie der performativen Äußerungen Licht auf die von Don Juan gegebenen Versprechen werfen könnte, mag man sich vorstellen; doch daß auch umgekehrt der *Don Juan*-Mythos irgendein Licht werfen könnte auf das Paradebeispiel der Sprechakttheorie, mag zunächst mit Skepsis betrachtet werden. Dies allerdings wird sich ändern, wenn man bedenkt, daß Don Juan die Institution des Versprechens ausbeutet, ja mißbraucht. "Don Juan is devoted to a examination *en acte* of the meaning of promises and the ways in which they can be made to misfire, not perform: the promises of marriage being a key stage in the dialectic of seduction"⁷. Don Juan gibt Versprechen, vor allem, dies ist seine Spezialität, Eheversprechen. Diese sind hinsichtlich seiner Erfolge durchaus operativ: Letztere gründen sich darauf, daß er jene gibt; doch von keinem seiner Versprechen kann man sagen, daß er es hält. "Don Juan obviously abuses the institution of promising. But what does this abuse signify about promising itself? The scandal of seduction seems to be fundamentally tied to the scandal of the broken promise. *Don Juan* is the myth of scandal precisely to the extent that it is the myth of violation: the violation not of women but of promises made to them; in particular, promises of marriage."⁸

Was sagt der bei Don Juan zu beobachtende Mißbrauch der Institution des Versprechens über letzteres aus? Das, was Felman vorschwebt, ist ein Skandal, ein Skandal, der in mehrfacher Hinsicht gegeben sein soll und den sie für unreduzierbar hält: "the scandal [...] of the incongruous but indissoluble relation between language and the body; the scandal of the *seduction* of the human

6 Shoshana Felman, *The Scandal of the Speaking Body. Don Juan with J. L. Austin or Seduction in Two Languages*. Stanford 2003, 4.

7 John Forrester, "What the psychoanalyst does with words: Austin, Lacan and the speech acts of psychoanalysis". In: Ders., *The Seductions of Psychoanalysis. Freud, Lacan and Derrida*. Cambridge 1990, 141-167, Anmerkungen 340-352, hier: 345.

8 Shoshana Felman, *The Scandal of the Speaking Body. Don Juan with J. L. Austin or Seduction in Two Languages*. Stanford 2003, 4.

body insofar as it speaks – the scandal of the promise of love insofar as this promise is *par excellence* the promise that cannot be kept; the scandal of the promising animal insofar as what he promises is precisely *untenable*.”⁹

In Molières *Don Juan* werden laut Felman zwei einander widerstreitende Auffassungen von Sprache manifest. Orientiert an Austins Ausgangsunterscheidung, an ihr festhaltend und diese weiterverwendend, spricht Felman von einer konstativen und einer performativen Sprachauffassung. Diese Auffassungen seien auf die Protagonisten des Dramas von Moliere distribuiert. Die erstere der beiden Auffassungen sei die der Gegner und Opfer Don Juans, die letztere sei seine eigene:

“[T]he various individuals who perform acts of commitment have differing concepts of language. What is really at stake in the play – the real conflict – is, in fact, the opposition between two views of language, one that is cognitive, or constative, and another that is performative. According to the cognitive view, which characterizes Don Juan’s antagonists and victims, language is an instrument for transmitting *truth*, that is, an instrument of knowledge, a means of *knowing* reality.”¹⁰

Die Sprachauffassung Don Juans hingegen sei weder kognitiv oder konstativ noch informativ. “Language, for Don Juan, is performative and not informative; it is a field of enjoyment, not of knowledge.”¹¹ Wissen (Erkenntnis) und Genuß finden sich hier konfrontiert, so wie bei Freud das Realitätsprinzip und das Lustprinzip. Don Juans Gegner orientieren sich am Realitätsprinzip, er selbst aber frönt ungehemmt dem Lustprinzip.

Don Juans Rhetorik der Verführung kann verdeutlicht werden anhand der von Austin ins Spiel gebrachten Unterscheidung zwischen *Kraft* („force“) und *Bedeutung* („meaning“). Felman läßt außer acht, was hier aber nicht ins Gewicht fällt, daß Austin mit Hilfe dieser Unterscheidung einen Neuanfang im Rahmen seiner Theorieentwicklung gemacht hat. Felman spricht weiterhin von performativen Äußerungen, und sie erblickt in Bedeutung und Kraft *deren* Hauptaspekte. Ähnlich wie Austin, der die Aspekte Handlung (bzw. Kraft) und Wahrheit (bzw. Bedeutung) auf die beiden

9 Ebd., 5.

10 Ebd., 13.

11 Ebd., 14.

Teile eines explizit performativen Satzes, den performativen Eröffnungsteil (der klarmacht, wie die Äußerung aufzufassen ist) und den Teil des ‚daß‘-Satzes, der erforderlich ist, um wahr oder falsch zu sein, verteilt sieht,¹² so verhält es sich Felman zufolge auch mit Don Juan: Dieser beanspruche gewissermaßen den *Kraft*-aspekt einer Äußerung, seinen Gegnern und Opfern aber bleibe der *Bedeutungs*aspekt überlassen.

“The rhetoric of seduction may in this way be summarized by the performative utterance *par excellence*: ‘I promise’, an utterance in which all the *force* of Don Juan’s discourse is subsumed, and which is opposed, on the other hand, to the *meaning* of the discourse of the other characters in the play, a discourse that, for its part, is better summed up by Charlotte’s demand – the constative demand *par excellence*: ‘We have to know the truth’ (III, iii). The dialogue between Don Juan and the others is thus a dialogue between two orders that, in reality, do not communicate: The order of the act and the order of meaning, the register of pleasure and the register of knowledge.”¹³

Die Ordnung des Aktes oder der Kraft und die Ordnung der Bedeutung, das Lustprinzip als das Register des Genusses, und das Realitätsprinzip als das der Erkenntnis bzw. des Wissens, sie stehen einander unversöhnt gegenüber.

Performativ sind für Felman übrigens auch die Bemerkungen eines Psychoanalytikers in der psychoanalytischen Kur. Felman sagt:

“Each time the analyst speaks, interprets in the psychoanalytic situation, he gives something asked of him. What he gives, however, is not a superior understanding, but a reply. The reply addresses not so much what the patient says (or means), but his call. Being fundamentally a reply to the subject’s question, to the force of his address, the interpretive gift is not constative (cognitive) but performative: the gift is not so much a gift

12 Vgl. J. L. Austin, *How to Do Things with Words*. Oxford 1962/21975, 90.

13 Shoshana Felman, *The Scandal of the Speaking Body. Don Juan with J. L. Austin or Seduction in Two Languages*. Stanford 2003, 17.

of truth, of understanding or of meaning: it is, essentially, a gift of language."¹⁴

Auch die spektakulären Verführungserfolge Don Juans verdanken sich ausschließlich, so Felman, dem Einsatz sprachlicher Mittel. Felman stellt im Hinblick auf Molières Drama fest: "If we consider the play in terms of success or failure, it is no doubt significant that Don Juan's spectacular erotic success is accomplished by linguistic means alone."¹⁵ Schon der Mund Don Juans sei "the precise place of mediation between language and the body. Don Juan's mouth is not simply an organ of pleasure and appropriation, it is also the speech organ *par excellence*, even the organ of seduction."¹⁶

Don Juan gibt Versprechen, doch er ist weit davon entfernt, sie zu halten. Dennoch ist er kein Lügner; als jemand, der Versprechen in explizit performativer Form gibt, könnte er das auch nicht sein, denn: „Solche Wendungen können genaugenommen keine Lügen *sein*, obgleich sie Lügen ‚implizieren‘ können, so wie ‚ich verspreche es‘ impliziert, daß ich es voll und ganz beabsichtige, was vielleicht gar nicht zutrifft.“¹⁷

Don Juan ist kein Lügner, er ist eher ein Spieler, jemand, der unter anderem mit der Selbstreferentialität performativer Äußerungen spielt:

"Although he has no intention whatsoever of keeping his promises, the seducer, strictly speaking, does not lie, since he is no more than playing on the self-referential property of these performative utterances, and is effectively accomplishing the speech acts that he is naming. The trap of seduction thus consists in producing a *referential illusion* through an utterance that is by its very nature *self-referential*: the illusion of a real or extralinguistic act of commitment created by an utterance that refers only to itself."¹⁸

14 Shoshana Felman, Jacques Lacan and the Adventure of Insight. Psychoanalysis in Contemporary Culture. Cambridge, Mass. 1987, 119.

15 Shoshana Felman, The Scandal of the Speaking Body. Don Juan with J. L. Austin or Seduction in Two Languages. Stanford 2003, 14.

16 Ebd., 37.

17 John L. Austin, „Fremdseelisches“. In: Ders., Gesammelte philosophische Aufsätze. Stuttgart 1986, 101-152, hier: 136.

18 Shoshana Felman, The Scandal of the Speaking Body. Don Juan with J. L. Austin or Seduction in Two Languages. Stanford 2003, 17.

Versprechen, so wie Don Juan sie handhabt, erzeugen demnach die Illusion realer, auch für Bereiche ‚außerhalb der Sprache‘ geltender Verpflichtungen.

Was die Beurteilung der Verführungserfolge Don Juans betrifft, so ist der durchaus delikate Umstand zu bemerken, daß die Annahme eines von ihm gegebenen Heiratsversprechens zuweilen einen speziellen Preis hat: Sie setzt auf seiten seiner Opfer voraus, daß diese ihrerseits ein von ihnen selbst zuvor gegebenes Versprechen brechen. "It is important to note that, for all the women he seduces, accepting Don Juan's promise of marriage is possible only at the price of breaking a promise of their own. Elvira has to break her commitment to live in a convent, and Charlotte her promise to marry Pierrot."¹⁹

Worin aber besteht der eigentliche Skandal, von dem Felman spricht? Im Grunde genommen besteht er in dem von Nietzsche angesprochenen Drama des Tieres, das Versprechen geben darf. Gleich zu Beginn der Zweiten Abhandlung seiner Schrift „Zur Genealogie der Moral“ sagt Nietzsche:

„Ein Thier heranzüchten, das versprechen darf – ist das nicht gerade jene paradoxe Aufgabe selbst, welche sich die Natur in Hinsicht auf den Menschen gestellt hat? ist es nicht das eigentliche Problem vom Menschen?... Dass dies Problem bis zu einem hohen Grad gelöst ist, muss Dem um so erstaunlicher erscheinen, der die entgegenwirkende Kraft, die der Vergesslichkeit, vollauf zu würdigen weiss. Vergesslichkeit ist keine blosse vis inertiae, wie die Oberflächlichen glauben, sie ist vielmehr ein aktives, im strengen Sinne positives Hemmungsvermögen“²⁰.

Interessant unter anderem, daß Nietzsche in der Vergesslichkeit eine ‚entgegenwirkende Kraft‘ erblickt. Sollte es sich dabei um eine gerade der illokutionären Kraft des Versprechens entgegenwirkende Kraft handeln? Genau genommen ist es dies, worauf Shoshana Felman aufmerksam machen möchte bzw. hinauswill.

19 Ebd., 27.

20 Friedrich Nietzsche, „Zur Genealogie der Moral“. In: Ders., *Jenseits von Gut und Böse. Zur Genealogie der Moral*. Kritische Studienausgabe. Herausgegeben von Giorgio Colli und Mazzino Montinari. München/Berlin 21988, 245-412, hier: 291.

Ein Versprechen *kann* laut Felman eigentlich gar nicht gegeben werden. Es setzt auf seiten des Versprechenden eine Kombination aus Konsistenz und Konstanz voraus, die nicht garantiert werden kann. Ein Versprechen macht Konsistenz fungibel – “in the sense that any speech-act [...] [commits us] at least to consistency”²¹; doch zumindest bei einem Versprechen, sogar solche der Heirat, völlig amoralisch gebenden Typen, wie Don Juan ihn verkörpert, ist an die geforderte Konsistenz mit keiner Silbe zu denken. Bei Felman heißt es. “If every marriage is, of course, a promise, every promise is to a certain extent a promise of marriage – to the extent that every promise promises *constancy* above all, that is, promises consistency, continuity in time between the act of commitment and future action. [...] Don Juan is of course only playing, through the multiplicity of his promises of marriage, with the *illusion* of constancy inherent in the promise”²². Die Konsistenz der Haltungen und Handlungen und die damit einhergehende Konstanz der Absichten und Willensstrebungen, sie sind für Felman *illusionär*. Das heißt, Moralität ist für sie illusionär.

Was in dem von Don Juan an den Tag gelegten Unernst zum Vorschein kommt, das sind dem Versprechen inhärente Eigenschaften. Und es ist vor allem das Versprechen der Liebe, das eigentlich gar nicht gegeben, weil es nicht eingehalten werden kann. Darin besteht der Skandal des Versprechens. So sieht es laut Felman auch Austin:

“The scandal, according to Austin, [...] arises from the performative logic of ‘giving what you don’t have,’ through which, moreover, Lacan in fact defines love (*Ecrits*, p. 69). The scandal, in other words, is always in a certain way the scandal of the promise of love, the scandal of the *untenable*, that is, still and always, the scandal – Donjuanian in the extreme – of the promising animal, incapable of keeping his promise, incapable of not making it, powerless both to fulfill the commitment and to avoid committing himself”²³.

21 J. L. Austin, *How to Do Things with Words*. Oxford 1962/²1975, 154.

22 Shoshana Felman, *The Scandal of the Speaking Body. Don Juan with J. L. Austin or Seduction in Two Languages*. Stanford 2003, 20.

23 Ebd., 111.

Für Felman gibt es "within the promise a sort of internal cleavage, an inherent dehiscence."²⁴ Gerade diese dem Versprechen inwohnende Spaltung aber sei es, die der *Don Juan*-Mythos zum Vorschein bringe. "The Don Juan myth thus deals with the performative in such a way as to bring to light this breach inherent within it."²⁵

In Molières *Don Juan* dreht sich also alles um Versprechen. Daß seitens der Sprechakttheorie, die das Versprechen zu ihrem Musterbeispiel erhoben hat, etwas zum *Don Juan*-Mythos gesagt werden kann, ist zu erwarten gewesen. Weniger erwartbar ist Felmans Rede davon, daß auch Austin eine Art *Don Juan* gewesen sei. Felman spricht von ‚Austin’s Donjuanism‘. Sie vergleicht das Vorgehen Austins in *How to Do Things with Words* mit demjenigen *Don Juans* – und erblickt gewisse Ähnlichkeiten oder Entsprechungen. Eine dieser Entsprechungen hänge mit der Substitution des Begriffs der *Wahrheit* durch den (allgemeineren) der *Erfüllung* zusammen, die Austin unterstellt wird. Der Terminus ‚Erfüllung‘ (‘satisfaction’) wird dabei im Sinne der Lust oder des Vergnügens verstanden. Felman sagt: "It is striking to note that Austin’s fundamental gesture, like Don Juan’s, consists in substituting, with respect to utterances of the language, the criterion of *satisfaction* for the criterion of *truth*. [...] Thus, like Don Juan, Austin too introduces into the thinking about language the dimension of *pleasure*, quite distinct from that of knowledge"²⁶. Felman bezieht sich hier auf den Umstand, daß Austin Wahrheit und Falschheit (zu Beginn der Zwölften Vorlesung von *How to Do Things with Words*) als Namen für eine Beurteilungsdimension von Äußerungen ausgibt, die Auskunft darüber erteilt, "how the words stand in respect of *satisfactoriness* to the facts, events, situations, &c., to which they refer."²⁷

Eine weitere Gemeinsamkeit zwischen *Don Juan* und Austin bestehe in dessen Absicht, der Vorherrschaft des Wahr/falsch-Fetisch den Garaus zu machen. "In fact Austin, like Don Juan, is not simply an unbeliever, he is an iconoclast, a destroyer of fetish-

24 Ebd., 13.

25 Ebd., 29.

26 Ebd., 41.

27 J. L. Austin, *How to Do Things with Words*. Oxford 1962/21975, 149 (Hervorhebung hinzugefügt).

es.“²⁸ Felman resümiert: “Like Don Juan, Austin takes into account the subversive, and self-subversive, potential of the performative.”²⁹

Austin ist der Begründer der *Sprach*-Philosophie, einer Methode, der zufolge bei der Konfrontation mit philosophischen Problemen zunächst einmal die gewöhnliche Sprache befragt werden soll. Austin ist zudem der Begründer der Sprechakttheorie. Er ist Philosoph; ist er auch Linguist? Laut Felman läßt sich sagen: ‚sowohl – als auch‘ *und* ‚weder – noch‘.

“That Austin may be *both* philosopher *and* linguist, and at the same time, properly speaking, quite *outside the alternative* – *neither* philosopher *nor* linguist (just as a psychoanalyst is *neither* a psychiatrist *nor* a psychologist) – this can scarcely satisfy the history of ideas, which in fact reproaches Austin for being too much a linguist for philosophy (at Royauumont), and at the same time too philosophical for linguistics”³⁰.

Gibt es denn überhaupt jemanden, der zugleich Philosoph und Linguist ist, ohne weder das eine noch das andere zu sein? Interessanterweise gibt es solch eine Figur in Gestalt von Paul Grice, und dies nicht nur in den Augen von Siobhan Chapman³¹, sondern gewissermaßen auch in denen von Shoshana Felman. Auf die von Grice formulierten Gesprächsmaximen Bezug nehmend, stellt Felman fest:

“Thus Grice’s theory constitutes, in a way, an enterprise aimed at ‘correcting’ the possible *unhappiness* of the performative, an effort to eliminate the scandal of the act of failing inherent in the performative. If, then, on the one hand, critics of ‘seriousness’ reproach Austin for being *too serious*, for his excessive adherence of what is supposedly ‘normal,’ Grice’s doctrine takes him to ask on the other hand, implicitly at least, for his excessive adherence to the scandal of the ‘abnormal’ or of infelicity. Hence Grice’s effort to correct the abnormal by his own attempt to

28 Shoshana Felman, The Scandal of the Speaking Body. Don Juan with J. L. Austin or Seduction in Two Languages. Stanford 2003, 42.

29 Ebd., 43.

30 Shoshana Felman, The Scandal of the Speaking Body. Don Juan with J. L. Austin or Seduction in Two Languages. Stanford 2003, 105.

31 Vgl. Siobhan Chapman, Paul Grice, Philosopher and Linguist. New York 2005.

normalize the acts of language – or of the speaking body. By improving the manual – which he takes at face value – Grice, it seems, thinks he has really understood, ‘*how to do* things with words.’”³²

Wie man vorgehen soll, wenn man etwas mit Wörtern tun will, genau darüber geben die von Grice aufgestellten Maximen in der Tat Auskunft.

Shoshana Felman, haben wir gehört, hat sich von Austins Schreibstil verführen lassen. Ihr gefällt nicht nur die in seiner Theorie enthaltene Offenheit, sondern auch das darin enthaltene Skandal-Potential. Felman gefällt nicht nur, was Austin *sagt*, sondern auch das, was er selbst mit Wörtern *tut*. Wie hoch sie Austins Leistung letztlich einschätzt, das zeigt sich, wenn sie gegen Ende ihrer Untersuchung vorschlägt, in Austins Entdeckung einen *neu(artigen) Typus von Materialismus* zu sehen. Felman sagt: “I suggest that Austin’s materialism lies *between* the materialism of psychoanalysis and that of atomic physics, since, like psychoanalysis, it is concerned with the speaking body, and since it displaces the notion of act in the same way that the physics of relativity displaces that of matter.”³³ Materie hat laut Relativitätstheorie nur eine relative Existenz innerhalb einer Interaktion von Materie/Energie-Relationen.³⁴ Ähnlich soll es um den Sprechakt bestellt sein. Bei Felman heißt es:

“I suggest that it is in a sense parallel to the discovery of the matter/energy unity that Austin discovers the singular ‘unity’ of the speech act, that is, a relation, precisely, between the matter of language (little bits of sentences, phrases, signifiers, atoms of the speaking body) and energy or (illocutionary) ‘force,’ that space of undecidability between matter and energy, between ‘things’ and ‘events.’ And here again, energy is obtained only by the explosion of semantic atoms, the recrudescence [das Wiederaus- / aufbrechen] of force is achieved only at the price of the loss or the bursting of the signifying matter.”³⁵

32 Shoshana Felman, *The Scandal of the Speaking Body*. Don Juan with J. L. Austin or Seduction in Two Languages. Stanford 2003, 97.

33 Ebd., 109.

34 Vgl. ebd.

35 Ebd.

Mit dem von ihm ins Spiel gebrachten Begriff der *illokutionären* Kraft scheint Austin in die Gemeinschaft der bedeutendsten Entdecker aufgenommen worden zu sein.

Nach dem Bild von Austin, das Felman ungeachtet dieser Wertschätzung gewonnen hat, ist dieser durchaus kein Anwalt der Ernsthaftigkeit (*seriousness*). Felman sagt: "If Austin *displays seriousness*, it is not in order to *play an unserious role* but – in his own words – to *play the devil*."³⁶ Auch hierin soll Austin Don Juan ähneln. "Like Don Juan, Austin takes pleasure – to use his own terms – in *playing old Harry*, playing the devil."³⁷ Austin sehe sich durch seine Unterscheidung von fünf Klassen von Sprechaktenverben ermuntert, "to *play Old Harry with two fetishes*"³⁸, wovon der eine der Wahr/falsch-Fetisch ist. Um diesem den Garaus zu machen, dazu ist Austin ausgezogen. Doch sollte man deshalb von einem ‚diabolischen‘ Austin sprechen, wie es Sybille Krämer im Anschluß an Shoshana Felman tut? Zweifel mögen hier berechtigt sein. Sollte Sybille Krämer sie zerstreut haben?³⁹

36 Ebd., 95.

37 Ebd., 87.

38 J. L. Austin, *How to Do Things with Words*. Oxford 1962/²1975, 151.

39 Vgl. den Abschnitt über *Krämers Austin*.

15 Butlers Austin

An der Performativ/konstativ-Unterscheidung und deren Schicksal ist Judith Butler nicht sonderlich interessiert, doch sie arbeitet mit einem Konzept von ‚Performativität‘, das sie auf Austin und die von diesem zum Thema gemachten performativen Äußerungen zurückführt. Butler benutzt dieses Konzept, um genauer zu erklären, was ihr an der ‚Subjektivation‘ wichtig erscheint, die sie, vornehmlich in Auseinandersetzung mit Althusser und Foucault, näher zu bestimmen versucht. „Subjektivation‘ bezeichnet den Prozeß des Unterworfenwerdens durch Macht und zugleich den Prozeß der Subjektwerdung. Ins Leben gerufen wird das Subjekt, sei es mittels Anrufung oder Interpellation im Sinne Althussters oder mittels diskursiver Produktivität im Sinne Foucaults, durch eine ursprüngliche Unterwerfung unter die Macht.“¹ Entscheidend für die Subjektivation ist vor allem die Zuschreibung der Geschlechtsidentität, im Hinblick auf die ebenfalls erklärt wird, wie sie vonstatten geht. Eine orthodoxe Sprechakttheoretikerin ist Judith Butler nicht, und sie will es auch nicht sein. Kein Wunder deshalb, wenn in ihren Ausführungen dann und wann von ‚performativen Sprechakten‘ (statt Äußerungen), von ‚illokutionären Äußerungen‘ (statt von performativen), von ‚illokutionären performativen Äußerungen‘ (statt einfach von illokutionären Akten) oder von ‚performativer Kraft‘ (statt von illokutionärer) die Rede ist. Solche Abweichungen von Redeweisen der orthodoxen Sprechakttheorie sind nicht einmalig. Sie finden sich sogar bei Ei-

1 Judith Butler, *Psyche der Macht. Das Subjekt der Unterwerfung*. Frankfurt a. M. 2001, 8.

ke von Savigny, der *How to Do Things with Words* ins Deutsche übersetzt hat, und bei dem von z. B. von ‚expliziten illokutionären Akten‘² die Rede ist. Es handelt sich hier um Vermischungen von *Austin-I* (dem Austin der performativen Äußerungen) und *Austin-II* (dem der illokutionären Akte), die selbst bei Recanati zu beobachten sind, bei dem die Bezeichnung ‚constative force‘ vorkommt³; als Leser muß man darüber hinwegsehen.

Performativität ist für Butler ein zentrales Phänomen, und zwar insofern, als es Beziehungen zum *Körper* aufweist, und dies sogar in mehrfacher Hinsicht. Zum einen vertritt Butler mit Felman die „These, daß der Sprechakt eine körperliche Handlung ist“⁴, was heißen soll, „daß der Sprechakt als Handlung eines sprechenden Körpers immer in bestimmtem Maße unwissend darüber ist, was er ausführt, bzw. daß er immer etwas Unbeabsichtigtes sagt“⁵. „Der Körper ist gleichsam der blinde Fleck des Sprechens: das, was über das Gesagte hinaus, jedoch gleichzeitig in ihm und durch es agiert.“⁶ Zum anderen ist der Körper in seiner Materialität laut Butler ein Schauplatz der sozialen Geschlechtsidentität: letzteres in dem Sinne, daß sich gesellschaftliche Imperative auf sie beziehen, so wie sich individuelle Darstellungen, Performanzen, auf sie beziehen. Performativität und darstellerische Realisierungen sind allerdings nicht gleichzusetzen:

„[D]ie darstellerische Realisierung [*performance*] als begrenzter ‚Akt‘ unterscheidet sich von der Performativität insofern, als letztere in einer ständigen Wiederholung von Normen besteht, welche dem Ausführenden vorhergehen, ihn einschränken und über ihn hinausgehen, und in diesem Sinne kann sie nicht als Erfindung des ‚Willens‘ oder der ‚Wahl‘ des Ausführenden aufgefaßt werden; was ‚darstellerisch realisiert‘ wird, wirkt sich dahingehend aus, dasjenige zu verschleiern, wenn nicht gar zu leugnen, was opak, unbewußt, nicht ausführbar bleibt. Die Verkür-

2 Vgl. Eike von Savigny, *Die Philosophie der normalen Sprache*. Eine kritische Einführung in die ‚ordinary language philosophy‘. Frankfurt a. M. 1974, 140.

3 Vgl. François Recanati, *Meaning and Force. The Pragmatics of Performative Utterances*. Cambridge 1987, 71

4 Judith Butler, *Haß spricht*. Zur Politik des Performativen. Berlin 1998, 22.

5 Ebd., 21 (Zitat leicht korrigiert).

6 Ebd., 22.

zung von Performativität auf darstellerische Realisierung wäre ein Fehler.“⁷

Dies ist eine wichtige Klarstellung, wirkt sie doch einer Ineinssetzung von Performativität und Performanz entschieden entgegen.

In *Das Unbehagen der Geschlechter* ist die Rede davon, daß bestimmte Akte, Gesten und Begehren „die Illusion eines inneren Organisationskerns der Geschlechtsidentität [...] [schaffen], eine Illusion, die diskursiv aufrechterhalten wird, um die Sexualität innerhalb des obligatorischen Rahmens der reproduktiven Heterosexualität zu regulieren.“⁸ „In *Gender Trouble*“, sagt Jonathan Culler,

„Butler proposes that we consider gender as performative, in the sense that it is not what one is but what one does. A man is not what one is but something one does, a condition one enacts. Your gender is created by your acts, in the way that a promise is created by the act of promising. You become a man or a woman by repeated acts, which, like Austin's performatives, depend on social conventions [...]. [T]here are socially established ways of being a man or being a woman.“⁹

„Diese im allgemeinen konstruierten Akte, Gesten und Inszenierungen erweisen sich insofern als *performativ*, als das Wesen oder die Identität, die sie angeblich zum Ausdruck bringen, vielmehr durch leibliche Zeichen und andere diskursive Mittel hergestellte und aufrechterhaltene Fabrikationen/Erfindungen sind.“¹⁰ An anderer Stelle heißt es, daß „der Begriff ‚*performativ*‘ auf eine inszenierte, kontingente Konstruktion der Bedeutung verweist.“¹¹

Was aber ist Performativität?

7 Judith Butler, *Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts*. Frankfurt a. M. 1997, 321.

8 Judith Butler, *Das Unbehagen der Geschlechter*. Frankfurt a. M. 1991, 200.

9 Jonathan Culler, *Literary Theory. A Very Short Introduction*. Oxford 1997, 103.

10 Judith Butler, *Das Unbehagen der Geschlechter*. Frankfurt a. M. 1991, 200.

11 Ebd., 205.

„Zunächst einmal darf Performativität nicht als ein vereinzelter oder absichtsvoller ‚Akt‘ verstanden werden, sondern als die ständig wiederholende und zitierende Praxis, durch die der Diskurs die Wirkungen erzeugt, die er benennt. Wie im folgenden hoffentlich deutlich werden wird, sind es die regulierenden Normen des ‚biologischen Geschlechts‘, die in performativer Wirkungsweise die Materialität der Körper konstituieren und, spezifischer noch, das biologische Geschlecht des Körpers, die sexuelle Differenz im Dienste der Konsolidierung des heterosexuellen Imperativs materialisieren.“¹²

Heterosexualität wird in der Gesellschaft als Norm, Homosexualität als verquer [‚queer‘] angesehen. Denn: „Wenn die Materialität des Geschlechts [sex] im Diskurs abgegrenzt wird, dann wird diese Abgrenzung einen Bereich des ausgeschlossenen und entlegitimierten ‚sex‘ hervorbringen.“¹³ ‚Queering‘ jedoch gilt „als ein definierendes Moment von Performativität“¹⁴. Ihm steht entgegen, was in der gesellschaftlich sanktionierten Heiratszeremonie manifest wird. „Der zentrale Stellenwert der Heiratszeremonie in J. L. Austins Beispielen für Performativität legt nahe, daß die Heterosexualisierung der sozialen Bindung die paradigmatische Form für jene Sprechakte ist, die zustande bringen, was sie benennen. ‚Ich erkläre euch ...‘ läßt die Beziehung wirksam werden, die sie benennt.“¹⁵

Die Heterosexualisierung sozialer Bindungen wird vorbereitet durch das Zitieren von Normen. Eine Konstatierung (!) wie ‚Mädchen‘ wird von Butler „verstanden als ein Geschlechter-Imperativ – ‚Mädchen!‘“¹⁶. Butler geht davon aus, daß dadurch Prozesse initiiert werden, durch die ein bestimmtes ‚Zum-Mädchen-Werden‘ erzwungen wird. „Geschlechternormen wirken, indem sie die Verkörperung bestimmter Ideale von Weiblichkeit und Männlichkeit verlangen, und zwar solche, die fast immer mit der Idealisierung der heterosexuellen Bindung in Zusammenhang stehen. So gesehen nimmt die initiiierende performative Äußerung, ‚Es ist ein

12 Judith Butler, Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts. Frankfurt a. M. 1997, 22.

13 Ebd., 40.

14 Ebd., 309.

15 Ebd.

16 Ebd., 325.

Mädchen', die gegebenenfalls eintreffende Sanktion, ‚Ich erkläre euch zu Mann und Frau', vorweg.“¹⁷

Was die soziale Geschlechtsidentität („gender“) betrifft, so wird sie bei Butler als „intentional und nicht-referentiell“¹⁸ betrachtet. Butler sagt zur Verdeutlichung:

„Ich gebrauche den Begriff ‚intentional‘ in einem spezifisch phänomenologischen Sinn. ‚Intentionalität‘ bedeutet in der Phänomenologie nicht voluntaristisch oder vorsätzlich, sondern ist vielmehr eine Art und Weise, das Bewußtsein (oder Sprache) als *ein Objekt habend* zu charakterisieren, und spezieller noch, als auf ein Objekt gerichtet, das existieren mag oder auch nicht. In diesem Sinn kann ein Akt des Bewußtseins ein *imaginäres* Objekt intendieren (postulieren, konstituieren, auffassen). Soziale Geschlechtsidentität in ihrer Idealität ließe sich als ein intentionales Objekt auslegen, ein Ideal, das konstituiert ist, das aber nicht existiert.“¹⁹

In *Haß spricht* stehen, was die Theorie der performativen Äußerungen betrifft, zwei Vermittlungsversuche im Blickpunkt: Zum einen zielt Butler darauf ab, eine Brücke zu schlagen zwischen den Theorien Austins und Althussers, soweit sich diese auf das sprechende Subjekt beziehen²⁰. Das von Austin als quasi autonom vorausgesetzte Subjekt der performativen Äußerungen muß auf seine Konstituierung hin befragt werden. „Die Handlungsfähigkeit des Subjekts erscheint als Wirkung seiner Unterordnung.“²¹ Zum anderen geht es um den Versuch, die sprechaktbezogenen Positionen Bourdieus und Derridas miteinander zu vermitteln.²² Denn: „Sowohl Bourdieu als auch Derrida lesen Austin, um klarer zu bestimmen, was die Kraft der performativen Äußerung ist, was einer sprachlichen Äußerung die Kraft verleiht, das zu tun, was

17 Ebd., 318.

18 Ebd., 380f, Anm. 206.

19 Ebd., 381, Anm. 206.

20 Vgl. Judith Butler, *Haß spricht. Zur Politik des Performativen*. Berlin 1998, 43.

21 Judith Butler, *Psyche der Macht. Das Subjekt der Unterwerfung*. Frankfurt a. M. 2001, 16.

22 Vgl. Judith Butler, *Haß spricht. Zur Politik des Performativen*. Berlin 1998, 231, Anm. 5.

sie sagt, oder ihr erlaubt, Effekte als Folge des Gesagten zu befestigen.“²³

Was den ersteren Vermittlungsversuch anbelangt, so macht Butler mit Althusser als eine „Voraussetzung für jene im Subjekt zentrierten Sprechakte, die Austins Analysen bevölkern“²⁴, geltend, daß das Subjekt erst erzeugt wird durch die *Anrufung*.²⁵ Eine Anrede, wie das von einem Polizisten an einen Passanten gerichtete ‚Hallo, Sie da!‘, „ruft das Subjekt ins Leben.“²⁶ „Der Passant, der sich selbst wiedererkennt und sich umwendet, um auf den Ruf zu antworten – d. h. fast jeder –, existiert im strengen Sinne nicht vor dem Ruf.“²⁷ Doch für Butler ist diese Konstituierung des Subjekts nicht voraussetzungslos. Sie allein „als Wirkung der autoritativen Stimme“²⁸ zu betrachten, dies hält Butler nicht für hinreichend. Denn:

„Die Anrufung des Subjekts durch die inaugulative Anrede der Staatsmacht setzt nicht nur voraus, daß ein Gewissen schon eingeschärft wurde, sondern daß das Gewissen als psychische Operation einer reglementierenden Norm ein spezifisches psychisches und gesellschaftliches Funktionieren der Macht darstellt, von dem die Anrufung abhängt, die sie jedoch nicht erklären kann. Überdies wird in Althusser's Modell der Macht der autoritativen Stimme, der Stimme der Strafe und damit einem Begriff der als Rede figurierten Sprache performative Kraft zugeschrieben.“²⁹

Dies jedoch erkläre noch nicht „die Macht der geschriebenen Sprache oder des bürokratischen Diskurses“³⁰. Foucault gehe da weiter. Er entwickle „seinen Begriff des Diskurses unter anderem als Gegengewicht zum Modell der souveränen interpellativen Rede in Theorien wie derjenigen Althusser's, aber auch, um der *Wirk-*

23 Ebd., 206.

24 Ebd., 41.

25 Vgl. ebd.

26 Ebd., 43.

27 Ebd., 42f.

28 Judith Butler, *Psyche der Macht. Das Subjekt der Unterwerfung*. Frankfurt a. M. 2001, 10.

29 Ebd., 11.

30 Ebd.

samkeit des Diskurses über das gesprochene Wort hinaus Rechnung zu tragen.“³¹

In noch stärkerem Maße als bei der bloßen Anrufung gilt das Ins-Leben-gerufen-Werden des Subjekts in Fällen *verletzender* Anrede, wie sie z. B. im Gebrauch von Schimpfnamen vorliegt oder in Gestalt obszöner oder rassistischer Bemerkungen. Butler spricht hier von „*hate speech*“³², worunter sie einen Sprechakt versteht, der „das Subjekt in einer untergeordneten Position hervorbringt“³³. Auch und gerade für solche Fälle gilt: „Die Anrede selbst konstituiert das Subjekt“³⁴, „eine bestimmte gesellschaftliche Existenz des Körpers [wird] erst dadurch möglich, daß er sprachlich ange-rufen wird.“³⁵ Die Vermittlung der Theorien Austins und Althus-sers soll zeigen, „wie das durch die Anrede des Anderen konsti-tuierte Subjekt zu einem Subjekt wird, das seinerseits andere an-sprechen kann.“³⁶

Der andere Vermittlungsversuch, der zwischen Bourdieu und Derrida, nimmt seinen Ausgang bei den Fragen: „Worin besteht die ‚Kraft‘ der performativen Äußerung, und wie läßt sie sich als Teil einer Politik verstehen?“³⁷

Bourdieu beantwortet diese beiden Fragen, indem er die per-formativen Äußerungen „als einen Sonderfall der Wirkungen symbolischer Herrschaft begreift“³⁸. Die Autorität, die einer per-formativen Äußerung zukommt, ist für Bourdieu keine interne, sprachliche Eigenschaft, sie kommt nach seinem Dafürhalten vielmehr von außen. Bourdieu behauptet: „Die *illocutionary force*, die außersprachliche Macht von Aussagen, ist nun einmal – genau wie bei den ‚performativen Aussagen‘, in denen sie *bedeutet* oder besser, in doppeltem Sinne, *repräsentiert* wird – in den Wörtern selber nicht zu finden.“³⁹ Nicht in den Wörtern, aber auch nicht

31 Ebd.

32 Vgl. Judith Butler, *Haß spricht. Zur Politik des Performativen*. Berlin 1998, 13.

33 Ebd., 44.

34 Ebd., 14.

35 Ebd.

36 Ebd., 43.

37 Ebd., 200.

38 Pierre Bourdieu, *Was heißt sprechen? Zur Ökonomie des sprachlichen Tausches*. Wien 2005, 79.

39 Ebd., 101.

„im Diskurs selber, das heißt in der eigentlichen sprachlichen Substanz [...]. Der Versuch, die Macht sprachlicher Äußerungen sprachlich zu begreifen, die Suche nach der Ursache der Logik und der Wirkung der *Sprache der Setzung* in der Sprache selber, übersieht, dass die Sprache ihre Autorität von außen bekommt“⁴⁰. „Austins Untersuchung performativer Aussagen“, sagt Bourdieu an anderer Stelle, „kann innerhalb der Grenzen der Sprachwissenschaft zu keinem Schluss kommen. Die magische Wirkung dieser *Setzungsakte* ist nicht von der Existenz einer Institution zu trennen, die die Bedingungen (für Akteure, Orte, Zeitpunkte usw.) bestimmt, die erfüllt sein müssen, damit die Magie der Worte wirken kann.“⁴¹

Soweit Bourdieu. Butler hält dagegen. Sie sagt: „Die ‚Kraft‘ leitet sich nicht aus außersprachlichen Bedingungen ab, wie Bourdieu nahelegt, sondern resultiert aus der [von Derrida geltend gemachten] Iterabilität des graphematischen Zeichens.“⁴² Bezeichnenderweise ist es laut Butler nun allerdings „gerade die Iterabilität der performativen Äußerung, die Bourdieu verkennt [...]. Für Derrida leitet sich die Kraft der performativen Äußerung aus ihrer Dekontextualisierung ab, aus ihrem Bruch mit einem früheren Kontext und ihrer Fähigkeit, neue Kontexte an sich zu ziehen. Tatsächlich müsse eine performative Äußerung, soweit sie konventionell ist, wiederholt werden, damit sie funktionieren kann.“⁴³ Das heißt: „Performative Äußerungen funktionieren nach der gleichen Logik wie Schriftzeichen“⁴⁴.

Für Butler aber steht fest, daß die Frage, was die ‚Kraft‘ der performativen Äußerung konstituiert, weder mit Bourdieu noch mit Derrida allein beantwortet werden kann, „obwohl beide Auffassungen, zusammengenommen, auf eine Theorie der gesellschaftlichen Iterabilität hindeuten.“⁴⁵ Letztlich jedoch sei es in diesem Zusammenhang angebracht, „sich daran zu erinnern, daß die Kraft des Sprechaktes [...] eng mit dem Status von Sprechen als

40 Ebd.

41 Ebd., 80.

42 Judith Butler, *Haß spricht. Zur Politik des Performativen*. Berlin 1998, 211.

43 Ebd., 209.

44 Ebd.

45 Ebd., 215.

körperlicher Handlung zusammenhängt.“⁴⁶ Die von Butler vertretene Position besagt, „daß der Sprechakt eine körperliche Handlung ist und daß sich die Wirkungskraft der performativen Äußerung nie ganz von der körperlichen Kraft trennen läßt: Darin konstituiert sich der Chiasmus der ‚Drohung‘ als Sprechakt, der zugleich körperlich und sprachlich ist.“⁴⁷

46 Ebd.

47 Ebd., 200f.

16 Krämers Austin

Ähnlich wie Geoffrey Warnock, allerdings ohne auf diesen Bezug zu nehmen, reflektiert auch Sybille Krämer über Austins ursprüngliche Einsicht, möchte dabei aber „Über eine andere Lesart der Anfänge der Sprechakttheorie bei Austin“¹ sprechen. Während Warnock um eine Rekonstruktion der Ausgangsüberlegungen des Autors von *How to Do Things with Words* bemüht ist, schlägt Krämer eine „dekonstruktive Lektüre jenes Textes von Austin“² vor. So als wäre die von Derrida beschworene Iterabilität irgendeiner Exemplifikation bedürftig, wiederholt Krämer in abgewandelter Form in einer Reihe von Beiträgen die Geschichte, die ihr vorschwebt, allerdings ohne daß diese dadurch an Überzeugungskraft gewönne. Nicht nur stellt „Sprache – Stimme – Schrift“ der hinzugefügten Anmerkung 1 zufolge eine geringfügig veränderte Version eines bereits 1998 erschienenen Artikels dar, Entsprechendes gilt auch für den Austin gewidmeten Abschnitt aus *Sprache, Sprechakt, Kommunikation* sowie für „Was tut Austin, indem er über das Performative spricht?“ und den zusammen mit Marco Stahlhut verfaßten Aufsatz „Das ‚Performative‘ als Thema der Sprach- und Kulturphilosophie“.

„Die zentrale These ist dabei, daß das, was Austin ‚Performativa‘, und das, was er ‚Illokutionen‘ nennt, zwei wohl zu unterschei-

1 Sybille Krämer, „Sprache – Stimme – Schrift: Sieben Gedanken über Performativität als Medialität“. In: Uwe Wirth (ed.), *Performanz. Zwischen Sprachphilosophie und Kulturwissenschaften*. Frankfurt a. M. 2002, 323-346, hier: 333.

2 Ebd.

dende Phänomene sind und daß die Performativa – im folgenden ‚ursprüngliche‘ Performativa genannt – eine Klasse von Äußerungen verkörpern, welche gerade darauf beruhen, die Bedingungen, die für die Illokutionen gültig sind, außer Kraft zu setzen.“³ Diese These ist, das sei sogleich gesagt, nicht zu halten. Bei Austin heißt es: “I call the act performed an ‘illocution’”⁴. Illokutionen oder illokutionäre Akte sind Bezeichnungen für den Handlungsaspekt derjenigen Äußerungen, deren Eigentümlichkeiten Austin zunächst dadurch hat erfassen wollen, daß er sie ‚performativ‘ genannt hat. Deshalb ist es gar nicht vorstellbar, daß irgendwelche Performativa Bedingungen außer Kraft setzen könnten, die für Illokutionen gültig sind. Doch bei Krämer heißt es weiter: „Ursprüngliche Performativa sind Rituale, Restbestände einer quasi-magischen Praktik im zeremoniellen Reden. Austin führt als Beispiele Taufe, Heirat oder das Verfassen eines Testaments an.“⁵ In Gestalt einer Fußnote findet sich dieser Bemerkung hinzugefügt: „Als viertes Beispiel führt Austin allerdings eine Wette an: ‚Ich wette einen Fünfiger, daß es morgen regnet‘“⁶. Dem Umstand, daß diese Bemerkung hinzugefügt ist, könnte entnommen werden, daß die Wette in den Augen Krämers aus dem Rahmen der sogenannten ‚ursprünglichen‘ Performativa herausfällt. In dem Austin gewidmeten Abschnitt ihres 2001 erschienenen Buches *Sprache, Sprechakt, Kommunikation* wird die Wette allerdings (noch?) in einem Atemzug mit den anderen drei Beispielen erwähnt. Dort geht es unterschiedslos „um Heirat, Schiffstaufe, Wette und Testament“⁷. Worüber jedoch Klarheit bestehen sollte: Bei den Beispielen, in denen Krämer ihre sogenannten ‚ursprünglichen‘ Performativa erblickt, handelt es sich, wie schon bei Se-

3 Ebd., 334.

4 J. L. Austin, *How to Do Things with Words*. Oxford 1962/²1975, 100.

5 Sybille Krämer, „Sprache – Stimme – Schrift: Sieben Gedanken über Performativität als Medialität“. In: Uwe Wirth (ed.), *Performanz. Zwischen Sprachphilosophie und Kulturwissenschaften*. Frankfurt a. M. 2002, 323-346, hier: 334.

6 Ebd., 334, Anm. 29.

7 Sybille Krämer, „John L. Austin – Performative und konstatierende Äußerungen: Warum läßt Austin diese Unterscheidung zusammenbrechen?“. In: Dies., *Sprache, Sprechakt, Kommunikation. Sprachtheoretische Positionen des 20. Jahrhunderts*. Frankfurt a. M. 2001, 140.

sonske, Warnock oder Derrida, um nichts anderes als die ersten vier der von Austin genannten Beispiele.⁸ Gemeinsam ist ihnen, daß sie institutionelle Hintergründe und rechtliche Konsequenzen haben, bei der Wette steht im Hintergrund ein Ehrenkodex als vor-rechtliches Äquivalent.

Die Ausführungen Krämers lassen im Bereich eines dieser Beispiele eine Verschiebung erkennen, die ein weiteres Mißverständnis zum Ausdruck bringt. Krämer geht weder auf Austins Testament-Beispiel noch auf sein Heirats-Beispiel ein, bei dem es um das sogenannte ‚Ja‘-Wort der zu Verheiratenden geht. Letzteres ist ein Beispiel für den *kommissiven* Sprechakt des Eheversprechens. Wie die folgende Bemerkung zeigt, bezieht sich Krämer aber auf die Worte des Standesbeamten. Dessen Äußerungen aber haben einen anderen Stellenwert als das jeweilige ‚Ja‘-Wort der zu Verheiratenden. Bei Krämer heißt es:

„Die illokutionäre Rolle von Äußerungen wird gewöhnlich in Zusammenhang gebracht mit ihrer Bindungsenergie, kraft deren der Sprecher eine soziale Beziehung mit dem Adressaten aufnimmt, die auch zukünftige Verpflichtungen einschließt. Doch der Standesbeamte, der traut, der Priester, der tauft, der Richter, der ein Urteil spricht, stiften damit keineswegs eine soziale Bindung zu den Verheirateten, dem Getauften und dem Verurteilten. Im strengen Sinne sind die Adressaten der zeremoniellen Rede gar nicht die unmittelbar Anwesenden und Angesprochenen, vielmehr ist es die ‚Öffentlichkeit‘“⁹.

Eine Bemerkung wie diese ist in mehrfacher Hinsicht irreführend. Von der ‚Bindungsenergie‘, von der im ersten Satz gesprochen wird, kann im Hinblick auf die Worte des Standesbeamten zwar in der Tat nicht die Rede sein: Um ‚eine soziale Bindung zu den Verheirateten‘ geht es hier wirklich nicht. Doch heißt dies nicht, daß hier keine andersartig zu charakterisierende illokutionäre Kraft im Spiel wäre. Letzteres aber ist der Fall. Die Bemerkung des

8 Vgl. dazu die Abschnitte über *Sesonskes Austin*, *Warnocks Austin* und *Derridas Austin*.

9 Sybille Krämer, „Sprache – Stimme – Schrift: Sieben Gedanken über Performativität als Medialität“. In: Uwe Wirth (ed.), *Performanz. Zwischen Sprachphilosophie und Kulturwissenschaften*. Frankfurt a. M. 2002, 323-346, hier: 334f.

Standesbeamten („Hiermit erkläre ich die hier Erschienenen zu Mann und Frau“) ist *deklarativer* Art.

Eben diesen *deklarativen* Charakter der Verheiratung, der Taufe und der Urteilsverkündung scheint Krämer zu verkennen. Bei deklarativen Sprechakten wie diesen kann keine Rede davon sein, daß ‚der Sprecher eine soziale Beziehung mit dem Adressaten aufnimmt‘, vielmehr wird dem bzw. den Adressaten ein bestimmter *Status* auferlegt oder zugeschrieben. Dies allerdings geschieht in der Regel in dessen/deren Gegenwart sowie in Gegenwart weiterer Anwesender: Diese Anwesenden aber mitsamt derjenigen Person bzw. denjenigen Personen, der/denen der Status auferlegt wird, *sind* die Adressaten des jeweiligen deklarativen Sprechakts. Es ist weder, wie Krämer meint, die ‚Öffentlichkeit‘, noch ist es „die‘ Gesellschaft“¹⁰. Die bei Krämer zu beobachtende Fehlbeantwortung der Frage der Adressierung deklarativer Sprechakte widerlegt die These von der „*Dispensierung des Illokutionären in den ursprünglichen Performativa*“¹¹ in dem ersten ihrer drei Aspekte. Von einer Außer-Kraft-Setzung von „Eigenschaften, die wir im Horizont der Sprechakttheorie mit den illokutionären Aspekten der Rede verbinden“¹², kann hinsichtlich der obigen Beispiele, zumindest in diesem Punkt der Adressierung, keine Rede sein.

Der Austin gewidmete Abschnitt aus *Sprache, Sprechakt, Kommunikation* trägt die Überschrift: „John L. Austin – Performative und konstatierende Äußerungen: Warum läßt Austin diese Unterscheidung zusammenbrechen?“¹³ Diese Frage scheint bewußt in dieser Form gestellt zu sein, denn daß Austin die von ihm selbst eingeführte Unterscheidung zwischen performativen und konstativen Äußerungen nicht aufrechterhalten, sondern wieder aufgegeben hat, ist bekannt. Entgangen sein dürfte sie höchstens demjenigen Leser, der bei der Lektüre von *How to Do Things with Words* (oder einer Übersetzung dieses Textes) nicht bis zum Ende der Siebenten Vorlesung vorgedrungen ist, wo es heißt, „daß Äu-

10 Ebd., 143.

11 Ebd., 142.

12 Ebd.

13 Sybille Krämer, „John L. Austin – Performative und konstatierende Äußerungen: Warum läßt Austin diese Unterscheidung zusammenbrechen?“. In: Dies., *Sprache, Sprechakt, Kommunikation*. Sprachtheoretische Positionen des 20. Jahrhunderts. Frankfurt a. M. 2001, 135-153, hier: 135.

ßerungen beider Typen, nicht nur die performativen, verunglücken können; weiter, daß auch die performativen Äußerungen nicht nur glücken müssen, sondern der Forderung unterliegen, den Tatsachen zu entsprechen oder doch in einer je nach Fall verschiedenen Beziehung zu den Tatsachen zu stehen, ganz so wie das für allem Anschein nach konstative Äußerungen typisch ist.“¹⁴ Krämer spricht vom Zusammenbrechen-Lassen der Unterscheidung, es hat sich ihr der Eindruck aufgedrängt, daß bei Austin „das Zusammenbrechen der Klassifizierung zwischen ‚performativ/konstativ‘ regelrecht *aufgeführt* wird.“¹⁵ Krämer fragt deshalb: „*Warum inszeniert Austin das Zusammenbrechen seiner begrifflichen Unterscheidung?*“¹⁶

Mit der These, daß Austin das Zusammenbrechen seiner begrifflichen Unterscheidung inszeniere, macht Krämer ihn zum *Souverän*, der zwar nicht über den Ausnahmezustand, dafür aber über die Beibehaltung oder Verwerfung seiner Unterscheidung nach eigenem Gutdünken entscheidet – was suggeriert, daß er sie auch hätte beibehalten können, wenn er nur gewollt hätte.

Krämer liest Austin erkennbar mit anderen Autoren, auch wenn sie dies nicht immer deutlich macht. Sie liest ihn beispielsweise mit Habermas, ohne diesen im Rahmen des Austin gewidmeten Abschnitts ihres Buches zu erwähnen. Darauf jedenfalls deutet z. B. hin, wenn sie im Zusammenhang mit dem Begriff des Illokutiven von einem „intersubjektiven Bindungspotential zwischen Sprecher und Hörer“¹⁷ oder von „Bindungsenergie“¹⁸ spricht. Andere Autoren bzw. Autorinnen, auf die Krämer zurückgreift, sind Shoshana Felman, Judith Butler und Jacques Derrida. Für die Beantwortung der obigen Frage ist der Rückgriff auf den letzteren wichtig.

14 John L. Austin, *Zur Theorie der Sprechakte* (How to do things with Words). Stuttgart 1972/21979, 109.

15 Sybille Krämer, „John L. Austin – Performative und konstatierende Äußerungen: Warum läßt Austin diese Unterscheidung zusammenbrechen?“. In: *Dies., Sprache, Sprechakt, Kommunikation. Sprachtheoretische Positionen des 20. Jahrhunderts*. Frankfurt a. M. 2001, 149.

16 Ebd.

17 Ebd., 142.

18 Ebd..

Krämer liest Austin mit Derrida, wenn sie behauptet, das, was bei Austin inszeniert werde, habe „mit dem Vorführen des Scheiterns philosophischer Begriffsarbeit“¹⁹ zu tun. In der späteren Wiederaufgabe der von Austin selbst eingeführten Unterscheidung erblickt Krämer eine „Exemplifikation des potentiellen Scheiterns aller Kategorisierung.“²⁰ Sie sagt: „Das Mißlingen einer kategorialen Unterscheidung wird zur Parabel für die Anfälligkeit aller Kriterien und das Ausgesetztsein aller definitiven Begriffe für die Ambiguitäten, die mit dem wirklichen Leben verbunden sind“²¹. Krämer unterstellt Austin eine „skeptische Einstellung gegenüber der Idee von der vollständigen Rationalisierbarkeit von Sprache und Sprechen im Medium dualer Begriffsbildungen.“²² „Schließlich soll deutlich werden, daß Austins Überlegungen einen skeptischen Kommentar abgeben zur Idee von der Rationalisierbarkeit von Sprachphänomenen durch begriffliche Oppositionen und typisierende Klassifikation.“²³ Wie aber will Krämer erklären, daß Austin seine Ausgangsdichotomie ‚performativ / konstativ‘ durch die Trichotomie ‚Lokution/Illokution/Perlokution‘ ersetzt? Und wie will Krämer erklären, daß er seinen gesamten Vorlesungszyklus mit der Präsentation einer Klassifikation von Verben abschließt, die illokutionäre Kräfte benennen?

Hinsichtlich der Ausgangsunterscheidung Austins heißt es bei Krämer: „Auffallend ist, daß dieses Muster, die performativ/konstativ-Differenz aufzustellen, um dann ihre Unhaltbarkeit zu zeigen, nicht nur in der Vorlesung zur Sprechakttheorie, sondern auch in den beiden anderen sprechakttheoretischen Texten vorkommt.“²⁴ Hier möchte man zunächst wissen, welche beiden anderen sprechakttheoretisch relevanten Texte Krämer im Auge hat. Dies wird hier nicht gesagt. Man kann es aber einer weiteren Version der von Krämer vorgetragenen Überlegungen entnehmen.²⁵ Gemeint sein können natürlich nur die Aufsätze „Performative

19 Ebd., 151.

20 Ebd., 152.

21 Ebd., 153.

22 Ebd., 136.

23 Ebd., 137.

24 Ebd., 149.

25 Vgl. Sybille Krämer/Marco Stahlhut, „Das ‚Performative‘ als Thema der Sprach- und Kulturphilosophie“. In: Paragrana 10 (1) (2001), 35-64, hier: 36 und 59, Anm. 2.

Utterances“ und „Performatif–Constatif“. Der Hinweis auf diese beiden Arbeiten hat jedoch keinerlei Relevanz. Denn bei ihnen beiden handelt es sich um nichts anderes als Kurzformen von *How to Do Things with Words*. Kein Wunder deshalb, wenn in „Performative Äußerungen“ Bemerkungen vorkommen wie: „Bestimmt wartet der Leser schon auf den Teil, wo wir im Schlamm versinken, den Teil, wo wir alles zurücknehmen – und das kommt sicher noch, allerdings erst später.“²⁶ Oder: „Bisher sind wir so vorgegangen, als gebe es einen ganz klaren Unterschied zwischen unseren performativen Äußerungen und dem, was wir ihnen gegenüber haben: Feststellungen, Berichte oder Beschreibungen. Jetzt aber bemerken wir, daß diese Unterscheidung nicht so klar ist, wie sie sein könnte. Dies ist der Ort, an dem wir ein wenig einzusinken beginnen.“²⁷ Die erste dieser beiden Bemerkungen wertet Krämer als Indiz dafür, daß „das Verunglücken [!] der Unterscheidung Austin nicht einfach widerfährt, sondern inszeniert ist“²⁸.

Da sie lediglich Kurzformen der Vorlesungsreihe sind, wird sich Krämer auf diese beiden Aufsätze nicht berufen können, wenn sie die Wiederholung eines Musters meint erblicken zu können. In unmittelbarem Anschluß an den oben erwähnten Hinweis auf die ‚beiden anderen sprechakttheoretischen Texte‘ sagt Krämer: „Diese Wiederholung drängt die Vermutung auf: Dieses Scheitern des dichotomischen Begriffsschemas ereignet sich nicht zufällig, sondern hat System. Zumal Austin für seine *neuen* Unterscheidungen, insbesondere bei seiner Typisierung der illokutionären Akte betont, daß auch diese danebengehen können und eine neuerliche Korrektur nötig sein wird“²⁹.

26 John L. Austin, „Performative Äußerungen“. In: Ders., *Gesammelte philosophische Aufsätze*. Stuttgart 1986, 305-327, hier: 314.

27 Ebd., 320.

28 Sybille Krämer/Marco Stahlhut, „Das ‚Performative‘ als Thema der Sprach- und Kulturphilosophie“. In: *Paragrana* 10 (1) (2001), 35-64, hier: 59, Anm. 24.

29 Sybille Krämer, „John L. Austin – Performative und konstatierende Äußerungen: Warum läßt Austin diese Unterscheidung zusammenbrechen?“. In: *Dies., Sprache, Sprechakt, Kommunikation. Sprachtheoretische Positionen des 20. Jahrhunderts*. Frankfurt a. M. 2001, 149.

Ist es wirklich so, daß Austin Einwände der von Krämer suggerierten Art gegen begriffliche Unterscheidungen gehabt hat? Ist er skeptisch im Hinblick auf jegliche Orientierung an Unterscheidungen? Der Umstand, daß er die von ihm anfänglich eingeführte Unterscheidung im Verlauf seiner Ausführungen durch eine andere Unterscheidung, die zwischen lokutionärer Bedeutung und illokutionärer Kraft, ersetzt, spricht dagegen – auch für den Fall, daß weitere Korrekturen sich als notwendig erwiesen hätten. Anders als Derrida, der begriffliche Unterscheidungen aufgrund der in ihnen vermuteten axiologischen Implikationen, d. h. aufgrund des in ihnen oftmals manifest werdenden Übergewichts der einen Seite der jeweiligen Unterscheidung zu einem ausgewählten Gegenstand der Dekonstruktion erhebt, ist Austin gegen Unterscheidungen als solche *nicht* ‚voreingenommen‘. Doch ist ihm das Phänomen des Aufbegehrens gegen Unterscheidungen, denen man einst verhaftet gewesen ist, alles andere als unbekannt.

Daß Austin dem Umgang mit verworfenen Unterscheidungen etwas abzugewinnen weiß, ist, wie eingangs gezeigt, nachweisbar.³⁰ Interessiert aber ist er dabei vornehmlich an der Entwicklung einer Technik, „um philosophische Probleme aufzulösen (*einige* philosophische Probleme, nicht die gesamte Philosophie)“³¹. Von der Annahme eines generellen Scheiterns der philosophischen Begriffsarbeit jedoch kann bei Austin keine Rede sein.

Daß Austin die Strategie des Einführens und späteren Wiederrücknehmens einer Unterscheidung in *How to Do Things with Words* und auch in seinem Aufsatz „Performative Äußerungen“ befolgt, kann als Zeichen dafür gewertet werden, daß er sie durch und durch für *wert* erachtet hat, überhaupt *aufgestellt zu werden*. Das Motiv für den Umgang mit seiner Unterscheidung wäre, da, sagen wir, eher didaktischer Natur, vergleichsweise harmlos, nicht getragen von antiphilosophischer Skepsis.

Die Aufgabe seiner Unterscheidung erläutert Austin übrigens mit dem Hinweis auf das Scheitern seiner Suche nach einem Identitätskriterium für die performativen Äußerungen. Ein solches hätte Austin in Gestalt eines *grammatikalischen* (oder lexikalischen) Kriteriums gern gefunden. Gleich nachdem er gegen Ende der

30 Vgl. den Abschnitt über *Austins Austin*.

31 John L. Austin, *Sinn und Sinneserfahrung* (Sense and Sensibilia). Stuttgart 1975, 15.

Siebenten Vorlesung die Aufgabe seiner anfänglichen Unterscheidung bekanntgegeben hat, sagt er:

„Es ist uns nicht gelungen, für die performativen Äußerungen ein grammatikalisches Kriterium zu finden. Wir meinten aber fordern zu können, daß jede performative Äußerung prinzipiell auf die Form einer explizit performativen Äußerung gebracht werden können müsse und daß wir dann eine Liste von performativen Verben anlegen könnten. Wir haben nun aber feststellen müssen, daß man oft auch dann, wenn eine Äußerung anscheinend in der expliziten Form dasteht, gar nicht unbedingt sicher sein kann, ob sie performativ ist oder nicht. Und jedenfalls haben wir eine ganze Klasse von Äußerungen, nämlich solche, die mit ‚Ich stelle fest, daß‘ anfangen, die den Bedingungen für performative Äußerungen zu genügen scheinen; aber ohne Zweifel trifft man mit ihnen Feststellungen; und ganz bestimmt sind sie ganz und gar wahr oder falsch.“³²

Obwohl Sybille Krämer den ersten Satz dieser Bemerkung Austins in Gestalt der Anmerkung 13 ihrer Ausführungen (wenn auch leicht verkürzt) wiedergibt, behauptet sie: „Austin suchte nach einem grammatischen, also innersprachlichen Kriterium der Unterscheidung des Konstatierenden und des Performativen“³³. In dieser Bemerkung ist zumindest ein weiteres Beispiel enthalten für die immer wieder zu beobachtende Ungenauigkeit der Ausführungen, die in Krämers Einlassungen zu beobachten ist. Austin hat nicht nach einem Kriterium für seine anfängliche Unterscheidung Ausschau gehalten; er hat, nachdem er seine anfängliche Unterscheidung genannt hatte, nach einem Identitätskriterium für die performativen Äußerungen gesucht, und zwar nach einem grammatikalischen. Hätte er es gefunden, dann hätte er seine Unterscheidung für begründet gehalten.

Ein weiteres Beispiel für die in Krämers Text vorzufindenden Verzerrungen und Schiefheiten ist das folgende. Krämer sagt: „Ei-

32 John L. Austin, *Zur Theorie der Sprechakte* (How to do things with Words). Stuttgart 1979, 109f.

33 Sybille Krämer, „John L. Austin – Performative und konstatierende Äußerungen: Warum läßt Austin diese Unterscheidung zusammenbrechen?“. In: *Dies., Sprache, Sprechakt, Kommunikation. Sprachtheoretische Positionen des 20. Jahrhunderts*. Frankfurt a. M. 2001, 140.

ne geglückte performative Äußerung exemplifiziert pragmatisch, was sie semantisch denotiert“³⁴. Nach Nelson Goodman sind Exemplifikation und Denotation zwei verschiedene Weisen der Symbolisierung.³⁵ Beides, die Exemplifikation ebenso wie die Denotation, sind semantische Erscheinungen. ‚Semantisch denotiert‘ ist mithin pleonastisch, ‚pragmatisch exemplifiziert‘ irreführend. Dennoch: Auf die Aussage ‚Eine geglückte performative Äußerung exemplifiziert, was sie denotiert‘ könnte man sich verständigen. Krämer zufolge ist eine performative Äußerung „der faktische Vollzug ebenjener Handlung, die sie sprachlich beschreibt.“³⁶ Hier allerdings gilt es erneut aufzuhorchen; denn hier wird im Hinblick auf eine Äußerung dieser Art zugestanden, daß sie etwas *beschreibt*. Gleiches gilt für die Bemerkung „Eine performative Äußerung konstituiert also, was sie *konstatiert*“³⁷. Austin hingegen nimmt an, daß performative Äußerungen (wie von Krämer übrigens unmittelbar im Kontext zitiert) „überhaupt nichts beschreiben, berichten, behaupten“³⁸ und erst recht nichts konstatieren. Bei Krämer jedoch heißt es: „Eine performative Äußerung *beschreibt* nicht einfach eine Handlung, sondern vollzieht genau das, was mit ihr *beschrieben* wird, und zwar durch den Akt der Äußerung selbst.“³⁹ Gegen eine Charakterisierung wie diese ist Austin von Anfang an Sturm gelaufen: Daß eine performative Äußerung etwas beschreibe, dies ist von Austin auch *nach* der Aufgabe seiner Unterscheidung nicht zugestanden worden. Er hätte sonst die Rede vom ‚deskriptiven Fehlschluß‘ verwerfen müssen. Von dem aber spricht Austin noch in der Achten Vorlesung, also nach Bekanntgabe der Aufgabe seiner Unterscheidung.⁴⁰

34 Ebd., 141.

35 Vgl. Nelson Goodman, *Sprachen der Kunst. Entwurf einer Symboltheorie*. Frankfurt a. M. 1995, 59ff.

36 Sybille Krämer, „John L. Austin – Performative und konstatierende Äußerungen: Warum läßt Austin diese Unterscheidung zusammenbrechen?“. In: *Dies., Sprache, Sprechakt, Kommunikation. Sprachtheoretische Positionen des 20. Jahrhunderts*. Frankfurt a. M. 2001, 138.

37 Ebd., 139 (Hervorhebung hinzugefügt).

38 Vgl. ebd., 138.

39 Ebd. (Hervorhebungen hinzugefügt).

40 Siehe John L. Austin, *Zur Theorie der Sprechakte (How to do things with Words)*. Stuttgart 1972/²1979, 117.

Krämer versucht darzulegen, was passiert, „wenn wir die Unterscheidung konstativ/performativ auf Austins Texte selbst anwenden“⁴¹. Dazu heißt es: „Die klassische Rezeption Austins hat seine Texte im konstatierenden Modus gelesen. Was aber, wenn Austin auch im performativen Modus zu lesen wäre?“⁴² Eine Antwort zumindest *kann* auf diese Frage gegeben werden: Wenn Krämer von Inszenierung, Aufführung und Vorführung spricht, ist von der Performativität, die Austin vorschwebte, nicht mehr die Rede; dann geht es nur noch um *Performanz*. Die aber sollte von Austins Hauptuntersuchungsobjekt unterschieden werden, selbst wenn, wie beispielsweise bei Jonathan Culler, von der vermeintlichen „Untrennbarkeit von performativ und Aufführen (*performance*)“⁴³ gesprochen oder wenn, wie bei Uwe Wirth, leichtfertiger- und unzuverlässigerweise behauptet wird: „Austin führt in *How to Do Things with Words* den Begriff der Performanz ein“⁴⁴. Der Nachweis dafür wird nicht geführt werden können. Zwar ist das von Austin ins Spiel gebrachte Wort ‚performativ‘, dem er gegenüber der Bezeichnung ‚performativisch‘ den Vorzug gibt⁴⁵, von ‚perform‘ abgeleitet: „The name is derived, of course, from ‚perform““⁴⁶; dies heißt jedoch keineswegs, daß Austin vornehmlich an Performanz interessiert gewesen wäre. Um den eigentlichen Vollzug der Akte, die mit den von ihm zum Thema gemachten Äußerungen vollzogen werden, geht es ihm jedenfalls viel weniger als um die Faktizität dieses Vollzugs. Man kann mit Stanley Cavell (obwohl gerade der für Drama und Theater ein offenes

41 Sybille Krämer, „John L. Austin – Performative und konstatierende Äußerungen: Warum läßt Austin diese Unterscheidung zusammenbrechen?“. In: Dies., *Sprache, Sprechakt, Kommunikation. Sprachtheoretische Positionen des 20. Jahrhunderts*. Frankfurt a. M. 2001, 145.

42 Ebd., 150.

43 Jonathan Culler, *Dekonstruktion. Derrida und die poststrukturalistische Literaturtheorie*. Reinbek bei Hamburg 1988, 137.

44 Uwe Wirth, „Der Performanzbegriff im Spannungsfeld von Illokution, Iteration und Indexikalität“. In: Ders. (ed.), *Performanz. Zwischen Sprachphilosophie und Kulturwissenschaften*. Frankfurt a. M. 2002, 9-60, hier: 10.

45 Vgl. J. L. Austin, *How to Do Things with Words*. Oxford 1962/²1975, 6, Anm. 3.

46 Ebd., 6.

Ohr hat wie kaum ein anderer Philosoph) sagen, "that performance theory [...] is [...] somewhat at odds with Austin's philosophizing that leads to the performative utterance."⁴⁷ In ähnlicher Weise macht Timothy Gould, obwohl ebenfalls in erster Linie an Drama und Theater interessiert, darauf aufmerksam, das von ihm verfolgte Projekt erfordere, "that I begin by decoupling the term 'performative' from the constellation of 'performance' and 'performativity'."⁴⁸ Die von Austin ins Spiel gebrachte Bezeichnung ist neu gewesen, und seines Erachtens war es zunächst „durchaus verzeihlich, nicht zu wissen, was das Wort ‚performativ‘ bedeutet.“⁴⁹ Wer bereit ist, Behauptungen wie diejenigen von Culler oder Wirth unkritisch zu übernehmen, sollte sich darauf besinnen, zu welchem Zweck der von dem Wort ‚performativ‘ bezeichnete Begriff eingeführt worden ist: „Der Begriff ist eingeführt worden, um einen Gegensatz zur behauptenden oder, besser gesagt, konstatierenden Äußerung zu bezeichnen.“⁵⁰ Es sind bestimmte Arten sprachlicher Äußerungen, über die Austin hat sprechen wollen. Um Inszenierungen, allen voran um performative Äußerungen auf der Bühne, in Gedichten oder Selbstgesprächen, geht es Austin erklärtermaßen *nicht*. Solche Vorkommen performativer Äußerungen sind von ihm als ‚parasitär‘ bezeichnet worden, sie gehören zur Lehre von der ‚Auszehrung der Sprache‘.⁵¹

Unter Berufung auf Shoshana Felman zieht Krämer in Erwägung, Austin einen latenten Don Juanismus zuzuschreiben. Sie behauptet: „Austin gibt so etwas wie das Versprechen einer definitiven Abgrenzbarkeit performativer Äußerungen und bleibt die-

47 Stanley Cavell, "The Interminable Shakespearean Text". In: Ders., *Philosophy the day after tomorrow*. Cambridge, Mass. 2005, 28-60, hier: 57.

48 Timothy Gould, "The Unhappy Performative". In: Andrew Parker/Eve Kosofsky Sedgwick (eds.), *Performativity and Performance*. London 1995, 19-44, hier: 19.

49 John L Austin, „Performative Äußerungen“. In: Ders., *Gesammelte philosophische Aufsätze*. Stuttgart 1986, 305-327, hier: 305.

50 J. L. Austin, *Performative und konstatierende Äußerung*. In: Rüdiger Bubner (ed.), *Sprache und Analysis. Texte zur englischen Philosophie der Gegenwart*. Göttingen 1968, 140-153, hier: 140.

51 John L. Austin, *Zur Theorie der Sprechakte (How to do things with Words)*. Stuttgart 1972/²1979, 44.

ses Versprechen dann seinen Lesern schuldig.“⁵² Abgesehen davon, daß so etwas wie Abgrenzbarkeit gar nicht versprochen werden kann, muß Krämer entgegengehalten werden, daß Austin ein derartiges Versprechen niemals gegeben hat und daß es folglich auch nichts gegeben hat, was er hätte einhalten müssen.

Dennoch meint Krämer aus Austins Texten eine gewisse „Zweistimmigkeit“⁵³ heraushören zu können. Dies kulminiert in der These, es könne zwischen einem *kanonischen* Austin und einem *diabolischen* Austin unterschieden werden.⁵⁴ Der eine versuche Gelingensbedingungen für performative Äußerungen zu definieren, dem anderen aber gehe es um das „Inszenieren des Zusammenbrechens dieser Kriterien in seinen Texten“⁵⁵, so als ob es in allen Texten Austins um das ‚Zusammenbrechen dieser Kriterien‘ – und so, als ob es bei Krämer um das Zusammenbrechen ‚dieser Kriterien‘ ginge. Woran aber soll der ‚diabolische‘ Austin erkannt werden? *Dieser* andere könne, so Krämers These, kenntlich gemacht werden „an der Rolle von Austins – ziemlich diabolischen – Beispielen“⁵⁶.

Anders als etwa Kant, der ausdrücklich empfohlen hat, nur wenige Beispiele anzuführen, ist Austin vergleichsweise beispiel-freudig. Doch ein „exzessiver Gebrauch von Beispielen“⁵⁷ ist bei ihm aber ebensowenig zu beobachten wie irgendeine auffällige „Lust an der Fehlleistung und am Absurden“⁵⁸. Vor allem: Nicht alle der von ihm ins Spiel gebrachten Beispiele sind ‚ausgedacht‘.⁵⁹ Manche exemplifizieren vieldiskutierte Phänomene, zumindest

52 Sybille Krämer, „Was tut Austin, indem er über das Performative spricht? Ein anderer Blick auf die Anfänge der Sprechakttheorie“. In: Jens Kertscher/Dieter Mersch (eds.), *Performativität und Praxis*. München 2003, 19-33, hier: 28.

53 Sybille Krämer, „John L. Austin – Performative und konstatierende Äußerungen: Warum läßt Austin diese Unterscheidung zusammenbrechen?“. In: *Dies., Sprache, Sprechakt, Kommunikation. Sprachtheoretische Positionen des 20. Jahrhunderts*. Frankfurt a. M. 2001, 137.

54 Vgl. ebd.

55 Ebd.

56 Ebd., 146.

57 Ebd.

58 Ebd.

59 Vgl. zum Folgenden ebd.

ein weiteres ist historisch verbürgt: Wenn Austin solch einen Beispielsatz wie ‚Die Katze ist auf der Matte, aber ich glaube es nicht‘ anführt, dann kommt er auf *Moore’s Paradox* zu sprechen; wenn er so etwas wie ‚Hansens Kinder haben Glatzen, aber Hans hat keine Kinder‘ anführt, weist er auf einen *Präsuppositionsfehlschlag* hin; und wenn er auf „die Ernennung eines Pferdes zum Konsul“⁶⁰ zu sprechen kommt, dann handelt es sich dabei immerhin um eine von dem römischen Kaiser Nero veranlaßte Maßnahme, also ein historisch verbürgtes Beispiel. Für so etwas wie eine originäre Lust am Absurden sind Standardbeispiele dieser Art keine Belege.

Krämer sieht dies anders. Sie hat, übrigens nicht in *How to Do Things with Words*, sondern in *Gesammelte philosophische Aufsätze* enthaltene Beispiele zusammengetragen, an denen sie ihre These vom diabolischen Austin festzumachen sucht, indem sie fälschlicherweise behauptet, darin sei Austin selbst der Akteur. Krämer sagt:

„Mit schwarzem, manchmal auch rabenschwarzem Humor wird Austin in seinen Beispielen selbst zum diabolischen Akteur: Er spannt Schnüre über Treppen, so daß die gebrechliche Erbtante stolpert, stürzt und stirbt; fährt – weil er es eilig hat – mit seinem Auto über den wie einen Augapfel gehüteten Roller des Kindes seines Kochs; nimmt sich, wenn am High-Table des Oxforder College eine der Personenzahl entsprechend zugeschnittene Eisbombe serviert wird, gleich zwei Stücke; besitzt einen Esel, den er eines Tages nicht mehr leiden kann und zu erschießen beschließt, dabei jedoch mit seinem Schuß versehentlich den genauso aussehenden und auf derselben Weide stehenden Esel seines Freundes niederstreckt; muß sich dafür aber auch auf einer Party bei einem Pfänderspiel, das einen Gast verpflichtete, eine Hyäne zu imitieren, und der dies – niedergelassen auf alle viere – unter gräßlichem Lachen auch tut, ein Stück aus der Wade beißen lassen.“⁶¹

Ein wahrhaft schlimmer Bursche, der sich dies alles ausgedacht hat bzw. erlebt haben soll! Aber auch ein wahrhaftiger Teufel? Die von ihr selbst aufgeworfene Frage, worin „das Abgründige dieser Beispiele“⁶² liege, beantwortet Krämer mit dem – in diesem Zu-

60 Ebd.

61 Ebd., 146f.

62 Ebd., 147.

sammenhang vollkommen lächerlichen – Hinweis: „In ihnen klaffen Sein und Sollen auseinander“⁶³.

Doch sehen wir uns eines dieser Beispiele etwas genauer an. Austin will darlegen, daß die von manch einem vielleicht nicht auseinanderg gehaltenen Ausdrücke ‚Es war ein Versehen‘ und ‚Es war ein Mißgeschick‘ in ihrer faktischen Verschiedenheit erkannt werden, „wenn man eine oder zwei Geschichten erzählt“⁶⁴. In einer Fußnote führt er dann zwei Beispiele für solche Geschichten bzw. zwei Varianten einer Geschichte an:

„Du hast einen Esel, und ich habe einen Esel, und sie weiden beide auf derselben Wiese. Eines Tages mag ich meinen Esel nicht mehr leiden. Ich gehe hin, um ihn zu erschießen, lege auf ihn an, gebe Feuer, und das Tier verendet augenblicklich. Ich betrachte das Opfer genauer und stelle zu meinem Entsetzen fest, daß es *dein* Esel ist. Ich erscheine mit den sterblichen Überresten an deiner Schwelle und sage – ja was? ‚Also hör mal, alter Sportsfreund, es tut mir schrecklich leid usw. Ich habe durch ein *Mißgeschick* deinen Esel erschossen? Oder ‚aus Versehen?‘ Oder nehmen wir folgendes an: Ich gehe, wie gehabt, hin, um meinen Esel zu erschießen, lege auf ihn an und gebe Feuer; doch in diesem Augenblick bewegen sich die Tiere, und zu meinem Entsetzen bricht dein Esel zusammen. Wieder kommt es zu einer Szene auf der Schwelle – und was sage ich? ‚Aus Versehen?‘ Oder ‚durch ein Mißgeschick?‘“⁶⁵

Wie sind Beispiele wie dieses einzuschätzen? Eine interessante Antwort auf diese Frage findet sich bei Ted Cohen, dessen Einschätzung mit derjenigen Krämers in mehreren Hinsichten kontrastiert. Cohen sagt:

“Examples like this are common in philosophy, especially in analytic philosophy, although virtually no one was as good at giving them as Austin, and he never gave a better one than this donkey example. But common or not, what are they? Austin calls them ‘stories,’ and surely this is what they are, and they are fictional stories at that. How could it be otherwise? Austin is addressing the reader directly, using the second-person pronoun ‘you’, and I must be that person when I am

63 Ebd.

64 John L. Austin, „Ein Plädoyer für Entschuldigungen“. In: Ders., Gesammelte philosophische Aufsätze. Stuttgart 1986, 229-268, hier: 242.

65 Ebd., 242, Anm. 5.

reading 'A Plea for Excuses.' Well, I don't own a donkey, and have never owned a donkey. I don't know whether Austin ever had one, but I am, as the positivists would say, 'morally certain' that he didn't, on two occasions, assassinate a donkey, both times getting the wrong one."⁶⁶

Austin ist witzig und unterhaltend gewesen. Dies hat nicht nur Shoshana Felman bemerkt, es konnte vor allem von Austins Schülern und Kollegen offenbar nicht übersehen werden. Geoffrey Warnock z. B. sagt über ihn: "[H]is lectures and discussions, even when he was philosophically in dead earnest, were continually entertaining, and sometimes wildly funny."⁶⁷ Ähnlich äußert sich Avrum Stroll, wenn er sagt: "In the seminar and outside it Austin was gracious and hospitable and extremely witty in conversation."⁶⁸ Und Mary Warnock erinnert: "Though Austin took his profession seriously, and the duties he believed to go with it, he was neither solemn nor agonised. The very aspects of his lectures and classes that I increasingly loved, his wit, his attention to detail, his proneness to make really quite silly jokes, though at least silly of men, his habit of embroidering his examples with somewhat outdated Edwardian slang"⁶⁹.

Aber ist, was Austin sicherlich nicht nur zur Erheiterung vorgebracht hat, wirklich diabolisch? Der Oxforder Professor für Moralphilosophie ein amoralischer Unhold? So etwas mag es natürlich geben; naiv, wer es für unmöglich hielte. Doch selbst wenn Isaiah Berlin berichtet, Austin habe sich mit Blick auf seine talentiertesten Schüler darüber beklagt, daß er sie in aller Regel „nicht von ihrem anständigen und tugendhaften Weg [habe] abbringen können“⁷⁰, dann heißt dies nicht, daß er sie nicht habe verführen

66 Ted Cohen, *Thinking of Others. On the Talent for Metaphor*. Princeton 2008, 50.

67 Geoffrey Warnock, "John Langshaw Austin: A Biographical Scetch". In: K. T. Fann (ed.), *Symposium on J. L. Austin*. New York 1969, 3-21, hier: 20.

68 Avrum Stroll, *Twenty-Century Analytic Philosophy*. New York 2000, 164.

69 Mary Warnock, *A Memoir: People and Places*. London 2000, 68.

70 Isaiah Berlin, „J. L. Austin und die Frühzeit der Oxforder Philosophie“. In: *Ders., Persönliche Eindrücke*. Berlin 2001, 204-223, hier 204.

können, sondern, daß er es „nicht vermocht habe, ihnen die konventionellen Ansichten auszutreiben“⁷¹.

Die hier geübte Kritik an der Überlegungen von Sybille Krämer läßt sich (teilweise unter Bezugnahme auf frühere Hinweise⁷²) in Gestalt der folgenden Thesen zusammenfassen:

1. Austin ist spätestens seit seiner Besprechung von Gilbert Ryles Buch *The Concept of Mind* mit der Situation vertraut, daß eine Unterscheidung, an der sich ein Autor orientiert hat, von diesem wieder aufgegeben wird.
2. Austin hält es, wie in *Sense and Sensibilia* angedeutet, für lehrreich, sich auch dann noch mit einer Unterscheidung zu befassen, wenn sich gezeigt hat, daß sie nicht zu halten ist.
3. Austin hat nichts gegen Unterscheidungen an sich, und er hat auch keine generellen Einwände gegen Klassifikationen. Wie sonst wäre seine Klassifikation der performativen Verben zu erklären? Auf eine allgemeine Skepsis gegenüber Unterscheidungen und/oder Klassifikationen kann sich die Behauptung, das Zusammenbrechen der Performativ/konstativ-Distinktion sei inszeniert, nicht stützen.
4. Austin ist – anders als Derrida, dessen Ausführungen, wie er selbst zu Recht sagt, ›sec‹, ‚dry‘, ‚trocken‘ sind – phantasievoll, witzig, geistreich, er versteht es, seine Ausführungen durch pointierte, zum Teil etwas ungewöhnliche Beispiele aufzulockern, die für britischen Humor aber alles andere als untypisch sind.
5. Austin sagt (redensartlich), daß er den Teufel *spielen* möchte im Hinblick auf zwei als Fetische bezeichnete Unterscheidungen, deren Vormachtstellung ihm mißfällt; doch dies macht ihn nicht diabolisch.

Geoffrey Warnock gibt auf die Frage, warum Austin erst in der zweiten Hälfte seines Buches Ansichten vorträgt, die er ernsthaft zu vertreten beabsichtigt, folgende – nüchterne – Antwort:

“Why, if he knew that a fresh start was going to be needed, did he spend so much time – about half the time – on what would turn out to be, if not exactly a false start, at any rate provisional? I think that this is not really mysterious. The main point is that the book we have contains

71 Ebd.

72 Vgl. in dem Abschnitt über *Austins Austin*.

the text of lectures; in lecturing Austin was not merely expounding, he was teaching; and to be shown alternative byways and blind alleys, how what at first sight seems hopefully luminous can turn out to be deceptive, how persistent thought about a problem can twist and turn, is more philosophically educative than to plod expositively along an absolutely straight road. We need to understand why a fresh start is needed; and to understand that entails a certain amount of preliminary beating about the bush."⁷³

‚Einstürzende Neubauten‘ (Blixa Bargeld läßt grüßen), dies ist die Metapher, die Austins Thematisierung seiner wichtigsten Entdeckung in ihrer Anfangsphase eher charakterisiert. Austin hat die Ruine stehen lassen, weil aus ihr für den Wiederaufbau zu lernen war.

73 Geoffrey Warnock, J. L. Austin. London 1989, 106.

Epilog

Laut Slavoj Žižek verrät der in *How to Do Things with Words* vollzogene Übergang von Austin-I zu Austin-II,

„der Übergang von dem Gegensatz performativ/konstativ zu der Triade Lokution/Illokution/Perlokution und der daraus folgenden Klassifikation der illokutionären Akte den entscheidenden toten Punkt der Theorie. Weit von einer einfachen Ausarbeitung der ursprünglichen Einsicht, wie ‚man Dinge mit Worten‘ macht, entfernt, hat die Verlagerung von den performativen [Äußerungen] zu den illokutionären Akten einen bestimmten radikalen Verlust zur Folge: Bereits bei einer unmittelbaren, ‚naiven‘ Annäherung kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß das wirklich Subversive am Begriff des Performativs im Laufe dieses Übergangs auf irgendeine Art verlorengegangen ist. Auf der anderen Seite ist es klar, daß es eine Unzulänglichkeit des Paares Performativ/Konstativ ist, die Austin zu diesem Übergang von den performativen [Äußerungen] zu den illokutionären Akten zwingt.“¹

Wenn alle Äußerungen performativ sind, dann verliert dieser Terminus seinen „klassifikatorischen Wert“². Er verliert seinen klassifikatorischen Wert, doch er verliert nicht seinen Bezeichnungswert: Auch nach der Wende von Austin-I zu Austin-II kann von performativen Äußerungen gesprochen werden. „Die in der

-
- 1 Slavoj Žižek, *Grimassen des Realen*. Jacques Lacan oder die Monstrosität des Aktes. Köln 1993, 109f.
 - 2 Günther Grewendorf/Fritz Hamm/Wolfgang Sternefeld, *Sprachliches Wissen. Eine Einführung in moderne Theorien der grammatischen Beschreibung*. Frankfurt a. M. 1987, 386.

zweiten Hälfte von Austin (1962) vorgelegte *Theorie der Sprechakte* vermeidet den Fehler der performativ/konstativ Distinktion, geht andererseits aber von der wesentlichen Erkenntnis dieser Distinktion aus, nämlich daß mit sprachlichen Äußerungen Handlungen vollzogen werden.“³ Letzteres ist und bleibt Austins Entdeckung, und gerade sie findet in der Favorisierung der performativen Äußerungen gegenüber den illokutionären Akten ihren entscheidenden Ausdruck.

Wie die Ausführungen zu den hier zu Wort gekommenen Autoren zeigen, ist die Geschichte der Performativ/konstativ-Distinktion nicht zuende gewesen in dem Moment, in dem Austin sie aufgegeben hat. Entweder ist es die Unterscheidung, mit der man meint(e) weiterarbeiten zu können; oder es sind zumindest die performativen Äußerungen selbst, die ihre Attraktivität beibehalten haben. Daß man, indem man etwas sagt, genau und gerade das tut, wovon man sagt, daß man es tut, dies ist ein Phänomen, dem nahezu uneingeschränkt Aufmerksamkeit geschenkt worden ist – bis hin zum Konzept der Performativität, das aus den performativen Äußerungen hergeleitet worden ist. Daß man mit bestimmten Arten von Äußerungen Handlungen vollzieht, dies ist die immer wieder beschworene Einsicht. Austin hat sie ermöglicht, der eine oder andere der Rekonstruktivisten und Dekonstruktivisten hat sie angereichert oder problematisiert, sich damit allerdings auch in die Gefahr begeben, bei Austin-I stehenzubleiben oder auf ihn zurückzufallen.

Haben sie denn nicht realisiert, worauf Austin hinauswollte? Über diesen Verdacht dürften die hier besprochenen Autoren erhaben sein. Wenn sie für die Beibehaltung der Performativ/konstativ-Unterscheidung plädieren oder auf der Theorie der performativen Äußerungen beharren, dann deshalb, weil sie der Ansicht sind, daß dies weitere Einsichten in die Natur dieser speziellen Äußerungsarten verspricht. So wird das Augenmerk darauf gerichtet, daß performative Äußerungen

- eine kontext-verändernde Qualität aufweisen (Sesonske),
- auto-referentielle Autoritätshandlungen sind (Benveniste), die einen Zustand eigener Geltung hervorbringen (Recanati),
- wenn auch keinem syntaktischen, so doch einem semantischen Kriterium genügen (Katz),

3 Ebd.

- in expliziter Form keiner außersprachlichen Konvention bedürfen (Warnock),
- in expliziter Form auch über den performativen Vorspann etwas zu ihrem Inhalt beitragen (Recanati),
- auf modifizierte Weise auch in Erzählungen und auf der Bühne eine Rolle spielen (Searle),
- an sich nur aufgrund ihrer Iterabilität funktionieren (Derrida),
- einen speziellen Zugang zur Analyse leidenschaftlicher („passionate“) Äußerungen eröffnen (Cavell),
- eine fortgeschrittene Stufe des Bewußtseins repräsentieren (Felman),
- nicht nur von Subjekten realisiert werden, sondern auch entscheidend sind für deren Konstitution (Butler).

Austin-II, der Austin der illokutionären Akte, ermöglicht eine nicht zu unterschätzende Erweiterung seiner ursprünglichen Einsicht. „Die Fragestellung ist nun nicht mehr, mit welchen Äußerungen man Handlungen vollzieht und mit welchen nicht. Ausgehend vielmehr von der Tatsache, daß man mit *allen* Äußerungen Handlungen vollzieht, lautet die Ausgangsfrage: *In welchem Sinne* kann man davon sprechen, daß wir mit Äußerungen *etwas tun*?“⁴ Die Beantwortung dieser Frage führt weg von der Feststellung, *daß* wir etwas tun, wenn wir etwas sagen, und hin zu Erforschung dessen, *was* wir alles tun, wenn wir etwas sagen. Nick Fotion beschreibt die Situation Austins so: “[S]ince it is clearer than before that there are different kinds of performatives, he feels obliged to identify what kinds there are in order to tell us how they are alike and unlike one another.”⁵ „Wirft man im Lichte der Theorie der Sprechakte einen Blick zurück auf die performativ/konstativ Distinktion, so zeigt sich, daß der Unterschied zwischen performativen und konstativen Äußerungen aufgehoben ist in der Unterscheidung unterschiedlicher Arten illokutionärer“⁶ *Kräfte*. Auch deren Erforschung hat ihren Ursprung bei Austin, der zu Beginn der Zwölften Vorlesung von *How to Do Things with*

4 Ebd.

5 Nick Fotion, John Searle. Teddington 2000, 17.

6 Günther Grewendorf/Fritz Hamm/Wolfgang Sternefeld, Sprachliches Wissen. Eine Einführung in moderne Theorien der grammatischen Beschreibung. Frankfurt a. M. 1987, 388.

Words vorausblickend feststellt: "We said long ago that we needed a list of 'explicit performative verbs'; but in the light of the more general theory we now see that what we need is a list of *illocutionary forces* of an utterance. The old distinction, however, between *primary* and *explicit* will survive the sea-change from the performative/constative distinction to the theory of speech-acts quite successfully."⁷

Daß es wirklich die illokutionären *Kräfte* sind, die zu erforschen waren, ist nicht gleich begriffen worden. Der Weg zu deren Erforschung jedenfalls hat über die illokutionären *Akte* geführt – obwohl das Beschreiten dieses Wegs fast mißglückt wäre: Searle nämlich merkt an: „Ich verwende den Ausdruck ‚illokutionärer Akt‘ mit einigen Bedenken, da ich Austins Unterscheidung zwischen *lokutionären* und *illokutionären* Akten nicht akzeptiere.“⁸ Nach Überwindung der Bedenken ist der Weg jedoch frei gewesen; daß er zur *illokutionären Logik* geführt hat, ist nicht erahnt worden. Von letzterer aber heißt es: "Illocutionary logic is the logical theory of illocutionary acts. Its main objective is to formalize the logical properties of illocutionary forces."⁹ Ihrer Entwicklung vorangegangen ist eine extrem wichtige Unterscheidung: die Unterscheidung zwischen der *illokutionären Kraft* und dem *illokutionären Witz* (illocutionary point). "This distinction marks a significant terminological change in speech act theory so it needs to be attended to carefully. Austin had not made the distinction, and Searle had not made it clear earlier either."¹⁰ Die illokutionäre Kraft hat Ausprägungen in zumindest sechs Dimensionen, der illokutionäre Witz ist die wichtigste von ihnen: Er bezeichnet die *wesentliche Bedingung* des in der konkreten Sprechsituation vollzogenen illokutionären Akts.

Die vorliegende Untersuchung, die sich als Beitrag zur Geschichte der Performativ/konstativ-Unterscheidung versteht, stellt selbst *kein* Plädoyer für deren Wiederbelebung dar. Der Ver-

7 J. L. Austin, *How to Do Things with Words*. Oxford 1962/21975, 149f.

8 John R. Searle, *Sprechakte*. Ein sprachphilosophischer Essay. Frankfurt a. M. 1971, 40, Anm. 1.

9 John R. Searle/Daniel Vanderveken, *Foundations of Illocutionary Logic*. Cambridge 1985, 1.

10 Nick Fotion, John Searle. Teddington 2000, 40.

fasser hält als Vertreter der Illokutionslogik Austins Lehre von den illokutionären Akten bzw. Kräften nach wie vor für einen Fortschritt.¹¹ Dennoch ist hier zu zeigen versucht worden, daß die performativen Äußerungen Eigenschaften haben, die aller Wahrscheinlichkeit nach unentdeckt geblieben wären, wenn es niemanden gegeben hätte, der sich für die Beibehaltung der verworfenen Unterscheidung eingesetzt hätte. Daß letzteres geschehen ist, muß begrüßt werden. Doch was würde der Begründer der ‚ordinary language philosophy‘ zu dieser Entwicklung gesagt haben? Würde auch er sie begrüßt haben? Oder sollte es so sein, daß sich in ihr nichts anderes manifestiert als – der Austin der anderen?

11 Vgl. Eckard Rolf, *Illokutionäre Kräfte. Grundbegriffe der Illokutionslogik*. Opladen 1997.

Literatur

- Mark Alfino, "Another Look at the Derrida-Searle Debate". In: *Philosophy and Rhetoric* 24(2), 143-152.
- William P. Alston, *Illocutionary Acts and Sentence Meaning*. Ithaca 2000.
- J. L. Austin, "Intelligent Behaviour. A Critical Review of *The Concepts of Mind*". In: *Times Literary Supplement*, April 7, 1950. – Wieder in: Oscar P. Wood/George Pitcher (eds.), *Ryle*. London 1971, 45-51.
- J. L. Austin, *How to Do Things with Words. The William James Lectures delivered at Harvard University in 1955*. Oxford 1962/²1975, 148. – Dt.: John Langshaw Austin, *Zur Theorie der Sprechakte (How to do things with Words)*. Stuttgart 1972/²1979.
- J. L. Austin, „Performative und konstatierende Äußerung“. In: Rüdiger Bubner (ed.), *Sprache und Analysis. Texte zur englischen Philosophie der Gegenwart*. Göttingen 1968, 140-153.
- John L. Austin, *Sinn und Sinneserfahrung (Sense and Sensibilia)*. Stuttgart 1975.
- John L. Austin, „Wahrheit“. In: Ders., *Gesammelte philosophische Aufsätze*. Stuttgart 1986, 153-174.
- John L. Austin, "How to Talk – some simple ways". In: Ders., *Philosophical Papers*. Oxford ²1970, 134-153. – Dt.: „Wie man spricht. Ein paar simple Verfahren“. In: Ders., *Gesammelte philosophische Aufsätze*. Stuttgart 1986, 175-200.
- John L. Austin, "A Plea of Excuses". In: Ders., *Philosophical Papers*. ²1970, 175-204. – Dt.: „Ein Plädoyer für Entschuldigung-

- gen“. In: Ders., *Gesammelte philosophische Aufsätze*. Stuttgart 1986, 229-268. Auch in: Georg Meggle (ed.), *Analytische Handlungstheorie*. Band 1: Handlungsbeschreibungen. Frankfurt a. M. 1977, 8-42.
- John L. Austin, „Fremdseelisches“. In: Ders., *Gesammelte philosophische Aufsätze*. Stuttgart 1986, 101-152.
- John L. Austin, „Performative Äußerungen“. In: Ders., *Gesammelte philosophische Aufsätze*. Stuttgart 1986, 305-327.
- John L. Austin, „So tun als ob“. In: Ders., *Gesammelte philosophische Aufsätze*, Stuttgart 1986, 328-350.
- John L. Austin, „Drei Möglichkeiten, Tinte zu verschütten“. In: Ders., *Gesammelte philosophische Aufsätze*, Stuttgart 1986, 351-369.
- Kent Bach, „Performatives Are Statements Too“. In: *Philosophical Studies* 28 (1975), 229-236.
- Kent Bach/Robert M. Harnish, *Linguistic Communication and Speech Acts*. Cambridge, Mass. 1979.
- Kent Bach/Robert M. Harnish, „How Performatives Really Work“. In: *Linguistics and Philosophy* 15 (1992), 93-110.
- Émile Benveniste, „Über die Subjektivität in der Sprache“. In: Ders., *Probleme der allgemeinen Sprachwissenschaft*. München 1974, 287-297.
- Émile Benveniste, „Die analytische Philosophie und die Sprache“. In: Ders., *Probleme der allgemeinen Sprachwissenschaft*. München 1974, 297-308.
- Isaiah Berlin, „Austin and the Early Beginnings of Oxford Philosophy“. In: Ders., (ed.), *Essays on J. L. Austin*. Oxford 1973, 1-16. – Dt.: „J. L. Austin und die Frühzeit der Oxforder Philosophie“. In: Ders., *Persönliche Eindrücke*. Berlin 2001, 204-223.
- Max Black, „Austin on Performatives“. In: *Philosophy* 38 (1963), 217-226. – Wieder in: Max Black, *Margins of Precision. Essays in Logic and Language*. Ithaca 1970, 209-221.
- Pierre Bourdieu, *Was heißt sprechen? Zur Ökonomie des sprachlichen Tausches*. Wien 2005.
- Karl Bühler, *Die Axiomatik der Sprachwissenschaften*. Frankfurt a. M. 1969.
- Judith Butler, *Das Unbehagen der Geschlechter*. Frankfurt a. M. 1991.
- Judith Butler, *Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts*. Frankfurt a. M. 1997.

- Judith Butler, *Haß spricht. Zur Politik des Performativen*. Berlin 1998.
- Judith Butler, *Psyche der Macht. Das Subjekt der Unterwerfung*. Frankfurt a. M. 2001.
- Stanley Cavell, *The Claim of Reason. Wittgenstein, Skepticism, Morality, and Tragedy*. Oxford 1979. – Dt.: *Der Anspruch der Vernunft. Wittgenstein, Skeptizismus, Moral und Tragödie*. Frankfurt a. M. 2006.
- Stanley Cavell, *A Pitch of Philosophy. Autobiographical Exercises*. Cambridge, Mass. 1994. – Dt.: *Die andere Stimme. Philosophie und Autobiographie*. Berlin 2002.
- Stanley Cavell, "What Did Derrida Want of Austin?". In: Ders., *Philosophical Passages: Wittgenstein, Emerson, Austin, Derrida*. Oxford 1995, 42-65.
- Stanley Cavell, "Seminar on 'What Did Derrida Want of Austin'". In: Ders., *Philosophical Passages: Wittgenstein, Emerson, Austin, Derrida*. Oxford 1995, 66-90.
- Stanley Cavell, „Gegen-Philosophie und die verpfändete Stimme“. In: Ders., *Die andere Stimme. Philosophie und Autobiographie*. Berlin 2002, 91-189.
- Stanley Cavell, "The Interminable Shakespearean Text". In: Ders., *Philosophy the day after tomorrow*. Cambridge, Mass. 2005, 28-60.
- Stanley Cavell, "Performative and Passionate Utterance". In: Ders., *Philosophy the day after tomorrow*. Cambridge, Mass. 2005, 155-191.
- Siobhan Chapman, Paul Grice, *Philosopher and Linguist*. New York 2005.
- Ted Cohen, *Thinking of Others. On the Talent for Metaphor*. Oxford 2008.
- Jonathan Culler, *Dekonstruktion. Derrida und die poststrukturalistische Literaturtheorie*. Reinbek bei Hamburg 1988.
- Jonathan Culler, *Literary Theory. A Very Short Introduction*. Oxford 1997.
- Donald Davidson, „Modi und performative Äußerungen“. In: Ders., *Wahrheit und Interpretation*. Frankfurt a. M. 1986, 163-180.
- Jacques Derrida, *De la Grammatologie*. Paris 1967. – Dt., *Grammatologie*. Frankfurt a. M. 1974.

- Jacques Derrida, „Positionen. Gespräch mit Jean-Louis Houdebine und Guy Scarpetta“. In: Ders., Positionen. Berlin 1986, 83-184.
- Jacques Derrida, Die Stimme und das Phänomen. Einführung in das Problem des Zeichens in der Phänomenologie Husserls. Frankfurt a. M. 2003.
- Jacques Derrida, „Signatur Ereignis Kontext“. In: Ders., Limited Inc. Wien 2001, 15-45.
- Jacques Derrida, „Limited Inc a b c ...“. In: Ders., Limited Inc. Wien 2001, 53-168.
- Jacques Derrida, Eine gewisse unmögliche Möglichkeit, vom Ereignis zu sprechen. Berlin 2003.
- Hubert L. Dreyfus, Die Grenzen der Künstlichen Intelligenz. Was Computer nicht können. Königstein/Ts. 1985.
- Shoshana Felman, Jacques Lacan and the Adventure of Insight. Psychoanalysis in Contemporary Culture. Cambridge, Mass. 1987.
- Shoshana Felman, The Scandal of the Speaking Body. Don Juan with Austin, or Seduction in Two Languages. Stanford 2003.
- Stanley E. Fish, „With the Compliments of the Author: Reflections on Austin and Derrida“. In: Critical Inquiry 8:4 (1982), 693-721.
- L. W. Forguson, „Austins Handlungstheorie“. In: Georg Meggle (ed.), Analytische Handlungstheorie. Band 1: Handlungsbeschreibungen. Frankfurt a. M. 1977, 43-68.
- John Forrester, „What the psychoanalyst does with words: Austin, Lacan and the speech acts of psychoanalysis“. In: Ders., The Seductions of Psychoanalysis. Freud, Lacan and Derrida. Cambridge 1990, 141-167, Anmerkungen 340-352.
- Nick Fotion, John Searle. Teddington 2000.
- Nelson Goodman, Sprachen der Kunst. Entwurf einer Symboltheorie. Frankfurt a. M. 1995.
- Timothy Gould, „The Unhappy Performative“. In: Andrew Parker/Eve Kosofsky Sedgwick (eds.), Performativity and Performance. London 1995, 19-44.
- Keith Graham, J. L. Austin. A Critique of Ordinary Language Philosophy. Hassocks 1977.
- Günther Grewendorf, „Fortschritte der Sprechakttheorie“. In: Eike von Savigny, Probleme der sprachlichen Bedeutung. Kronberg/Ts. 1976, 101-123.

- Günther Grewendorf/Fritz Hamm/Wolfgang Sternefeld, Sprachliches Wissen. Eine Einführung in moderne Theorien der grammatischen Beschreibung. Frankfurt a. M. 1987.
- Paul Grice, "Reply to Richards". In: Richard E. Grandy/Richard Warner (eds.), *Philosophical Grounds of Rationality. Intentions, Categories, Ends*. Oxford 1986, 45-106.
- Paul Grice, *Studies in the Way of Words*. Cambridge, Mass. 1989.
- Kevin Halion, *Deconstruction and Speech Act Theory: A Defence of the Distinction between Normal and Parasitic Speech Acts*. <http://www.e-anglais.com/thesis.htm>. 1989.
- Stuart Hampshire, "J. L. Austin". In: *Proceedings of the Aristotelian Society LX (1959-60)*, 2-14. – Wieder in: Richard Rorty (ed.), *The Linguistic turn: essays in philosophical method*. Chicago 1967/²1992, 239-247.
- Richard M. Hare, *The Language of Morals*. Oxford 1952.
- Roy Harris, *Saussure and his Interpreters*. Edinburgh 2001.
- Jane Heal, "Explicit Performative Utterances and Statements". In: *The Philosophical Quarterly* 24 (1974), 106-121.
- Ingemar Hedenius, "Performatives". In: *Theoria* 29 (1963), 115-136.
- David Holdcroft, *Words and Deeds. Problems in the Theory of Speech Acts*. Oxford 1978.
- Edmund Husserl, *Logische Untersuchungen. Zweiter Band: Untersuchungen zur Phänomenologie und Theorie der Erkenntnis*. Tübingen 1901/⁵1968.
- Jerrold J. Katz, *Propositional Structure and Illocutionary Force. A Study of the Contribution of Sentence Meaning to Speech Acts*. Hassocks, Sussex 1977.
- Nikola Kompa, "John L. Austin – Sprechakttheorie". In: Ansgar Beckermann / Dominik Perler (eds.), *Klassiker der Philosophie heute*. Stuttgart 2004, 623-644.
- Sybille Krämer, "John L. Austin – Performative und konstatierende Äußerungen: Warum läßt Austin diese Unterscheidung zusammenbrechen?". In: Dies., *Sprache, Sprechakt, Kommunikation. Sprachtheoretische Positionen des 20. Jahrhunderts*. Frankfurt a. M. 2001, 135-153.
- Sybille Krämer, "Sprache – Stimme – Schrift: Sieben Gedanken über Performativität als Medialität". In: Uwe Wirth (ed.), *Performanz. Zwischen Sprachphilosophie und Kulturwissenschaften*. Frankfurt a. M. 2002, 323-346.

- Sybille Krämer, „Was tut Austin, indem er über das Performative spricht? Ein anderer Blick auf die Anfänge der Sprechakttheorie“. In: Jens Kertscher/Dieter Mersch (eds.), *Performativität und Praxis*. München 2003, 19-33.
- Sybille Krämer/Marco Stahlhut, „Das ‚Performative‘ als Thema der Sprach- und Kulturphilosophie“. In: *Paragrana* 10 (1) (2001), 35-64.
- Stephen C. Levinson, *Pragmatik*. Tübingen 2000.
- Niklas Luhmann, „Metamorphosen des Staates“. In: Ders., *Gesellschaftstheorie und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft. Band 4*. Frankfurt a. M. 1995, 101-137.
- Bryan Magee, „The Philosophy of Language. Dialogue with John Searle“. In: Ders., *Men of Ideas. Some Creators of Contemporary Philosophy*. Oxford 1982, 153-172.
- Ruth Garrett Millikan, „Proper Function and Convention in Speech Acts“. In: Ders., *Language. A Biological Model*. Oxford 2005, 139-165.
- Friedrich Nietzsche, „Zur Genealogie der Moral“. In: Ders., *Jenseits von Gut und Böse. Zur Genealogie der Moral*. Kritische Studienausgabe. Herausgegeben von Giorgio Colli und Mazzino Montinari. München/Berlin ²1988, 245-412.
- Willard Van Orman Quine, „Zu Austins Methode“. In: Ders., *Theorien und Dinge*. Frankfurt a. M. 1985, 111-117.
- François Recanati, *Meaning and Force. The Pragmatics of Performative Utterances*. Cambridge 1987.
- „Reiterationen der Differenzen: Antwort an Derrida“ von John R. Searle. Zusammenfassung von Gerald Graff“. In: Jacques Derrida, *Limited Inc*. Wien 2001, 47-51.
- Eckard Rolf, *Illokutionäre Kräfte. Grundbegriffe der Illokutionslogik*. Opladen 1997.
- Eckard Rolf, *Symboltheorien. Der Symbolbegriff im Theoriekontext*. Berlin 2006.
- Richard Rorty, „Deconstruction and Circumvention“. In: Ders., *Essays on Heidegger and others. Philosophical papers. Volume 2*. Cambridge 1991, 85-106.
- Ferdinand de Saussure, *Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft*. Berlin ³2001.

- Eike von Savigny, *Die Philosophie der normalen Sprache. Eine kritische Einführung in die ‚ordinary language philosophy‘*. Frankfurt a. M. 1974.
- Arthur Schopenhauer, „Aphorismen zur Lebensweisheit“. In: Ders., *Parerga und Paralipomena. Kleine philosophische Schriften*. I. Stuttgart/Frankfurt a. M. 1962/³1987, 373- 592.
- John R. Searle, „Austin on Locutionary and Illocutionary Acts“. In: *The Philosophical Review* 77 (1968), 405-424. – Wieder in: Isaiah Berlin et al., *Essays on Austin*. Oxford 1973, 141-159.
- John R. Searle, „Assertions and Aberrations“. In: Bernard Williams/Alan Montefiore (eds.), *British Analytical Philosophy*. London 1966, 41-54. – Dt., „Behauptungen und Abweichungen“. In: Günther Grewendorf/Georg Meggle (eds.), *Linguistik und Philosophie*. Frankfurt 1974, 86-102.
- John R. Searle, *Speech Acts. An Essay in the Philosophy of Language*. Cambridge 1969.
- John R. Searle, „Reiterating the Differences: A Reply to Derrida“. In: *Glyph* 1 (1977), 198-208.
- John R. Searle, „A Taxonomy of Illocutionary Acts“. In: Keith Gunderson (ed.), *Language, Knowledge, and Mind*. Minneapolis 1975, 344-369. – Wieder in: John R. Searle, *Expression and Meaning. Studies in the Theory of Speech Acts*. Cambridge 1979, 1-29.
- John R. Searle, *Expression and Meaning. Studies in the Theory of Speech Acts*. Cambridge 1979. – Dt.: *Ausdruck und Bedeutung. Untersuchungen zur Sprechakttheorie*. Frankfurt a. M. 1982.
- John R. Searle, „Eine Taxonomie illokutionärer Akte“. In: Ders., *Ausdruck und Bedeutung. Untersuchungen zur Sprechakttheorie*. Frankfurt a. M. 1982, 17-50.
- John R. Searle, „Indirekte Sprechakte“. In: Ders., *Ausdruck und Bedeutung. Untersuchungen zur Sprechakttheorie*. Frankfurt a. M. 1982, 51-79.
- John R. Searle, „Der logische Status fiktionalen Diskurses“. In: Ders., *Ausdruck und Bedeutung. Untersuchungen zur Sprechakttheorie*. Frankfurt a. M. 1982, 80-97.
- John R. Searle, *Intentionalität. Eine Abhandlung zur Philosophie des Geistes*. Frankfurt a. M. 1987.

- John R. Searle, "How Performatives Work". In: *Linguistics and Philosophy* 12 (1989), 535-558. – Wieder in: John R. Searle, *Consciousness and Language*. Cambridge 2002, 156-179.
- John R. Searle, *The Rediscovery of the Mind*. Cambridge, Mass. 1992.
- John R. Searle, *Die Konstruktion der gesellschaftlichen Wirklichkeit. Zur Ontologie sozialer Tatsachen*. Reinbek bei Hamburg 1997.
- John R. Searle, "J. L. Austin (1911-1960)". In: A.P. Martinich/David Sosa (eds.), *A Companion to Analytic Philosophy*. Oxford 2001, 218-230.
- John R. Searle, "What is language: some preliminary remarks". In: Savas L. Tsohatzidis, *John Searle's Philosophy of Language. Force, Meaning, and Mind*. Cambridge 2007, 15-45.
- John R. Searle, "Social ontology: some basic principles (with a new addendum by the author)". In: Ders., *Philosophy in a New Century. Selected Essays*. Cambridge 2008, 26-52.
- John R. Searle/Daniel Vanderveken, *Foundations of Illocutionary Logic*. Cambridge 1985.
- Alexander Sesonske, "Performatives". In: *Journal of Philosophy* LXII (1965), 459-468.
- Sven Staffeldt, *Perlokutionäre Kräfte. Lexikalisierte Wirkungen sprachlicher Äußerungen im Deutschen*. Frankfurt a. M. 2007.
- Sven Staffeldt, *Einführung in die Sprechaktheorie. Ein Leitfaden für den akademischen Unterricht*. Tübingen 2008.
- P. F. Strawson, "Intention and Convention in Speech Acts". In: *The Philosophical Review* LXXIII (1964), 439-460. – Dt.: „Intention und Konvention bei Sprechakten“. In: Matthias Schirn (ed.), *Sprechhandlung – Existenz – Wahrheit. Hauptthemen der sprachanalytischen Philosophie*. Stuttgart-Bad Cannstatt 1974, 74-96.
- Avrum Stroll, *Twenty-Century Analytic Philosophy*. New York 2000.
- J. O. Urmson/G.J. Warnock, "J. L. Austin". In: *Mind* LXX (1961), 256-257. – Wieder in: Richard Rorty (ed.), *The Linguistic turn: essays in philosophical method*. Chicago 1967/²1992, 248-249.
- J. O. Urmson/G. J. Warnock, „Vorwort der Herausgeber zur zweiten Auflage der englischen Ausgabe“. In: John L. Austin, *Gesammelte philosophische Aufsätze*. Stuttgart 1986, 5-7.

-
- Daniel Vanderveken, *Meaning and Speech Acts. Volume I: Principles of Language Use*. Cambridge 1990.
- Zeno Vendler, *Res Cogitans. An Essay in Rational Psychology*. Ithaca 1972.
- Geoffrey Warnock, "John Langshaw Austin: A Biographical Sketch". In: K. T. Fann (ed.), *Symposium on J. L. Austin*. New York 1969, 3-21.
- Geoffrey Warnock, *Englische Philosophie im 20. Jahrhundert*. Stuttgart 1971.
- Geoffrey Warnock, "Saturday Mornings". In: Isaiah Berlin et al., *Essays on J. L. Austin*. Oxford 1973, 31-45.
- Geoffrey Warnock, "Some Types of Performative Utterance". In: Isaiah Berlin et al., *Essays on J.L. Austin*. Oxford 1973, 69-89.
- Geoffrey Warnock, *J. L. Austin*. London 1989.
- Mary Warnock, *A Memoir: People and Places*. London 2000.
- Uwe Wirth, „Der Performanzbegriff im Spannungsfeld von Illokution, Iteration und Indexikalität“. In: Ders. (ed.), *Performanz. Zwischen Sprachphilosophie und Kulturwissenschaften*. Frankfurt a. M. 2002, 9-60.
- Slavoj Žižek, *Grimassen des Realen. Jacques Lacan oder die Monstrosität des Aktes*. Köln 1993.

Edition Moderne Postmoderne



IRIS DÄRMANN, HARALD LEMKE (HG.)
Die Tischgesellschaft
Philosophische und kulturwissenschaftliche
Annäherungen

2008, 244 Seiten, kart., 24,80 €,
ISBN 978-3-89942-694-6



CHRISTIAN FILK
Günther Anders lesen
Der Ursprung der Medienphilosophie aus
dem Geist der »Negativen Anthropologie«

April 2009, ca. 150 Seiten, kart., ca. 16,80 €,
ISBN 978-3-89942-687-8



ALEXANDER GARCÍA DÜTTMANN
Derrida und ich
Das Problem der Dekonstruktion

2008, 198 Seiten, kart., 21,80 €,
ISBN 978-3-89942-740-0

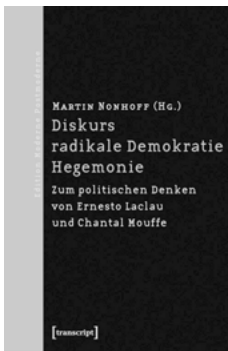
Leseproben, weitere Informationen und Bestellmöglichkeiten
finden Sie unter www.transcript-verlag.de

Edition Moderne Postmoderne



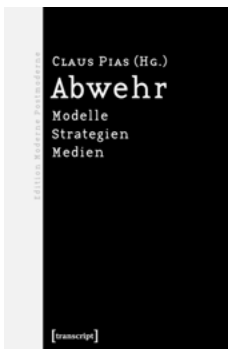
MARTIN GESSMANN
Wittgenstein als Moralist
Eine medienphilosophische Relektüre

Mai 2009, ca. 216 Seiten, kart., ca. 23,80 €,
ISBN 978-3-8376-1146-5



MARTIN NONHOFF (Hg.)
Diskurs – radikale Demokratie – Hegemonie
Zum politischen Denken von Ernesto Laclau
und Chantal Mouffe

2007, 250 Seiten, kart., 25,80 €,
ISBN 978-3-89942-494-2



CLAUS PIAS (Hg.)
Abwehr
Modelle – Strategien – Medien

April 2009, 230 Seiten, kart., 25,80 €,
ISBN 978-3-89942-876-6

Leseproben, weitere Informationen und Bestellmöglichkeiten
finden Sie unter www.transcript-verlag.de

Edition Moderne Postmoderne

EMMANUEL ALLOA,
ALICE LAGAAY (HG.)
Nicht(s) sagen
Strategien der Sprachabwendung
im 20. Jahrhundert
2008, 308 Seiten, kart., 28,80 €,
ISBN 978-3-89942-828-5

STEFFEN K. HERRMANN,
SYBILLE KRÄMER,
HANNES KUCH (HG.)
Verletzende Worte
Die Grammatik sprachlicher
Missachtung
2007, 372 Seiten, kart., 30,80 €,
ISBN 978-3-89942-565-9

RALF KRAUSE, MARC RÖLLI (HG.)
Macht
Begriff und Wirkung in
der politischen Philosophie
der Gegenwart
2008, 286 Seiten, kart., 27,80 €,
ISBN 978-3-89942-848-3

HARALD LEMKE
Die Kunst des Essens
Eine Ästhetik des kulinarischen
Geschmacks
2007, 220 Seiten, kart., 20,80 €,
ISBN 978-3-89942-686-1

HANS-JOACHIM LENGER,
GEORG CHRISTOPH THOLEN (HG.)
Mnema
Derrida zum Andenken
2007, 262 Seiten, kart., 25,80 €,
ISBN 978-3-89942-510-9

PRAVU MAZUMDAR
Der archäologische Zirkel
Zur Ontologie der Sprache in Michel
Foucaults Geschichte des Wissens
2008, 598 Seiten, kart., 45,80 €,
ISBN 978-3-89942-847-6

MARIA MUHLE
Eine Genealogie der Biopolitik
Zum Begriff des Lebens bei Foucault
und Canguilhem
2008, 306 Seiten, kart., 29,80 €,
ISBN 978-3-89942-858-2

ANDREAS NIEDERBERGER,
MARKUS WOLF (HG.)
**Politische Philosophie
und Dekonstruktion**
Beiträge zur politischen Theorie
im Anschluss an Jacques Derrida
2007, 186 Seiten, kart., 19,80 €,
ISBN 978-3-89942-545-1

DIRK QUADFLIEG
Differenz und Raum
Zwischen Hegel, Wittgenstein
und Derrida
2007, 364 Seiten, kart., 32,80 €,
ISBN 978-3-89942-812-4

ULRICH RICHTMEYER
**Kants Ästhetik im Zeitalter
der Photographie**
Analysen zwischen Sprache und Bild
Februar 2009, 250 Seiten, kart., 27,80 €,
ISBN 978-3-8376-1079-6

LUDGER SCHWARTE (HG.)
Auszug aus dem Lager
Zur Überwindung des modernen
Raumparadigmas in der politischen
Philosophie
2007, 318 Seiten, kart., zahlr. Abb., 31,80 €,
ISBN 978-3-89942-550-5

JÖRG VOLBERS
Selbsterkenntnis und Lebensform
Kritische Subjektivität nach
Wittgenstein und Foucault
April 2009, ca. 294 Seiten, kart., ca. 29,80 €,
ISBN 978-3-89942-925-1

Leseproben, weitere Informationen und Bestellmöglichkeiten
finden Sie unter www.transcript-verlag.de